This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

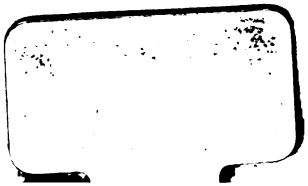
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~UNS 162 b. 9~~

Vet. Ger. III B. 62



Ludwig Tieck's

Schriften.

Dreizehnter Band.

Märchen.
Dramatische Gedichte.
Fragmente.

Berlin,
bei G. Reimer,
1829.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Dem

Herrn von Quandt

in Dresden.

Diese Gelegenheit ergreifend, Ihnen öffentlich zu sagen, wie sehr ich Sie, verehrter Freund, hochachte und wie nahe ich mich Ihnen, durch Ihren schönen und gebildeten Sinn für Kunst und Poesie, verbunden fühle, füge ich den Wunsch hinzu, daß Ihr Leben durch hergestellte Gesundheit ganz frisch und erneut für sich und Ihre Freunde alle Heiterkeit wieder gewinnen möge. Zwar „litten Sie alles so, als wenn Sie gar nichts litten" — aber, so hoffen alle, es werden die Genien auch jene Schmerzen und Leiden von Ihnen nehmen.

Ein ächter reiner Sinn, ein Enthusiasmus für unsern vaterländischen Goethe, so wie

für die Muſter alter Skulptur, ein Verſtändniß des Rafael, eine Liebe, die unbeſchränkt ſich alles Edle aneignen will, wird nicht häufig gefunden: noch ſeltner mit ſo vielen Kenntniſſen und dem Eifer, der Kunſt ſelbſt fortzuhelfen, vereinigt. —

L. Tieck.

Inhalt.

Märchen.

Die Heymonskinder.

Melusine. p. 67.

Dramatische Gedichte.

Ein Prolog.

Der Autor. Ein Fastnachtsspiel. p. 267.

Fragmente.

Magelone. Prolog. p. 227.

Aus dem alten Heldengedicht vom König Rother. p. 171.

Der erste Akt des Donauweibes. p. 193.

Die Geschichte

von den

Heymons Kindern,

in zwanzig altfränkischen Bildern.

1796.

Kurze Vorerinnerung.

Lieber Leser,

Ich weiß nicht, ob Dein Gemüth zuweilen so gestimmt ist, daß Du Dich gern und willig in die Zeit Deiner Kindheit zurück versetzest, Dich aller damaligen Eindrücke erinnerst, und ohne Bedauern vergissest, was Du seitdem gelernt und erfahren hast. Es gewährt einen eignen sonderbaren Genuß, Dein Jahrhundert und die Gegenstände um Dich her aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Du bist vielleicht irgend einmal krank gewesen, geliebter Leser, oder hast Dich einige Stunden hindurch in einer unvermutheten Einsamkeit befunden; von allen Zerstreuungen verlassen, kann man dann zuweilen an alten wunderlichen Zeichnungen oder Holzstichen ein Vergnügen finden und sich in ihnen verlieren; man betrachtet dann wohl aufmerksam ein

unzusammenhängendes und fast unverständiges Bild, wo vorn eine Rathsversammlung im königlichen Pallaste sitzt und man hinten das Meer mit Schiffen und Wolken, ohne alle perspektivische Kunst, wahrnimmt. Möchtest Du doch, o mein Lieber, ein solches und kein andres Vergnügen in gegenwärtigen altfränkischen Bildern erwarten, die wir Dir jetzt vor die Augen führen wollen. — Lebe wohl! —

Erstes Bild.

Die Pracht des Königs Carl.

Um Pfingsten hielt König Carl, dem man den Zunamen des Großen beigelegt hat, gewöhnlich in Paris ein großes Fest. Allda erschienen alle Herren, Baronen und Fürsten, und goldne und silberne Geschirre standen auf den Tafeln, und eine schöne schöne Musik klang durch die Gemächer. Es war bei diesem Feste alles versammelt, was man nur prächtiges sehn mochte.

Der König saß in allem seinem Schmuck, mit seiner glänzenden Krone am Tische, um ihn her seine Freunde, die Ritterschaft und die Damen, junge Edelleute warteten auf, damit es nirgends, weder an Speise noch an Trank, fehlen möchte.

Bei diesem Feste war auch Heymon, Graf von Dordone, gegenwärtig, ein angesehener und tapferer Rittersmann, der in allem Kriegswesen überaus erfahren war, so daß auch jedermann Achtung vor ihm hatte. Mit ihm war zugleich da sein Schwesterſohn Hugo, ein Jüngling von schönem Angesicht und langen goldgelben Haaren. Dieser näherte sich mit freundlichem und ehrerbietigen Anstande dem Könige, und sagte ihm, daß der Graf Heymon auch gegenwärtig sei; er erinnerte ihn, daß der Graf der einzige wäre, der keine Wohlthat von Seiner Majestät genossen hätte, er möchte ihn wenigstens mit den Gütern wieder beleh-

nen, die dem Grafen gehörten, und die er ihm aus Ungnade entzogen hätte.

Ueber diese Anrede ward König Carl sehr ergrimmt; er antwortete: daß er dem Grafen Heymon nie in etwas willfahren wolle. Hugo sagte hierauf sehr ernsthaft, daß jedes redliche Gemüth das Betragen des Königs tadeln müsse. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sprang Carl auf, zog sein Schwert und hieb den Jüngling nieder, daß er sogleich todt blieb. Alles gerieth in die größte Verwirrung, Ritter und Edle sprangen auf, die Tische fielen über den Haufen, die Musik verstummte, und die Spielleute entflohen, kurz, aus der größten Freude entstand plötzlich die größte Traurigkeit.

Zweites Bild.

Krieg; endlich wird Friede geschlossen.

Der Graf Heymon verließ sogleich mit seinem Anhange die Stadt; er bot alle seine Freunde auf und überfiel das Land, um den Tod seines Vetters Hugo zu rächen. Da war groß Rauben und Morden allenthalben; da sah man verwüstete Dörfer und geplünderte Klöster, die Leichen der Erschlagenen lagen auf den Heerstraßen, denn Heymon war in gewaltiger Wuth entbrannt. Carl stellte sich dem Feinde entgegen, aber sein Volk mußte immer der Tapferkeit des Grafen weichen.

Carl versammelte seinen Rath und verbannte den Grafen im zornigem Muthe aus seinem Lande, so daß er aller seiner Güter und Titel verlustig war und gleich

einem armen Flüchtlinge umherirrte. Dadurch wurden Heymon und seine Freunde nur noch mehr aufgebracht, sie verbrannten und verheerten das Land noch ärger als zuvor, sie raubten alles Gold und Silber das sie fanden, und streuten allenthalben das Elend des Krieges aus. Malegys, ein Vetter Heymons, that besonders großen Schaden, denn er war in der schwarzen Kunst ein wohlerfahrner Mann. Dieser Krieg währte sieben Jahre, und die Einwohner des Landes kamen endlich demüthig zum König Carl und baten ihn, daß er mit dem furchtbaren Heymon einen Frieden schließen möchte. Carl war anfangs über diese Vorstellung unwillig, schickte aber doch Gesandten mit freundlichem Anerbieten an seinen Feind, denn er sah selbst ein, daß ihm ein solcher Krieg sein Land verderbe. Heymon, der jetzt im Vortheile war, wollte von keinem Frieden hören, aber Carl schickte eine zweite Gesandtschaft, und ließ ihm sogar seine Schwester Aya zur Gemahlin anbieten, wenn er sich versöhnen wolle. Hierauf ging Heymon den Vertrag ein und der Friede ward geschlossen.

Drittes Bild.

Carlmann soll zum Könige gekrönt werden.

Heymon führte nun seine Braut in die Kirche, wo sie eingesegnet wurden. Roland begleitete sie dorthin. Das hochzeitliche Mahl sollte eingenommen werden, und Heymon bat König Carl, bei ihm zu bleiben; dieser aber brach schnell wieder auf, und zog nach Paris zurück. Heymon ward ergrimmt, und zog nach seinem Schlosse, wo er mit seinen Freunden die Hochzeit in

vierzig Tagen und vierzig Nächten auf's prächtigste feierte. Heymon hatte immer noch die abschlägliche Antwort des Königs im Sinne, und als er mit seiner Gemahlin das Bette besteigen wollte, zog er sein Schwert und schwur darauf, den Tod Hugo's an allen Nachkommen Carls zu rächen. Seine Hausfrau Aya erschrak, denn sie sah die ernsten und zornigen Geberden, und fürchtete sehr das Gemüth des Ritters.

Sie ward schwanger, und als sich die Zeit ihrer Entbindung nahte, gedachte sie an Heymons Schwur. Er war grade auswärts in einen Krieg verwickelt. Sie begab sich daher in ein Kloster und gebar einen Sohn, den sie Ritsart nannte, Bischof Turpin und Graf Roland waren die Pathen: darnach ließ sie ihn heimlich erziehn.

Heymon kam zurück und seine Gemalin ward zum zweitenmale schwanger, sie gebar einen zweiten Sohn, Writsart, als Graf Heymon wieder auswärts war. Eben so geschah es noch einmal, und der Sohn ward Adelhart genannt. Alle diese Kinder wurden heimlich Säugammen übergeben, und nachher wurden sie in einem verborgenen Zimmer des Schlosses erzogen.

Graf Heymon zog von neuem in den Krieg gegen die Ungläubigen, und dieser Krieg dauerte ganzer sieben Jahre. Nach dieser Zeit kam er wieder in sein Vaterland zurück, und hatte sieben tiefe Wunden an seinem tapfern Leibe und dennoch saß er geharnischt mit Helm und Schild zu Pferde, so, als wenn ihm nichts zugestoßen wäre, aber sein Sinn war groß, denn er hatte gesiegt, und brachte eine kostbare Reliquie, die Dornenkrone unsers Heilandes, mit sich. Seine Hausfrau empfing ihn mit großer Freude, beide gingen in das

Schlafzimmer und sie gebar nach neun Monaten wieder heimlich einen jungen Sohn, der Reinold getauft wurde. Nun hatte Graf Heymon vier Söhne, von denen er allen nichts wußte, denn seine Gemahlin fürchtete immer noch, daß er sie diesem Eide gemäß umbringen würde, wenn sie ihm die Sache entdeckte. König Carl hatte auch einen Sohn, Namens Carlmann, dieser war mit Reinold von einem Alter und von einer Größe, aber in seinem funfzehnten Jahre wuchs Reinold dergestalt in die Höhe, daß er einen Fuß länger war, als Carlmann. Schon damals war Reinold der größte und stärkste von seinen Brüdern.

König Carl war jetzt ein Greis geworden und gedachte seinem Sohne Carlmann die Krone aufzusetzen. Er berief daher die Vornehmsten des Reichs, sammt den zwölf Genossen von Frankreich und dem berühmten Bischofe Turpin. Als alle versammelt waren und eine Stille ausgerufen war, erhob sich König Carl und hielt eine Rede, wie er nun schon alt sei, und das wahre Einsehn in das Reich nicht mehr besitze, er habe daher alle gegenwärtige Herren versammelt, um seinen Sohn, der jung und stark sei, zum König krönen zu lassen. Die Fürsten waren sich dieses Antrags nicht vermuthet und wußten daher lange nicht, was sie antworten sollten, bis endlich Turpin, der weise Bischof, aufstand und sagte: Mein König, es fehlt in dieser Versammlung noch ein Mann, der zu dieser Krönung unentbehrlich ist, denn er ist fast der tapferste Ritter im ganzen Lande. — Gewiß meint Ihr, antwortete Carl, den Grafen Heymon von Dordone, der mir so großes Leidwesen zugefügt hat, mit Rauben, Brennen und Plündern, aber ich muß es bekennen, er ist ein

tapfrer Mann, so daß er fast seines Gleichen nicht hat. Nun, ich will nach ihm schicken, wenn Ihr meint, daß es so besser sei.

Die Krönung wurde hierauf noch vierzig Tage verschoben, und man beschloß, den Grafen Roland mit einigen andern Herren abzusenden, mit denen der Graf Heymon immer in Frieden und Freundschaft gelebt hatte; denn König Carl traute seinem versöhnten Feinde immer noch nicht, auch wußte er es wohl, wie übel es der Graf empfunden, daß er bei der Heirath mit seiner Schwester sein Mahl verschmäht hatte. Er gab daher den Abgesandten allerlei köstliche Geschenke mit, und einem jeden einen Oliventzweig in seine Hand.

So näherten sie sich dem Schlosse Heymons, und Frau Aya gewahrte ihrer, denn sie saß am Fenster; sie erkannte alle sogleich und war für das Leben der Abgesandten besorgt, weil sie der Gemüthsart ihres Herrn wohl wissend war. Als die Ritter daher in den Saal getreten waren, verfügte sie sich auch dort hin, um zu sehen, wie es würde, sie hieß sie dort willkommen, und brachte ihnen einen Becher mit Wein; dann sprach sie bei ihrem Gemal für die Herren, die in der größten Ungewißheit da standen, denn sie hatten schon einigemale ihr Begehren angebracht, aber Heymon hatte auch nicht mit einem einzigen Laute geantwortet.

Da ihm nun jetzt seine eigene Gemahlin zuredete, so ging er ergrimmt im Saale auf und ab, so, daß alle zitterten, dann schlug er sich mit der Faust vor die Stirn, lehnte sich an einen Pfeiler des Gemachs und weinte bitterlich. Da das die anwesenden Ritter an einem solchen Helden gewahr wurden, so hätten sie beinahe mitgeweint, ohne zu wissen, was ihm sei,

so erschütternd war der Anblick; aber die Hausfrau, die eines solchen Anblicks ungewohnt war, zerfloß in Thränen und warf sich zu seinen Füßen nieder, und beschwur ihn, daß er doch Rede und Antwort geben möchte.

Steh auf, unglückselige Frau, sagte er so leutselig, wie sie ihn noch nie hatte sprechen hören; wohl mag ich Dich, so wie mich selber unglückselig nennen, denn ich habe graues Haar davon getragen, ohne einen Sohn von mir zu sehn, dem ich meine Haabe hinterlassen könnte. Keines Siegs, keines Ruhmes mag ich mich freuen, denn alles stirbt mit mir weg, keiner aus meinem Geschlechte erwähnt dankbar meiner, und Fremde theilen sich in meine Güter, in die Fahnen und Waffenrüstungen, die ich so mühselig erbeutet habe, und nun soll ich hingehn und Carlmann, den Erben Carls, krönen helfen, ich selbst ohne Erbe, ohne Sohn. Ich weiß, er meints noch schlimmer mit mir, als der Vater; dürften sie mit mir handeln, wie sie wollten, sie ließen mich nimmermehr am Leben.

Heymon konnte vor Grimm und vor Thränen nicht weiter sprechen, aber seiner Gemahlin ging das Herz vor Freude auf, sie wußte erst nicht, was sie sprechen sollte, aber sie erinnerte ihn an den schrecklichen Eid, den er in der Nacht nach der Hochzeit geschworen hatte; doch Heymon sagte: o Frau, solche Eide zu halten, ist nichtswürdig, hätt' ich nur einen Sohn, und es könnte ein Held aus ihm werden, so wollt' ich ihn so lieben, wie Carl seinen Carlmann nimmer lieben kann. Nun entdeckte ihm Aya ihren verborgenen Handel, darüber wurde Heymon froh und drückte den ange-

kommenen Rittern die Hand von Herzen; dann verließ er sie, um seine Kinder zu besehen.

Er kam mit seiner Hausfrau vor das verschlossene Gemach, in dem sie lebten, da stand er still, um ihr Gespräch mit anzuhören. Reinold tobte drinnen, und schrie über den Speisemeister, daß er ihnen nicht genug zu essen, und keinen guten Trunk bringe; Adelhart verwies seinem Bruder diese Heftigkeit, und sagte ihm, daß er sich vor Heymon hüten müsse, der ihn gewiß umbringen ließe, wenn er dem Speisemeister etwas zu Leide thäte.

Was kümmert mich Heymon, der graue Hund! rief Reinold erboßt, wenn ich ihn hier hätte, ich wollte ihn so mit Fäusten zusammenschlagen, daß er liegen bleiben sollte!

Dieser ist gewiß und wahrhaftig mein Sohn, sagte Heymon, aber jetzt will ich's probiren, ob es auch die andern sind. — Ohne weiteres stieß er also mit seinem Fuß an die verschlossene Thür, so daß sie zersprang. Kaum aber stand er im Zimmer, so lief Reinold auf ihn zu und schrie: Was hast Du, alter Graubart, hier zu schaffen? und mit diesen Worten warf er ihn zu Boden. Die andern Brüder kamen auch herzugelaufen, und Heymon, der sich nichts Gutes versahe, rief: o ihr jungen Helden, schlaget mich nicht, denn ich bin Euer Vater, haltet Ruhe, und ich will Euch alle zu Rittern machen. Als Reinold hörte, daß das sein Vater sei, hob er ihn vom Boden auf und tröstete ihn über seinen harten Fall, darauf umarmte der Vater seine Kinder nach der Reihe, mit besondrer Inbrunst aber schloß er Reinold, den jüngsten, in seine Arme, so daß diesem die Nase zu bluten anfing. —

Wärt Ihr nicht mein Vater: rief Reinold, seht, so wollt' ich Euch dafür schlagen, daß Ihr solltet liegen bleiben. — Aber Heymon ward über dergleichen Reden noch mehr erfreut, und Frau Aya stand draußen, und wußte nicht, ob sie lächeln oder weinen sollte.

Viertes Bild.

Das Roß Bayart.

Die Söhne mußten sich nun in dem Saal versammeln, wo sie ihr Vater zu Rittern schlug, erst den Ritsart, dann Writsart, hierauf Adelhart, und endlich Reinold. Als er zu diesem kam, hatte der sich die goldnen Sporen schon angelegt, und das Schwert umgehängt, und so ging er stolz und übermüthig einher. Der Vater schenkte ihm seine Schlösser Pirlapont und Falkalon, weil er ihn für den würdigsten hielt.

Heymon ließ nun seinen Söhnen mehrere schöne Pferde vorführen, und das schönste gab er dem Reinold; dieser sah es an, und da es ihm schwach vorkam, schlug er es mit der Faust vor dem Kopf, daß es gleich todt niederfiel: hierauf sagte er zu seinem Vater: das Roß ist viel zu schlecht, mich zu tragen, gebt mir ein bessres. Seine Mutter sagte: auf die Art mein Sohn, möchtest Du wohl alle Pferde zu todte schlagen, und keins könnte Dir gerecht seyn. Aber Heymon ließ ein größeres und stärkeres vorführen; dem that Reinold eben wie dem vorigen, man brachte ein noch höheres, da sprang er hinauf, daß er dem Pferde den Rückgrad zerbrach, so daß es bald nachher starb. Vater, sagte er betrübt, was soll ich machen, wenn sich keins der

Pferde für mich schicken will! Heymon aber war über die ungemeine Stärke seines Sohnes sehr erfreut, und sagte: mein Sohn, ich wüßte wohl noch ein anderes Pferd für Dich, wenn Du es nur zähmen könntest, es ist in einem festen Thurm verwahrt, mein Vetter Malegys hat es mir geschenkt, und heißt Roß Bayart; es ist schwarz wie ein Rabe, und hat kein Haar und Mähne, und ist wohl stärker, als zwanzig andre Pferde. — Gebt mir das Pferd, rief Reinold, und ich will es bezähmen.

Der Vater rieth ihm hierauf einen Harnisch anzulegen, dessen Reinold sich erst schämte, da er es nur mit einem Pferde zu thun haben sollte; wie er aber hörte, daß Bayart Steine wie Heu zerbeißen könne, panzerte er sich doch und ging dann mit einem tüchtigen Prügel nach dem Thurme, in dem Bayart stand. Viele Ritter und Frauen folgten ihm, um zu sehen, wie er mit dem Roß handthieren würde.

Als er in den Thurm gekommen war, stellte er sich hin, um Bayart zu betrachten, wie er es mit den übrigen Pferden gemacht hatte, aber Bayart gab ihm einen solchen Schlag, daß er zu Boden fiel. Die Mutter weinte und schrie: Ach, mein Sohn Reinold ist todt, Bayart hat ihn erschlagen, nachdem er selbst drei andre Pferde erschlagen hat. — Heymon trat auf Reinold zu, und schüttelte ihn und sprach: Sei wohlgemuth, mein Sohn, ich schenke Dir das Roß, wenn Du es bezwingst, denn ich gönne es keinem lieber, als Dir. Nun, sagte Aya, wie soll er denn das Roß bezwingen, da er todt ist? — Schweig, Frau, antwortete Heymon, er ist mein Sohn, so wird er gewiß wieder aufstehn. — Indem ermunterte sich Reinold

wieder, und ging mit seinem Prügel auf Bayart los, Bayart aber nahm ihn und warf ihn vor sich in die Krippe. Es entstand hierauf ein gewaltiger Kampf zwischen dem jungen Ritter und dem Rosse; endlich packte Reinold Bayart beim Halse, und schwang sich auf ihn. Dann ließ er ihm die Sporen fühlen, so daß Bayart mit gewaltigen Sprüngen zum Thurm hinausarbeitete, und über das Feld hin und über breite Gräben setzte. Dann ritt Reinold mit dem Pferde zurück, stieg ab, streichelte es und wischte ihm den Schweiß ab, und Bayart stand und zitterte vor dem Ritter; so hatte Reinold das Pferd bezwungen, und er legte ihm nun auch ein schönes Gebiß an, und putzte es so auf, wie man mit andern Pferden zu thun pflegt.

Fünftes Bild.

Reinolds Händel am Hofe.

Heymon ritt nun mit seinen Söhnen und den Abgesandten nach Paris, und König Carl kam ihm entgegen, und freute sich ihn zu sehen, denn es war in zwanzig Jahren das erstemal, daß er ihn unbewaffnet sah. Carlmann folgte ihm sehr ungern, denn er hatte einen Haß auf Heymon und sein ganzes Geschlecht. Nach einem freundlichen Empfange ritten alle nach Paris zurück. Die Ritterschaft und alle Damen bewunderten Reinolds Schönheit und Stärke, worüber Carlmann sehr ergrimmt ward, weil er sich für den schönsten und tapfersten Ritter im Lande hielt. Er ging zu Reinold, und sagte zu ihm: Vetter, schenket mir Euer Pferd, so will ich Euch eine andre Gabe

kommenen Rittern die Hand von Herzen; dann verließ er sie, um seine Kinder zu besehen.

Er kam mit seiner Hausfrau vor das verschlossene Gemach, in dem sie lebten, da stand er still, um ihr Gespräch mit anzuhören. Reinold tobte drinnen, und schrie über den Speisemeister, daß er ihnen nicht genug zu essen, und keinen guten Trunk bringe; Adelhart verwies seinem Bruder diese Heftigkeit, und sagte ihm, daß er sich vor Heymon hüten müsse, der ihn gewiß umbringen ließe, wenn er dem Speisemeister etwas zu Leide thäte.

Was kümmert mich Heymon, der graue Hund! rief Reinold erboßt, wenn ich ihn hier hätte, ich wollte ihn so mit Fäusten zusammenschlagen, daß er liegen bleiben sollte!

Dieser ist gewiß und wahrhaftig mein Sohn, sagte Heymon, aber jetzt will ich's probiren, ob es auch die andern sind. — Ohne weiteres stieß er also mit seinem Fuß an die verschlossene Thür, so daß sie zersprang. Kaum aber stand er im Zimmer, so lief Reinold auf ihn zu und schrie: Was hast Du, alter Graubart, hier zu schaffen? und mit diesen Worten warf er ihn zu Boden. Die andern Brüder kamen auch herzugelaufen, und Heymon, der sich nichts Gutes versahe, rief: o ihr jungen Helden, schlaget mich nicht, denn ich bin Euer Vater, haltet Ruhe, und ich will Euch alle zu Rittern machen. Als Reinold hörte, daß das sein Vater sei, hob er ihn vom Boden auf und tröstete ihn über seinen harten Fall, darauf umarmte der Vater seine Kinder nach der Reihe, mit besondrer Inbrunst aber schloß er Reinold, den jüngsten, in seine Arme, so daß diesem die Nase zu bluten anfing. —

Wärt Ihr nicht mein Vater: rief Reinold, seht, so wollt' ich Euch dafür schlagen, daß Ihr solltet liegen bleiben. — Aber Heymon ward über dergleichen Reden noch mehr erfreut, und Frau Aya stand draußen, und wußte nicht, ob sie lächeln oder weinen sollte.

Viertes Bild.

Das Roß Bayart.

Die Söhne mußten sich nun in dem Saal versammeln, wo sie ihr Vater zu Rittern schlug, erst den Ritsart, dann Writsart, hierauf Adelhart, und endlich Reinold. Als er zu diesem kam, hatte der sich die goldnen Sporen schon angelegt, und das Schwert umgehängt, und so ging er stolz und übermüthig einher. Der Vater schenkte ihm seine Schlösser Pirlapont und Falkalon, weil er ihn für den würdigsten hielt.

Heymon ließ nun seinen Söhnen mehrere schöne Pferde vorführen, und das schönste gab er dem Reinold; dieser sah es an, und da es ihm schwach vorkam, schlug er es mit der Faust vor dem Kopf, daß es gleich todt niederfiel: hierauf sagte er zu seinem Vater: das Roß ist viel zu schlecht, mich zu tragen, gebt mir ein bessres. Seine Mutter sagte: auf die Art mein Sohn, möchtest Du wohl alle Pferde zu todte schlagen, und keins könnte Dir gerecht seyn. Aber Heymon ließ ein größeres und stärkeres vorführen; dem that Reinold eben wie dem vorigen, man brachte ein noch höheres, da sprang er hinauf, daß er dem Pferde den Rückgrad zerbrach, so daß es bald nachher starb. Vater, sagte er betrübt, was soll ich machen, wenn sich keins der

Pferde für mich schicken will! Heymon aber war über die ungemeine Stärke seines Sohnes sehr erfreut, und sagte: mein Sohn, ich wüßte wohl noch ein anderes Pferd für Dich, wenn Du es nur zähmen könntest, es ist in einem festen Thurm verwahrt, mein Vetter Malegys hat es mir geschenkt, und heißt Roß Bayart; es ist schwarz wie ein Rabe, und hat kein Haar und Mähne, und ist wohl stärker, als zwanzig andre Pferde. — Gebt mir das Pferd, rief Reinold, und ich will es bezähmen.

Der Vater rieth ihm hierauf einen Harnisch anzulegen, dessen Reinold sich erst schämte, da er es nur mit einem Pferde zu thun haben sollte; wie er aber hörte, daß Bayart Steine wie Heu zerbeißen könne, panzerte er sich doch und ging dann mit einem tüchtigen Prügel nach dem Thurme, in dem Bayart stand. Viele Ritter und Frauen folgten ihm, um zu sehen, wie er mit dem Roß handthieren würde.

Als er in den Thurm gekommen war, stellte er sich hin, um Bayart zu betrachten, wie er es mit den übrigen Pferden gemacht hatte, aber Bayart gab ihm einen solchen Schlag, daß er zu Boden fiel. Die Mutter weinte und schrie: Ach, mein Sohn Reinold ist todt, Bayart hat ihn erschlagen, nachdem er selbst drei andre Pferde erschlagen hat. — Heymon trat auf Reinold zu, und schüttelte ihn und sprach: Sei wohlgemuth, mein Sohn, ich schenke Dir das Roß, wenn Du es bezwingst, denn ich gönne es keinem lieber, als Dir. Mann, sagte Aya, wie soll er denn das Roß bezwingen, da er todt ist? — Schweig, Frau, antwortete Heymon, er ist mein Sohn, so wird er gewiß wieder aufstehn. — Indem ermunterte sich Reinold

wieder, und ging mit seinem Prügel auf Bayart los, Bayart aber nahm ihn und warf ihn vor sich in die Krippe. Es entstand hierauf ein gewaltiger Kampf zwischen dem jungen Ritter und dem Rosse; endlich packte Reinold Bayart beim Halse, und schwang sich auf ihn. Dann ließ er ihm die Sporen fühlen, so daß Bayart mit gewaltigen Sprüngen zum Thurm hinausarbeitete, und über das Feld hin und über breite Gräben setzte. Dann ritt Reinold mit dem Pferde zurück, stieg ab, streichelte es und wischte ihm den Schweiß ab, und Bayart stand und zitterte vor dem Ritter; so hatte Reinold das Pferd bezwungen, und er legte ihm nun auch ein schönes Gebiß an, und putzte es so auf, wie man mit andern Pferden zu thun pflegt.

Fünftes Bild.

Reinolds Händel am Hofe.

Heymon ritt nun mit seinen Söhnen und den Abgesandten nach Paris, und König Carl kam ihm entgegen, und freute sich ihn zu sehen, denn es war in zwanzig Jahren das erstemal, daß er ihn unbewaffnet sah. Carlmann folgte ihm sehr ungern, denn er hatte einen Haß auf Heymon und sein ganzes Geschlecht. Nach einem freundlichen Empfange ritten alle nach Paris zurück. Die Ritterschaft und alle Damen bewunderten Reinolds Schönheit und Stärke, worüber Carlmann sehr ergrimmt ward, weil er sich für den schönsten und tapfersten Ritter im Lande hielt. Er ging zu Reinold, und sagte zu ihm: Vetter, schenket mir Euer Pferd, so will ich Euch eine andre Gabe

dagegen verehren. Reinold antwortete: Es thut mir leid, daß ich Ew. Majestät für jetzt diese Bitte abschlagen muß, denn ich finde sonst kein ander Pferd, das für mich stark genug wäre. Carlmann ging zornig beiseit und sagte: Nun wohl, soll er auch, wenn ich gekrönt bin, kein Lehn empfangen, so wie die übrigen. Da Reinold dies hörte, ging er wieder zu ihm und sagte: Ich danke Gott, daß mir mein Vater so viel gegeben hat, daß ich Eurer Lehne nicht bedarf.

Als die Tafel gehalten ward, befahl Carlmann, daß man den Heymons Kindern nichts zu essen geben sollte. Alle Ritter und Edle setzten sich, da erscholl Musik, und einem jeden ward aufgetragen, so viel nur sein Herz begehrte; nur die Kinder Heymons erhielten nichts, und man that, als wären sie gar nicht zugegen. Als Reinold dieses inne wurde, ging er hinaus, stieß mit einem Fuß die Thür der Küche auf, und nahm von den dastehenden Schüsseln so viel als ihm beliebte. Der Koch wollte ihm die Schüsseln nicht verabfolgen lassen, aber Reinold schlug ihn sogleich, daß er zur Erden fiel. Nun hatte er mit seinen Brüdern genug; und König Carl, der den Vorfall hörte, sagte: er hat Recht gethan. Der Marschall näherte sich Reinold und sagte: Junger Herr, Ihr habt groß Unrecht gethan, den Koch zu erschlagen, wenn ich einer seiner Verwandten wäre, so würde ich das schwer an Euch rächen. Dazu habt Ihr keinen Muth, sagte Reinold, und der Marschall ward über diese Antwort erzürnt, und schlug nach Reinold; aber dieser schlug ihn mit der Faust sogleich zu Boden, und stieß dem Leichnam mit dem Fuß, daß er weit in den Saal hineinrollte. König Carl gebot Ruhe, und daß die Kurzweil und die Musik

ungestört fortwähren solle; worauf denn alle guter Dinge waren, und so der Tag zu Ende ging.

Carlmann gebot, daß man in der Nacht den Heymons Kindern kein Bette anweisen sollte, so daß sie in Ruhe schlafen könnten. Als dies Reinold inne ward, machte er in der Nacht ein solches Getöse mit seinen Waffen, daß alles im Schlosse aus den Betten fuhr, und bekümmert war und durch einander lief. Nun legte sich Reinold mit seinen Brüdern in die Betten, die ihnen am besten gefielen, und diejenigen, die so vertrieben waren, brachten die Nacht unter Klagen und Murren hin.

Am folgenden Tage ward Carlmann in der Kirche feierlich zum Könige von Frankreich gekrönt. Ein schöne Musik ward aufgeführt, und der ritterliche Bischof Turpin las die Messe, und dem jungen Könige ward ein kostbares Schwert umgegürtet, und eine überaus köstliche Krone auf das Haupt gesetzt.

Reinold war vom König Carl zum Speisemeister ernannt, Adelhart zum Mundschenken, und sie versahen ihre Dienste sehr wohl, als der Zug zum Pallaste zurückgekommen war; auch Ritsart und Writsart warteten überaus geschickt bei der Tafel auf, so, daß jedermann die adeligen Sitten bewunderte. Nach der Mahlzeit versammelte König Carlmann alle Edlen im Garten, und theilte die Lehen aus, aber den Heymons Kindern gab er nichts, worüber Heymon ergrimmt zu König Carl lief, und ihm diesen Vorfall kund that. Carl schalt in Gedanken die Unart seines Sohnes, und gab allen drei Brüdern sehr ansehnliche Grafschaften zur Lehen, worüber Carlmann, als er es erfuhr, äußerst erbost ward. Er sagte: ich will jetzt probiren an einem

Steinwurfe, ob die Edeln meines Landes auch stark und gewaltig sind; ich vermesse mich, der stärkste im Werfen im ganzen Königreich zu sein. — Alle Ritter und Edle schwiegen still, und Carlmann wiederholte die stolzen Worte noch einmal. Der alte Heymon konnte diese Vermessenheit nicht anhören, und sagte: Ew. Majestät sollten Gott im Stillen für seine große Gnade danken, wenn dem also ist, aber ich kenne einen jungen Helden von zwanzig Jahren, der diesen Stein wohl weiter werfen könnte, wenn er nur wollte, als Ihr es je im Stande seid. — Holt nur Euren Sohn Reinold! rief Carlmann ergrimmt, damit Ihr selbst gewahr werdet, wie Ihr mit Euren prahlerischen Reden zu Schanden werden sollt. Da ging Heymon abseits seinen Sohn Reinold aufzusuchen, und weinte bitterlich, denn die Rede Carlmanns hatte ihn gar zu sehr innerlich verdrossen. Reinold sah seinen Vater auf sich zu kommen, und verwunderte sich über die Thränen, die diesem von den Wangen herunterliefen. Heymon erzählte ihm den Vorfall, und bat seinen Sohn, den Stein doch ja weiter zu werfen, weil er sonst als ein Lügner bestehen müsse, welches ihm in seinem ganzen Leben noch nicht begegnet sei. Reinold wandte ein, daß Carlmann sein König sei, und daß er ihn nicht erzürnen wolle; worauf Heymon sagte: nun gut, mein Sohn, wenn Du Deinen alten Vater umsonst hast weinen lassen, so muß ich sterben, denn ich kann als Lügner nicht weiter leben. Darauf rief Reinold aus: Nein, sterben sollt Ihr nicht, ich will den Stein weiter werfen, und wenn gleich mein Gegner der Teufel wäre. So folgte er seinem Vater zur Gesellschaft.

Carlmann warf den Stein weit weg, die übrigen

Ritter warfen auch, aber keiner erreichte Carlmanns Ziel. Reinold nahm ihn und warf ihn viel weiter, als der König gethan hatte. Darauf nahm Carlmann seine ganze Gewalt zusammen, und warf den Stein noch weiter als Reinold, Reinold aber ergriff ihn wieder, und warf ihn mit großer Leichtigkeit so weit über das Ziel hinaus, daß Carlmann den Muth verlor.

Da der junge König sehr erboßt war, so versuchte es der falsche Ganelon, ihn zu trösten. Er schlug ihm vor, dem Adelhart auf den Kopf zuzusagen, daß er sich ermessen habe, ihn im Schachspiel zu überwinden, er sollte also mit ihm spielen und dabei ausmachen, daß derjenige, der fünf Spiele hinter einander gewönne, dem andern das Haupt abschlagen dürfe. Dem Könige gefiel dieser falsche Rath, und er ließ Adelhart kommen; dieser weigerte sich lange, um einen so hohen Preis zu spielen, aber Carlmann zwang ihn dazu, und Ganelon bezeugte, daß er sich vermessen habe, den König im Schachspiel zu besiegen. Carlmann gewann drei Spiele hintereinander, und Adelhart war seines Lebens wegen sehr besorgt. Aber er nahm allen seinen Verstand zusammen und gewann das folgende Spiel und eben so noch vier andre, womit er eigentlich das Haupt des jungen Königs gewonnen hatte. Er neigte sich gegen Carlmann, und sagte: Ich begehre nicht den Vertrag zu erfüllen, aber hüte sich Ew. Majestät vor Demjenigen, der Euch diesen Rath gegeben hat, denn er meint es wahrlich nicht gut mit Euch. Carlmann aber ergriff das silberne Spielbrett, und schlug damit Adelhart ins Angesicht, daß er blutete. Adelhart ging traurig fort in den Stall, lehnte seinen Kopf an Bayart und weinte; dort traf ihn Reinold und fragte ihn, was ihm

fehle; er wollte es anfangs verschweigen, weil er den Grimm seines Bruders fürchtete, da ihn aber Reinold selber zu ermorden drohte, wenn er ihm die Wahrheit nicht gestünde, so erzählte er ihm aus Furcht den ganzen Verlauf des gefährlichen Spiels. Da ward Reinold sehr zornig, und sagte: Wie? darf man einem Bruder von mir so begegnen? Kann ich es leiden, daß ich so das brüderliche theure Blut zu Boden fließen sehe? Du hast sein Haupt gewonnen, und ich will es Dir bringen.

Er ließ hierauf Bayart nebst den andern Pferden heimlich aus der Stadt schaffen, dann ging er in Carlmanns Zimmer, bei dem sich Carl und viele Edle befanden; mit grimmigem Gesicht packte er den jungen König bei den Haaren und schlug ihm sein Haupt mit dem Schwerte ab; worauf er es seinem Bruder Adelhart gab und sagte: Hier hast Du Deinen Gewinnst!

Dann verließen die Brüder mit ihrem Vater die Stadt Paris.

Sechstes Bild.

Die Brüder in der Verbannung.

König Carl war von Schmerz und Erstaunen ganz bewußtlos, er versammelte schnell seine Ritter, und eilte den Flüchtigen nach. Vor dem Thore begann ein hitziges Gefecht. Heymon hielt sich mit seinen Söhnen sehr tapfer, doch wurden allen die Pferde unter dem Leibe umgebracht. Da sprangen die drei Brüder hinter Reinold auf sein Pferd Bayart, das sie alle viere so schnell davon trug, daß keiner sie ereilen konnte,

Aber Heymon blieb zurück, und stritt noch lange zu Fuß, und gebrauchte sich ungemein tapfer. Aber endlich konnte er der Macht nicht länger widerstehn, und gab sich ritterlich gefangen in die Hände des Bischofs Turpin, weil er dem Könige Carl nicht allerdings traute und eine schwere Rache von ihm besorgte.

Als Carl daher den Gefangenen wollte hängen lassen, widersetzte sich Turpin und die übrige Ritterschaft, so daß Heymon nur schwören mußte, seine Söhne in die Gefangenschaft zu überliefern, so bald als es ihm möglich wäre.

Reinold kam mit seinen Brüdern auf seinem Schlosse an, sie nahmen zärtlichen Abschied von ihrer Mutter, und beladen sich mit vielen Kostbarkeiten und so entflohen sie nach Spanien; ihr Vater war ein Freund des Königs, und hatte ihm lange gedient, sie hofften daher dort eine gute Aufnahme zu finden.

Der König sah sie in der Ferne kommen, und erkannte sie sogleich an ihrem Familienwappen; er wunderte sich darüber, daß ihrer viere auf einem Pferde ritten, und beschloß, sie sogleich in seine Dienste zu nehmen, weil er sich erinnerte, wie treu und tapfer ihm ihr Vater Heymon ehemals gedient hatte. Er nahm sie daher sehr gnädig auf, versprach ihnen Sold und Unterhalt; sie freueten sich, und gaben ihm dafür ihren Schatz in Verwahrung, den sie mit sich gebracht hatten.

So lange sie am Hofe etwas Neues waren, wurden sie gut gehalten, aber bald wurde man ihrer und ihres treuen Dienstes überdrüssig, dazu warf man ihnen auch immer vor, daß sie ihren Vetter Carlmann erschlagen hätten, und deshalb Landes flüchtig wären.

Reinold war im Herzen ergrimmt, daß man ihrer mit jedem Tage weniger achtete; nach drei Jahren gab man ihnen gar keinen Sold, noch Kleider, noch Unterhalt. Reinold schickte einen Knappen Wendelin an den König, und ließ sich wenigstens seinen Schatz ausbitten, um weiter ziehen zu können; aber der König ließ den Abgesandten mit Schlägen zum Pallast hinauswerfen, und Reinold bekam diese üble Botschaft. Er ließ daher sein Roß Bayart satteln, und vor die Stadt führen, nahm seinen Bruder Adelhart mit sich, und ging so in den Pallast des Königs.

Der König saß gerade bei der Tafel; Reinold verbeugte sich demüthig, und begehrte in höflichen Ausdrücken seinen Schatz, um sein Glück in einer andern Gegend versuchen zu können, aber der König schwieg tückischerweise still, und gab keine Antwort. Reinold wiederholte sein Gesuch in denselben Ausdrücken, aber der König schlug die Augen nieder, und that, als vernähme er kein Wort. Hierauf zog Reinold sein Schwert und sagte: Ich sehe wohl, daß bei Ew. Majestät keine Güte hilft, ich muß daher mit Ew. Majestät auf eine andere Weise sprechen, ich will Euch das Haupt abschlagen, wie ich meinem Vetter Carlmann gethan habe, und solches als einen Schatz mit mir nehmen. Da der König das Schwert sah, fing er an um Gnade zu bitten, aber es war zu spät, Reinold schlug ihm das Haupt ab, und gab es seinem Bruder Adelhart, es an den Sattel zu hängen, und es als einen Schatz mitzunehmen.

Es entstand ein großer Aufruhr in der Stadt und Reinold hatte genug zu thun, um sich und seine Brüder zu schützen. Von ihrem Rosse Bayart schlu-

gen sie manchen Mann zu todt, und verwundeten manchen, aber sie alle wurden ebenfalls verwundet. Doch hielten sie sich so tapfer, daß sie endlich davon kamen, und nun überlegten sie, was sie zu thun hätten. Der Entschluß fiel endlich dahin aus, daß sie nach Tarragon zum Könige Ivo gehen wollten; der ein abgesagter Feind des Königs in Spanien war; ihm wollten sie das abgeschlagene Haupt präsentiren, und er würde sie denn wahrscheinlich gütig und freundschaftlich aufnehmen.

Da sie nun in Sicherheit, und schon auf seinem Gebiete waren, da stiegen sie vom Pferde, und verbanden einer dem andern die Wunden. Dann legten sie sich nieder und schliefen, weil alle nach so hartem Drangsal der Ruhe sehr benöthigt waren.

Siebentes Bild.

Reinold vermählt sich.

Als die Brüder ausgeschlafen hatten, gingen sie an den Hof des Königs Ivo, und Reinold trug auf seinem Speere das Haupt des Königs mit der Krone. Der König Ivo verwunderte sich über die Maaßen, als er diese Herren alle auf einem Pferde ankommen sah, er rief seine Räthe an's Fenster, und alle erstaunten gleich sehr über diesen Anblick.

Reinold und seine Brüder warfen sich vor dem Könige nieder, und gaben sich zu erkennen, dann verehrten sie ihm das Haupt seines Feindes, welches er mit großer Freude annahm. Es wurde ihnen ein köstliches Mahl zubereitet, hernach gab man ihnen schöne Kleider

und wies ihnen ihre Wohnungen an. Bald hernach fiel Ivo mit seinem Heere in Spanien ein, und Reinold und seine Brüder begleiteten ihn auf diesem Zuge. Das Heer war siegreich, besonders durch die Hülfe der Heymons Kinder, und so zogen sie endlich wieder nach Hause.

König Carl hatte in Erfahrung gebracht, daß sich Reinold mit seinen Brüdern beim Könige Ivo aufhielte, er schickte also heimlich eine Gesandtschaft dahin, um die Auslieferung dieser Ritter zu begehren. Ivo wollte sich nicht gern gegen König Carl auflehnen, weil er dessen Macht fürchtete, aber auch nicht gern für undankbar angesehen werden, weil er durch die Hülfe der Heymons Kinder so siegreich gewesen war; er berief daher seinen Rath zusammen, damit dieser entscheiden sollte, wie er sich in einer so bedrängten Lage zu betragen habe. Die meisten der Rathsherren waren den Heymons Kindern ihres tapfern Betragens wegen sehr gewogen, nur einige waren ihnen entgegen, und da einer von diesen vorschlug, daß man sie ausliefern möchte, schlug ihm ein anderer von den Räthen zu Boden, weil es ein unedler Antrag sei.

Reinold erschien nun selber in der Rathsversammlung, er ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder, und begehrte von ihm die hohe einsame Steinklippe im Meere, um sich dort eine Wohnung zu bauen, und sicher zu seyn. König Ivo bedachte sich eine Weile, und sein Rath unterstützte Reinold's Gesuch, aber einer war dagegen, und bestand darauf, daß man die Brüder zum Besten des Landes ausliefern solle, aber ein anderer redlicher Rath schlug ihn ebenfalls zu Boden. König Ivo sagte endlich: Lieben Herren, lasset mir das,

ich will dem tapfern Reinold die Steinklippe geben, wenn er mir verspricht mein ehrlicher Vasall zu sein, und mich in Kriegen und Ueberfällen zu beschirmen, dazu will ich ihm gleichfalls meine Tochter Clarissa zum ehelichen Gemal geben, wenn er mir solches verspricht. Reinold versprach es, und die Hochzeit ward in Kurzem auf das prächtigste gefeiert.

Achtes Bild.

Die feste Steinklippe Montalban.

Bald nach der Hochzeit versammelte Reinold eine Menge von Maurern und Zimmerleuten, und gründete so eine Festung, die bald aufgebaut war und die er Montalban nannte. König Ivo kam und besah die Festung, er verwunderte sich über den Bau und über die Unüberwindlichkeit der Steinklippe, denn sie lag im Meer, und der steile Fels war schwer zu erklettern. Da oben hauste nun Reinold mit seinem Gemal und seinen Brüdern, und er hatte viele Unterthanen und auch ein ansehnliches Stück Land vom Könige bekommen. König Carl wollte eine Reise nach St. Jago machen, da fuhr er an dieser Klippe vorüber, und verwunderte sich über ihre Festigkeit. Da er hörte, daß das Schloß Montalban heiße und Reinold angehöre, ward er ergrimmt, und ließ es durch Roland auffordern, und daß sich Reinold mit seinen Brüdern auf Gnade und Ungnade ergeben sollte. Reinold aber verließ sich auf die Festigkeit seines Schlosses, und ließ zurücksagen, daß er sich nichts um König Carl kümmere, und daß er ihn belagern möchte, wenn er wollte.

Das verdroß Carln inniglich; er war daher kaum von seiner Wallfahrt zurückgekommen, als er eine Menge Volks versammelte, und damit Reinold in seinem Castell belagerte; aber es war zu fest, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehn.

Neuntes Bild.

Reinolds Brüder kommen in Gefangenschaft.

Als eines Tages Reinold mit seinen Brüdern zu Tische saß, ward er plötzlich traurig und ließ den Kopf sinken, so daß sich alle über ihn wunderten. Adelhart fragte ihn, was ihm fehle, und Reinold antwortete: Lieben Brüder, ich muß mich gar sehr über Euch wundern, daß keiner von Euch an unsre vielgeliebte Mutter denkt. Ich habe sie nun in sieben Jahren nicht gesehn, und weiß nicht, wie es ihr geht, wie sie aussieht, ob sie in der Zeit nicht schon zum öftern krank gewesen ist. Sie denkt vielleicht oft an uns, und ich muß Euch sagen, ich habe keine Ruhe, bis ich gen Montpont gereiset bin, und sie wieder mit Augen gesehn habe.

Die Brüder erschraken, und suchten ihm diesen Vorsatz auszureden, weil eine solche Reise thörlicht und gefährlich wäre: denn Aya und Heymon hatten schwören müssen, die Kinder gefänglich auszuliefern, wenn sie sie je in die Hände bekämen.

Was ist das Leben, rief Reinold, wenn wir unsre liebsten Wünsche nicht erfüllen sollen? Und ich sage Euch, daß ich doch sterbe, wenn ich meine Mutter nicht zu sehn bekomme, ich mag nun hinziehn, oder nicht.

Da wurden die Brüder traurig, weil sie sahen, daß er seinen Sinn fest darauf gesetzt hatte, und daß kein Ausreden etwas fruchten würde. Sie gingen daher fort, und im nächsten Walde begegneten ihnen vier Pilgrimme, in der Pilgerkleidung und mit Palmzweigen in den Händen. Mit diesen verwechselten die Ritter die Kleider und kamen so an die Thore von Pirlapont. Aber die Thore waren verschlossen, und als sie deshalb anklopften, fragte der Thorhüter von den Zinnen der Burg, wer da sei? Wir sind vier Pilgrimme, antwortete Reinold, wir sind viele merkwürdige Städte durchwandert, und kommen nun hieher, und haben großen Hunger und Durst; bitten deshalb, Ihr wollet uns einlassen.

Hier ist viel Jammer im Hause, antwortete der Thorhüter, weil wir gestern die Zeitung bekommen haben, daß die vier Söhne Heymons in gefänglicher Haft von König Carl gekommen sind.

Ich bitte Euch um dieser vier Herren willen, antwortete Reinold, daß Ihr uns einlassen wollet.

Der Thorhüter sprach: Wenn Ihr nicht einen so langen Bart trüget, möchte ich Euch fast selber für den stolzen Reinold ansehn; und samt stieg er hinunter und öffnete ihnen das Thor.

Sie gingen zu ihrer Mutter als Pilgrimme, und baten um eine Mahlzeit, weil sie eine weite Reise gemacht hätten. Sie saßen nun zu Tische, und Reinold betrachtete seine Mutter sehr genau, endlich bat er sie, ihm auch einen Trunk Wein zu geben, weil er lange keinen guten Wein getrunken habe. Die Mutter holte ihm selber eine Kanne mit Wein aus dem Keller, und schenkte ihm ein. Reinolds Herz ward kühn

der, und gegen die Religion, warum willst Du den Vater tödten? Es ist ja sonst noch Volks genug da, das Du umbringen kannst.

Reinold sah die Worte seines Bruders ein, und ließ von seinem Vorhaben ab, aber er wüthete desto ärger gegen die Uebrigen, so daß alles umkam oder flohe, und sich ihm sein Vater gefangen geben mußte. Reinold nahm nunmehr seinen Vater und band ihn rücklings auf sein Pferd, dann gab er den Zügel einem Knaben in die Hand, der es so an den Hof des Königs Carl führen mußte. Der Thorhüter am königlichen Pallaste verwunderte sich sehr, als er den Grafen so ankommen sah; er fragte erstaunt: Wer ist so kühn, Herr Graf, daß er es wagen darf, Euch als ein Präsent an den Hof zu schicken? Ach, das haben mir meine Kinder gethan, antwortete Heymon, darum, daß ich sie habe fangen wollen.

König Carl ward ungemein betrübt, als er diese Nachricht empfing, er brachte schnell eine Macht zusammen, um die Brüder zu belagern und sie in seine Gewalt zu bekommen.

Reinold sah, wie sich die Schaaren versammelten, und ward in seinem Gemüthe sehr betrübt. Er stand auf der Zinne der Burg und sah wie das feindliche Heer seine Gezelte aufschlug, um ihn und seine Brüder zu belagern. Er ging zu seiner Mutter und fragte sie, ob sie keinen Rath wüßte, denn nun wäre an kein Entrinnen mehr zu denken, er müßte sich dem König gefangen geben. Frau Aya weinte, da sie ihren tapfern Sohn so reden hörte, er war der jüngste und ihr der liebste, und sie gedachte, daß er noch am ersten seine Brüder retten könne, wenn sie ihm zur Flucht

behülflich wäre. Sie ließ ihn daher sein Pilgerkleid wieder anziehn, dann schaffte sie ihn heimlich zu einer verborgenen Thür hinaus, und so entkam Reinold.

Die übrigen Brüder aber waren in der größten Betrübniß, denn sie fürchteten sich sehr vor König Carl, besonders da sie jetzt ihren Bruder Reinold nicht mehr bei sich hatten. Die Mutter schlug ihnen vor, barfüßig und in wollenen Hemden in das Lager des Königs zu gehn, und fußfällig um Verzeihung zu bitten; sie folgten ihrem Rathe, und stellten sich vor dem König Carl, ihren Feind. Carl war sehr ergrimmt, und fragte gleich nach Reinold; sie sagten daß er entwischt sei, worüber der König noch mehr aufgebracht wurde, und schwur, sie alle hängen zu lassen, wenn der Reinold erst zur Gesellschaft hinzugekommen wäre.

Reinold war indessen auf Montalban angelangt, und voller schwermüthigen Gedanken. Er warf sich vor, daß er an der Reise seiner Brüder Schuld sei, und sie jetzt feigherzigerweise verlassen habe. Er bestieg sein Roß Bayart und beschloß sie zu erretten. So ritt er mit diesem Gedanken bis vor die Stadt Paris, wo er im Wald stille hielt, und bemerkte, daß ihm ein Jüngling nachgekommen sei, der in seinen Diensten war. Bist Du nachgekommen, mich zu verrathen? rief Reinold. Wie sollt ich, antwortete der Jüngling, zu einer so schändlichen Absicht einen so weiten Weg zurückgelegt haben? Nein, ich bin Euer Diener und Ihr könnt meiner vielleicht gebrauchen.

Gut, sagte Reinold, so sollst Du ein Abgesandter von mir an König Carl sein, doch sieh Dich ja gut vor, daß Du Dir einen guten Bürgen setzen lässest, denn Du sollst ihm harte Worte überbringen. Sage

ihm von meinetwegen, daß ich es weiß, daß meine Brüder in seiner Haft sind, aber er solle sich wohl vorsehen, ihnen einiges Leid zuzufügen. Wir sind alle erbötig Sr. Majestät treu und ehrlich zu dienen, auch in wollenen Hemden und barfüßig demüthigst um Verzeihung zu bitten, aber er soll sie freilassen, und uns in seine Dienste nehmen. Will er sie aber nicht los und ledig geben, so sag ihm nur, wollt' ich meine ganze Macht daran strecken, und nicht eher ruhen und rasten, bis ich ihm so, wie dem Könige Carlmann gethan hätte.

Der Jüngling wollte gehn, aber Reinold rief ihn zurück. Nein, sagte er, Gott bewahre meinen Arm, daß ich Seine Majestät, meinen König und Vetter umbringen sollte; das sei fern von mir, denn es wäre ein grausames und unmenschliches Beginnen. Aber sage mir meine Botschaft gut und verständig, daß er meine Brüder soll freigeben und daß wir ihm treu dienen wollen, aber er muß uns vergeben; will er aber meine Brüder hängen lassen, so will ich meine ganze Macht daran strecken und es soll ihm dann nimmermehr gut gehn.

Der Bote verfügte sich nun in die Stadt, und ging an den Hof zu König Carl, wo er seinen Auftrag ausrichtete. Er ließ sich aber vorher den König Carl selber zum Bürgen setzen, daß er frei zurückkönne, und es war gut, daß er es gethan hatte, denn König Carl wurde ungemein ergrimmt über Reinold und seinen Abgesandten, so daß er ihn gewiß würde habe hängen lassen, wenn er ihm nicht so sichere Bürgschaft zugesagt hätte.

Reinold wartete im Walde auf seinen Boten, er war vom Pferde gestiegen und ging unter den Bäu-

men auf und ab, sein Pferd hatte er an einen Stamm gebunden. Indem er so wartete und über das Schicksal seiner Brüder nachdachte, überfiel ihn eine Schläfrigkeit. Er legte sich nieder, und ehe er es noch bemerkte, war er unter dem Rauschen der alten Bäume fest eingeschlafen. Indem bekam Bayart ein Gelüste nach dem frischen Grase, weil er hungrig war, er schüttelte sich also so lange, bis er vom Baume los war, dann ging er nach seiner Lust auf der Weide, weil er seinen Herrn schlafen sah. Dreißig Bauerknechte waren von ohngefähr im Walde, wo sie Holz fällten, diese wurden das Roß Bayart gewahr und erkannten es sogleich, daß es Reinolds Pferd sei. Sie machten den Plan, das Roß zu fangen, und umgaben es mit Bäumen und Zweigen von allen Seiten, so daß es nicht davon kommen konnte. Dann banden sie es und führten es nach Paris. Carl war erfreut, daß er das Roß erobert hatte, er schenkte es sogleich dem Grafen Roland, der sich im Herzen heimlich darüber betrübte, daß man es seinem Vetter Reinold entwendet hatte.

Reinold erwachte und sah, daß sein treues Roß fort war, er suchte es lange im Walde und war überaus bekümmert. Als er es aber nicht wiederfand, ward sein Jammer groß, er zog den Harnisch aus und warf ihn in's Gebüsch, eben so sein Schwert und seinen Schild. Wohl bin ich nun wie ein Thor bestraft, rief er aus, ich Unglückseliger! der ich dem Könige Carl so große Worte sagen lasse, und nun nichts davon in's Werk richten kann. Was für Macht soll ich nun daran strecken, um sie zu befreien? Bayart ist mir gestohlen, und ich möchte hier im wilden Walde lieber gleich umkommen, denn

meine Brüder sind verloren, und ich kann gar nichts thun um sie zu erretten.

Solche Klagen trieb Reinold und warf sich dann auf den Boden und machte die wunderlichen Geberden eines Menschen, der in Verzweiflung ist.

Zehntes Bild.

Die Kunst des Malegys.

Indem trat ein alter Pilgrimm aus dem Gebüsche und ging auf Reinhold zu. Er hatte weiße Haare und einen langen Bart, seine Augenbrauchen hingen ihm über das Gesicht, so daß er durch die Haare sehen mußte, und man von ihm glauben konnte, daß er wohl an zwei hundert Jahr alt sei. Er ging an einem Pilgrimmsstabe und hinkte langsam daran einher. Reinold verwunderte sich über die alte Gestalt, die auf ihn zukam.

Der Alte sagte: ei, junger Herr, worüber trauert Ihr denn so sehr? Ich bin weit und breit die Länder durchzogen, aber nirgends, das mag ich sagen, habe ich eine Person angetroffen, die so traurig gewesen wäre, als Ihr es zu sein scheint. — Ich habe auch die größte Ursache zur Traurigkeit, antwortete Reinold, denn meine Brüder sind verloren, und ich kann ihnen nunmehro auch nicht helfen, weil man mir mein Roß Bayart gestohlen hat. Ich hatte mir große Thaten vorgesetzt, und wollte sie befreien, aber Gott hat es anders gelenkt, darum will ich auch nicht länger widerstreben, sondern mich für überwunden erkennen und mein ganzes Leben aufgeben, denn ich fühle eine große Lust in mir zu sterben. — Das muß nie sein, antwor-

tete der alte Pilgrimm, richtet Euch wieder auf, die Hülfe ist oft am nächsten, wenn man sie am wenigsten vermuthet, und verehret mir ein Almosen, damit ich für Euch und Eure Brüder beten könne.

Reinold bedachte sich, weil er kein Geld bei sich hatte, da fielen ihm seine goldene Sporen ein, die ihm jetzt gar nichts mehr nütze sein konnten, da er Bayart verloren hatte. Er band sie also los und gab sie dem Pilgrimm, der sie sogleich in einen Sack steckte. Wenn Ihr mir noch etwas zu geben habt, sagte der alte Pilgrimm, so gebt es mir, und ich will in meinem Gebete Eurer dafür gedenken. — Wenn ich mich nicht schämte, fuhr Reinold auf, so wollte ich Dich das Bettlerhandwerk lehren, daß Du daran gedenken solltest. Er meinte nemlich, ihm mit dem Schwerte eins zu versetzen, wenn der Pilgrimm nicht zu alt und hinfällig gewesen wäre.

Warum werdet Ihr böse? fuhr der Alte fort, der guten Gaben kann man niemalen zu viele sammeln, und im Alter kommen sie einem gut zu statten; darum, wenn Ihr noch etwas zu geben habt, so gönnt es mir lieber, als einem andern.

Reinold zog hierauf sein kostbares Unterkleid aus, und sagte: siehe, ich gebe Dir das, davon magst Du eine lange Zeit leben. Der Pilgrimm nahm das Kleid und steckte es in den Sack und sagte: Ich danke Euch, Herr Ritter, wenn Ihr noch etwas zu geben habt, so gebt es mir, ich will Eurer Brüder dafür in meinem Gebete gedenken. Da ward Reinold zornig, und zog sein Schwert und hieb nach dem Pilgrimm; der aber sprang zurück und verwandelte sich in einen schönen Jüngling von zwanzig Jahren, aber gleich darauf war

er wieder der Alte. Reinhold erstaunte, und hieb noch einmal mit dem Schwerte aus, der Pilgrimm sprang aber wieder zurück und stand als ein schöner Jüngling da. Darauf wurde Reinold verwirrt und sagte: Jetzt ist mein Unglück auf das Höchste gestiegen, meine Brüder sind todt, dazu ist mein Roß Bayard gestahlen, mich selber wird man aufhängen, und der Teufel kömmt nun gar noch und fängt an mich zu verirren, das kann und soll nicht so sein! Er stürzte mit Wuth auf den Jüngling zu, um ihn niederzuhauen, der aber fürchtete sich und rief: Seht Euch vor, was Ihr thut, denn ich bin Euer Vetter Malegys!

Kaum hatte Reinold diese Worte vernommen, so fiel er auf seine Knies nieder und bat um Verzeihung und Beistand. Malegys nahm ihn nun in die Arme, tröstete ihn mit kräftigen Worten und versprach ihm, ihm sein Roß Bayart wieder zu verschaffen. Reinold wurde wieder froh und so machten sich beide Ritter auf den Weg nach Paris.

Malegys verwandelte den Reinold in einen ganz alten und schwachen Pilgrim, und so machte er sich auch selber wieder zu einem alten Mann. So kamen sie in die Stadt und setzten sich auf die große Brücke nieder, und die Vorbeigehenden gaben ihnen Allmosen, denn sie sahen gar zu erbärmlich aus, besonders Reinold, der für einen Todtkranken in einer Ecke der Brücke lag. Es war grade an demselben Tage, an welchem Roland sein geschenktes Pferd probiren wollte und es lief viel Volks zusammen, und viele Ritter und Damen, um den Kurzweil mit anzusehn. Reinold hatte sich seine Sporen wieder anlegen müssen, ohne daß man sie sehn konnte, um desto besser gerüstet zu sein.

Es kam nun König Carl über die Brücke mit dem Grafen Roland, und Bayart ward hintennach geführt. Der König sah die Pilgrimme, gab dem Malegys ein Allmosen und ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein. Malegys erzählte viel von den Ländern, durch die er gereiset war, eben so auch von der seltsamen Krankheit seines Gefährten; indem so kam Bayart näher, weil er seinen Herrn witterte, und schnupperte den Reinold freundlich an. Da Malegys das sah, schlug er das Roß mit seinem Stabe zurück, gleichsam als wenn sich sein Gefährte davor fürchtete. Darauf sagte er zum Könige, daß ihm ein weiser Einsiedler gesagt hätte, sein Geselle würde sogleich gesund werden, wenn er nur einmal so glücklich sein könnte, auf dem Rosse Bayart zu reiten. Der König antwortete: welch ein glücklicher Zufall, denn das ist eben das Roß Bayart, welches wir mit uns führen, und seht, das unverständige Thier schnuppert immer nach Eurem Gesellen hin, das muß fürwahr ein wunderbarer Mann sein.

Darauf befahl er, daß Graf Roland den kranken Pilgrimm nehmen und auf das Pferd setzen möchte; es geschah; aber der Pilgrimm fiel sogleich wieder ab. Roland setzte ihn zum zweitenmal hinauf, und der Pilgrimm fiel von der andern Seite wieder ab, endlich als Reinold zum drittenmale in den Sattel gesetzt ward, blieb er aufrecht sitzen und das Roß spürte nun seinen Herrn wieder und bäumte sich, und wollte von dannen laufen. Da gab ihm Reinold noch die Sporen und ließ ihm den Zügel schießen, und das Roß sprang gar behende davon und kam den Rittern bald aus den Augen. Malegys erhob über seinen Gefährten ein großes Klagegeschrei, der gewiß den Hals brechen würde,

und Turpin der Bischof, Roland, Olivier und Ogier ritten dem entflohenen Pferde nach.

Im Walde hielt Reinold still, weil er diese Herren nachkommen sah, und gab sich ihnen zu erkennen, denn er wußte, daß sie es alle gut mit ihm meinten. Sie versprachen ihm auch, bei dem Könige für seine Brüder zu bitten, und ritten so zur Stadt zurück. Zum Könige sagten sie, sie hätten das Roß nicht ereilen können, worüber Malegys ein noch lauteres Klagegeschrei erhob; der König bedauerte ihn und gab ihm eine Verehrung. Dann entfernte sich der listige Zauberer, als wenn er zum Besten seines verlornen Gefährten eine heilige Wallfahrt vornehmen wollte.

Eilftes Bild.

Malegys errettet die Brüder aus dem Gefängnisse.

König Carl ließ nunmehr seinen Rath versammeln, um über die drei gefangenen Brüder ein Urtheil zu sprechen. Er ließ sie in den Saal bringen und ihnen wie Missethätern die Hände auf den Rücken binden. Darwider setzte sich Bischof Turpin und behauptete, daß sich das nicht gezieme, weil diese Herren von fürstlichem Geblüte seien. Carl aber that einen Schwur, daß er sie wollte henken lassen, weil sie seinen Sohn Carlmann umgebracht hätten. Turpin versetzte dagegen, daß er es nimmermehr zugeben würde, und daß gewiß der größte Theil der Ritterschaft seiner Meinung wäre, weil die meisten mit den Gefangenen verwandt wären. Darüber wurde König Carl zornig und schlug nach Bischof Turpin, der Bischof aber ergriff den König beim

Halse und hätte ihn beinahe erwürgt, wenn nicht Roland und andre Genossen hinzugesprungen wären und die Einigkeit wieder hergestellt hätten. Es wurde endlich beschlossen, daß die Gefangenen noch auf einige Zeit verwahrt gehalten werden sollten, worauf man sich denn nachher noch einmal bedenken wollte.

So entgingen die Brüder noch dem Tode, denn dieser Tag war für sie ein gefährlicher Tag gewesen, und sie hatten ihr Leben schon für verloren geachtet.

In der Nacht machte sich Malegys auf und ging nach dem Gefängnisse. Vor seiner Kunst sprangen sogleich alle Thüren auf, auch fielen den Gefangenen die Ketten von den Händen. Er gab sich ihnen zu erkennen und führte sie bis an die Brücke vor Paris, dann sagte er: ich muß nun noch zum König Carl gehn, denn ich habe vergessen ihn um Erlaubniß zu fragen. Ritsart antwortete: Ach, Vetter, diese Erlaubniß wird er Euch nimmermehr geben, denn er hat seine Freude daran, daß er uns will henken lassen.

Aber Malegys ging vor das Bett des Königs Carl, der noch im tiefsten Schlafe lag, und fragte ihn, ob er ihm erlauben wolle die Brüder aus dem Gefängnisse zu führen. Carl antwortete: Führe sie, wohin Du Lust hast, denn mich kümmert es nicht; es wußte nämlich der König nicht, was er redete oder sagte. Somit nahm Malegys zugleich auch das Schwert und die Krone Carls, so daß dieser es sah, dann verließ er ihn und eilte mit den erretteten Brüdern nach Montalban.

König Carl war sehr ergrimmt, als er am Morgen

seine Krone, sein Schwert und seine Gefangenen vermißte.

Zwölftes Bild.

Ein Wettrennen mit Pferden.

König Carl bekam Lust, das beste Pferd in seinem ganzen Lande kennen zu lernen, um es für Roland zu kaufen, damit dieser sich dann desto zuverlässiger dem Reinold widersetzen könne, denn durch Roß Bayart war Reinold selbst dem mächtigen Roland überlegen. Der König setzte also die neue Krone, die er sich hatte machen lassen, zum Preise aus, für denjenigen, der mit seinem Pferde zuerst das Ziel erreichen würde, er wollte demjenigen Ritter dann die Krone für den vierfachen Preis abkaufen, dazu auch das Roß; auf diesem Wege hoffte er das beste Roß zu erhalten.

Malegys und Reinold hörten von diesem Turnier, und sie machten sich alsbald mit den Brüdern auf den Weg nach Paris. Unterwegs aber verwandelte Malegys den Reinold in einen Jüngling von vierzehn bis funfzehn Jahren, so daß ihn Niemand erkennen mochte; eben so vertrieb er dem Rosse Bayart die schwarze Farbe und machte ihn zu einem großen und starken Schimmel: über welche Kunststücke Reinolds Brüder sehr lachen mußten, denn sie erkannten selber ihren Bruder und das Roß Bayart nicht wieder. So zogen sie fort und kamen in Paris an, die Brüder aber blieben außerhalb der Stadt.

Als sie in der Herberge abgestiegen waren, ging Malegys in den Stall und band Bayart den einen Schen-

tel fest, so daß er nicht recht gehen konnte, dazu verwandelte er ihn auch so, daß er ein ganz dürres und mageres Ansehn hatte. Der Wirth war höchlich darüber verwundert, und sagte schmählend zu Malegys: O du böser Geselle, der du dieses gute Roß also verdorben hast, ganz gewiß bist du Malegys und dein Geselle dort der verbannte Reinold, ich will gleich zum Könige gehn und es anzeigen. Als Reinold diese Worte hörte, zog er sogleich sein Schwert und hieb dem verrätherischen Wirthe das Haupt ab.

Es war nun der Tag, an dem das Turnier gehalten werden sollte. Malegys ritt auf der andern Seite zur Stadt hinaus, und Reinold kam mit seinem dürren und hinkenden Klepper auf den Turnierplan. Alle Ritter spotteten des Jünglings und seines Pferdes, nur ein schalkhafter Knecht war unter ihnen, welcher sagte: wenn ich anders den Reinold je gesehen habe, so ist es dieser Jüngling, und dieses sein Roß muß Roß Bayart sein. Bayart, der diese Worte verstand und für seinen Herrn besorgt war, schlug von hinten aus, so daß der Knecht todt niederfiel. Die Ritter sagten: das Roß hat Recht gethan, warum hat er es also belogen?

Der Wettlauf nahm nun seinen Anfang, und die übrigen Ritter waren mit ihren Pferden schon weit voraus; da löste Reinold dem Bayart heimlich den gebundenen Schenkel, und von Stund an bekam das Pferd sein frisches und gesundes Aussehn wieder, und der König und sein ganzes Gefolge verwunderten sich über die Maaßen. Das Roß trieb nun ein Springens und Laufens, wie es fast noch nie gethan hatte, so daß es bald allen übrigen Pferden zuvorkam, worüber sich Reinold ungemein erfreute, denn er hatte eine große Begierde zu der

Krone. Als er endlich an das Ziel gekommen war, nahm er die Krone von dem Orte weg, wo sie aufgestellt war, sprang mit dem Rosse in die Seine und schwamm behende an das jenseitige Ufer. König Carl war erstaunt und erschrocken, er rief dem Ritter nach, aber Reinold hatte drüben schon seinen Vetter Malegys gefunden und rief zurück: seht, ich bin Reinold, und dieses hier ist mein Roß Bayart, kein bessres giebt's in der ganzen Welt mit Laufen und Springen, es ist daher nur vergebene Mühe von Ew. Majestät, ein besseres aufsuchen zu wollen.

König Carl erschrak heftig und bat ihn zurückzukommen, er wolle ihm und seinen Brüdern vergeben und ihnen Aemter ertheilen, darneben ihm die Krone für den vierfachen Werth mit Gold abkaufen. Aber Reinold sagte: Ich traue Eure Majestät nicht so viel, überdies, was wollt Ihr mit einer Krone? Ihr seid ja ein Roßtäuscher geworden und dürft also keine Krone tragen. Mit diesen Worten ritt er mit der Krone fort, und keiner wagte es, in die Seine zu springen, weil sie die Kunst des Zauberers Malegys fürchteten.

Die Brüder waren sehr erfreut, als sie den Reinold mit der kostbaren Krone ankommen sahn; aber König Carl war sehr betrübt, daß er nun auch seine zweite Krone verloren hatte, die er sich erst neu hatte machen lassen.

Dreizehntes Bild.

König Ivo ein Verräther.

Es nahte sich jetzt das Pfingstfest, an dem König Carl immer seine Edle und Fürsten zu versammeln

pflegte; er mußte sich daher zu dieser Feierlichkeit eine neue Krone verfertigen lassen, damit er in seinem Schmucke und dem schicklichen Glanze erscheinen könne. Dann lud er alle zum Feste ein, vorzüglich aber den König Ivo von Tatragon. Als sie erschienen waren, wurde jeglichem sein Sitz angewiesen, und eine überaus schöne Musik erklang; König Ivo aber aß mit König Carl an einem besondern Tische, so daß ihm also dadurch eine große Ehre widerfuhr.

Nachdem nun die Tafel aufgehoben hatte, nahm Carl den König Ivo bei der Hand, und beide gingen im Garten spazieren. Carl sagte: Mein König, es wird Euch bewußt sein, wie Euer Eidam meinen Sohn Carlmann erschlagen hat, es ist mir unmöglich, den Mörder in meine Gewalt zu bekommen; so Ihr ihn mir aber ausliefern wollt mit seinen Brüdern, will ich Euch eine große Summe Goldes dafür verehren.

König Ivo freute sich, als er diesen Vorschlag hörte, denn er liebte das Gold über die Maaßen, dazu so schmeichelte ihm das Vertrauen und die Freundschaft König Carls, auch hatte er nun schon die treuen und redlichen Dienste der Heymons Kinder vergessen, so daß er dieserwegen den Handel einging, und die vier Brüder ohne Wehr und Waffen nach Falkalon zu liefern versprach. Hierauf umarmten sich beide Könige von Herzen, und Ivo zog sogleich nach Montalban, Carl aber schickte viel Volks nach Falkalon, um die Brüder gefangen zu nehmen, und sie sich todt oder lebendig überliefern zu lassen, damit die verdrüßlichen Händel ein Ende gewinnen möchten.

Reinold war mit seinen Brüdern auf die Jagd gezogen, und er ritt nun mit ihnen nach seinem Schlosse

Montalban zurück. Aber plötzlich überfiel ihn eine große Traurigkeit, so daß er den Kopf sinken ließ, und gebückt und bekümmert auf seinem Pferde saß. Die Brüder wurden besorgt und fragten ihn, was ihm fehle, daß er sich also in Gedanken verliere. Reinold antwortete: ach, meine lieben Brüder, ich kann es Euch nicht sagen, wie es geschieht, daß ich allen meinen Muth so plötzlich verliere, so daß ich sagen möchte, mir ist wie einem schwachen Greisen zu Sinne, der das Ende seines Lebens wünscht. Der Wald hier, in dem ich so oft gejagt habe, kömmt mir so finster und traurig vor, ich freue mich auf nichts und fürchte innerlich ein Uebel, das uns bevorsteht. — Die Brüder sagten: Du bist müde, Reinold, denn wir haben den ganzen Tag gejagt.

Indem kamen sie aus dem Walde und Reinold gewahrte viel Volks auf den Zinnen seiner Burg. Heiliger Gott! rief er aus, wie viel Volks seh ich da oben? Was mögen sie wollen, und wo mag mein Gemal und mein Vetter Malegys sein? Ein Bote kam ihnen entgegen und sagte ihnen, daß König Ivo auf dem Schlosse wäre, worüber sich Reinold sehr erfreute, denn er gedachte nicht, daß ihm sein Schwiegervater einen solchen Possen spielen könne.

Reinold wollte den König Ivo küssen, aber dieser sagte: Laß das, mein Sohn, ich kann das Küssen jetzt nicht vertragen, denn ich habe einen Fluß am Haupte. Reinold erkundigte sich nun nach der Ursach seines Besuchs, und Ivo sagte ihm, daß er bei König Carl gewesen wäre, und zwischen ihm und den vier Brüdern einen Frieden geschlossen hätte. Reinold freute sich sehr, als er diese Neuigkeit erfuhr, denn er wünschte nun endlich in

Sicherheit stehen, zu können; die andern Barone aber setzten ein Mißtrauen in die Rede des Königs. Reinold wollte mit tausend Mann ausbrechen, um doch einigen Schutz zu haben, wenn Carl gegen sein Wort handeln sollte, aber Ivo sagte ihm, daß der Vertrag so gemacht wäre, daß sie ohne alle Waffen und barfüßig nach Falkalon auf Eseln reiten sollten, dann sollten sie vor König Carl auf die Knie fallen und so würde er ihnen dann vergeben. Darüber wurde Reinold, auch nachdenklich und er antwortete: daß er darüber erst mit seiner Hausfrauen Clarisse und mit seinen Brüdern rathschlagen wolle. Darüber lachte Ivo, denn er fürchtete, daß ihm seine List nicht gelingen würde.

Clarisse fiel ihrem Gemal Reinold um den Hals und weinte und bat ihn, daß er nicht wegreisen möchte, weil ihr ihr Herz irgend ein Unglück weissage. Reinold fragte: Was sollte uns begegnen? Euer Vater hat einen guten Frieden geschlossen, und wir werden hinführo in aller Sicherheit leben können. Ach, antwortete Clarisse, ich sehe wohl, Ihr kennt meinen Herrn Vater noch nicht, denn ich muß Euch sagen, er ist sehr geldgeizig und hat Euch ganz gewiß an den König Carl verrathen. Hierauf wurde Reinold zornig und sagte: Ihr seid eine sehr schlechte Tochter, daß Ihr also von Eurem leiblichen Vater reden dürft, nein, nun will ich ihm um so mehr vertrauen und kühnlich nach Falkalon zu König Carl ziehn; denn warum soll mich Ivo, mein zweiter Vater, verrathen? Hab' ich ihn doch von jeher nichts als lauter Gutes erwiesen und treue und redliche Dienste geleistet, das wird er nicht also geschwinde vergessen können, daß er mich verrathen sollte, will mich also stracks auf den Weg machen.

Clarisse wurde sehr betrübt, da sie ihren Herrn so entschlossen sah; sie rief heimlich Ritsart zu sich und sagte: Ritsart, ich halte dafür, daß Euch allen Vieren großes Unglück begegnen wird, nimm deshalb diese vier Schwerter, aber laß meinen Herrn Reinold nichts davon merken, darunter ist eins, Florenberg, das an Vortrefflichkeit seines Gleichen sucht.

Ritsart nahm die Schwerter und verbarg sie unter seiner Kleidung, und nun zogen die Brüder aus auf vier Eseln und barfuß und in wollenen Hemden. Es war am frühen Morgen, und Reinold fing an mit lauter Stimme ein Lied zu singen, um sein trauriges Herz etwas zu erheitern, welches ihm aber sein Bruder, der betrübte Adelhart, heftig verwieß.

So zogen sie fort und kamen gen Falkalon. Schon in der Ferne sahen sie viel Volks stehen, das bewaffnet war und auf sie wartete. Da wurde Reinald betrübt und sagte: Ach, meine Brüder, ich sehe nun wohl ein, daß uns mein Schwiegervater Yvo verrathen hat, denn dort sind viele gewaffnete Leute, die auf uns warten, dazu haben wir keine Rüstung und Waffen, auch kein Pferd als unsre Esel. Indem kamen die Feinde näher, und der Anführer der Schaar rennte mit seinem Speere voraus, um Reinold nieder zu stechen, indem er rief: Ergieb Dich nun, stolzer Reinold, denn Dein Schwiegervater hat Dich um eine große Summe Goldes dem Könige verkauft. Reinold ließ sich schnell von seinem Esel zur Seiten ab, aber der Speer traf ihn doch, so daß er für todt auf der Erden lag. Darüber wurden die Brüder sehr bekümmert, aber Reinold richtete sich bald wieder auf: da ging Ritsart zu ihm und gab ihm das Schwert Florenberg in die Hand

und sagte: sieh, mein Bruder, das hat mir Deine Hausfrau Clarisse zu unserm Schutze gegeben; gab auch den andern Brüdern jedem ein Schwert und behielt auch für sich eins. Als Reinold das Schwert sahe sagte er: O Bruder, nun ich meinen Florenberg in der Hand habe, bin ich voll guten Muths, und ich will nicht mehr Reinold heißen, wenn ich alle diese fürchte.

Das Volk war indessen mit seinen Anführern angerückt, und es entstand ein blutiges Treffen; alle vier Brüder gebrauchten sich so tapfer, wie es nur je die größten Helden haben thun können, vorzüglich aber Reinold, der mehr Thaten that, als sonst ein Mensch zu thun im Stande ist. So dauerte das Gemetzel bis in die Nacht; da zogen die Brüder die Harnische der Erschlagenen an und stiegen auf die Pferde.

Am Morgen erneuerte sich der Kampf, und Writsart wurde im Gedränge gefangen genommen, denn das Pferd war ihm unter dem Leibe zu Tode gekommen. Eine Schaar führte den Gefangenen weg um ihn König Carln zu überliefern; Adelhart wurde es zuerst inne, daß ein Bruder fehle und sagte es dem Reinold; dieser wurde wüthend und drang darauf, daß man Writsart wieder frei machen müsse; aber Adelhart sagte: Lieber Bruder, es ist uns für dieses mal unmöglich, wenn wir ihnen nachsetzen, wird uns die Menge umzingeln und überwältigen; immer noch besser, daß der eine verloren geht, als wir alle. Aber Reinold wurde zornig und sagte: Sollen wir es dulden, daß ein Bruder von uns gehenkt werde? daß man nachher sage: sehet, das sind die Brüder, die so lange gegen König Carl gestritten haben, und es doch am Ende haben leiden müssen, daß man einen von ihnen gehenkt hat? Nein,

lieber will ich mein Leben daran setzen, denn fürwahr, das wäre uns eine sehr schlechte Ehre.

Er ritt also durch das Gedränge und traf auf die Schaar, die seinen Bruder Wilsart wegführte; der eine von ihnen sah sich um und sagte: seht, da kömmt Reinold und geberdet sich nicht wie ein Mensch, sondern wie ein wahrer Teufel, lasset uns alle davon fliehen! Reinold kam herangesprengt und hieb die ersten nieder, die übrigen flohen, und so war Wilsart wieder frei; worauf Reinold sagte: Bruder, ich habe Euch diesmal wieder frei gemacht, aber ich sage es Euch, es geschieht nicht wieder; warum lasset Ihr Euch so gar leichtlich fangen? Wilsart sagte: Bruder Reinold, es war nicht meine Schuld, mein Pferd war todt, dazu so hatten sie mir im Handgemenge mein Schwert zerschlagen. Nun, es soll Euch für diesmal vergeben sein, sagte Reinold; und so ritten sie wieder in den Kampf hinein.

Die Schlacht dauerte fort, aber es kam zu den Feinden eine Verstärkung. Ritsart war schwer verwundet, und so mußte endlich Reinold mit seinen Brüdern die Flucht ergreifen.

Vierzehntes Bild.

Die Belagerung auf dem Berge.

Reinold nahm den verwundeten Ritsart hinter sich aufs Pferd und er und die andern Brüder flohen auf einen nah gelegenen Berg. Derselbe Berg war sehr hoch und steil und ganz aus Marmorstein, und so beschaffen, daß nur immer ein Mann heraufgehn konnte. Von oben warf Reinold nun mit gewaltigen Steinen herunter, so daß

Roß und Mann starb und Niemand sich dem Berge zu nähern getraute. Graf Ealon, der das Heer anführte, sprach mit Ogier, der gerne seinen bedrängten Verwandten beigestanden hätte, wenn ers gewagt hätte, ohne für einen Verräther angesehn zu werden. Er ging dem Berge näher, um mit Reinold Unterhandlungen zu pflegen und ihn zu fragen, ob er sich ergeben wolle, oder noch länger zu fechten gedächte; er rief daher hinauf, daß Reinold mit Steinwürfen inne halten solle, er habe etwas mit ihm zu reden. Als er oben kam, sah er, daß die andern drei Brüder auf ihren Knieen lagen, und Gott um Hülfe anflehten, und daß Reinold nur noch allein wacker sei. Er rieth ihnen hierauf, den Berg nicht zu verlassen und ging wieder fort, indem er sie in den Schutz Gottes befahl.

Reinold hatte auf Montalban einen Jüngling zurückgelassen, der die Wissenschaft verstand, in den Sternen des Firmaments bei der Nacht zu lesen; dieser stand oben auf der Burg und sah aus dem Laufe der Gestirne, daß Reinold sich mit seinen Brüdern in der größten Gefahr befinde, und daß er auf einem Berge belagert sei, imgleichen, daß König Ivo ihn um eine große Summe Goldes an Carl verrathen habe. Er lief sogleich zu Malegys, um es ihm anzusagen; dieser stand lustig in der Küchen und ordnete ein Abendessen an, weil er glaubte, daß die Brüder noch in dieser Nacht wiederkehren würden. Da Malegys das Unglück hörte, wollte er sich selber erstechen, so sehr war er in Verzweiflung; aber der Jüngling sagte: Malegys, was sollte Euch das helfen, wenn Ihr Euch umbrächtet? Suchet lieber Eure Vettern zu erretten, und nehmt derohalben Kriegesknechte mit Euch und setzt Euch auch auf

das gewaltige Roß Bayart. Malegys fand den Rath gut, er foderte die Knechte auf und ging in den Stall, um auf Bayart zu steigen. Aber Bayart schlug und biß um sich, wollte Niemand aufsteigen lassen, denn allein Reinold; Malegys aber erwischte einen Prügel, in der Meinung, das Roß mit Gewalt zu bezwingen, aber Bayart setzte sich auf die Hinterbeine und hätte den Malegys fast zerrissen, wenn er nicht schnell zurückgesprungen wäre. Da wurde Malegys betrübt und sagte: O du schändliches Roß! willst du nun in der Noth deinen Herrn Reinold verlassen, der sich in Lebensgefahr befindet? Kaum hörte Bayart diese Worte, so ließ er sich demüthig auf seine Kniee nieder, so stieg Malegys auf und der Zug folgte ihm.

Oben auf dem Berge lagen nun die vier Heymonskinder und waren von einer großen Macht belagert, Ritsart lag schwer verwundet und konnte sich nicht aufrichten. Adelhart und Writsart waren auf ihren Knieen und flehten zum barmherzigen Gott um Rettung und Hülfe, nur der starke Reinold war noch wacker und munter und hielt den Feind von dem steilen Berge zurück, indem er beständig große Felsensteine hinunterwarf. So verging ein Tag und eine lange Nacht und keine Hülfe war sichtbar. Auch der mächtige Reinold wurde schon ermüdet und alle Brüder waren in ihren Herzen tief betrübt, so daß sie endlich beschlossen, sich zu ergeben und zu sterben. Indem gewahrt Reinold in der fernen Morgensonne einen Reiter und verkündigte seinen Brüdern: ach, theure Brüder, rief er aus, ich erkenne mein Roß Bayart und meinen Vetter Malegys. — Da erhoben sich Writsart und Adelhart von

den Knieen und sahen hin und erkannten ebenfalls das Roß und seinen Reiter. Da wurden sie voll Muths, und jauchzten und dankten Gott dem Herrn. Mitsart, der alles gehört hatte, sagte: meine lieben Brüder, ich bin sehr schwer verwundet, daß ich mich nicht durch eigene Kraft auf meine Beine stellen kann, ich bitte Euch, Ihr wollet mit aufhelfen, damit ich doch auch zu meinem Troste das Roß Bayart gewahr werde. Da hoben sie ihn auf und hielten ihn brüderlich in ihren Armen, und er sah ebenfalls das Roß Bayart, worauf er sagte: Ach! mich dünkt, ich bin nun schon ganz gesund und von allen meinen Wunden genesen, seitdem ich dieses gute Roß gesehn. — Bayart aber machte sehr große Sprünge, um zu seinem Herrn zu kommen, es warf mit einem gewaltigen Stoß den Malegys ab, senkte dann vor Reinold seine Kniee und ließ ihn aufsteigen.

Es entstand ein neues blutiges Gefecht, Reinold brachte den Grafen Calon um, und die Kriegsknechte, die Malegys gebracht hatten, hielten sich sehr tapfer, so daß der Feind endlich die Flucht ergreifen mußte. Die Brüder waren ungemein erfreut und dankten Gott aus tiefem Herzen; aber Reinold schwur: den verrätherischen König Ivo mit dem Schwerte hinzurichten. Dieser aber hatte schon Nachricht erhalten, und war in ein Kloster geflohen, dort war er ein Mönch geworden, um seine Sünden abzubüßen.

Als Reinold zurückkam auf Montalban, wollte er erst seine Hausfrau Clarissa nicht ansehn, weil ihr Vater ihn ohne Ursach verrathen habe. Aber sie versöhn-

ten sich bald und aßen und tranken, und Reinold gedachte der verlaufnen Thaten nicht mehr.

Reinolds Kampf mit Roland.

Roland wurde sehr zornig auf König Ivo, daß er nun sein Wort doch nicht gehalten habe, die Brüder auszuliefern; es war ihm lieb, daß sie auf die Art errettet wären, aber er wollte durchaus eine Rache an Ivo nehmen. Er zog daher mit den Genossen vor das Kloster, in welches Ivo geflohen war und hielt es belagert, in der Meinung, Ivo aufzuhängen, sobald er ihn in seiner Gewalt haben würde. Ivo vernahm die traurige Botschaft und schrieb einen überaus kläglichen Brief an Reinold, seinen Schwiegersohn, daß er ihm helfen möchte, weil er sonst eines schmählichen Todes sterben müsse. Reinold wollte sich nichts um den Verräther kümmern. Clarisse, seine Hausfrau, saß mit ihrem jüngsten Söhnlein, das sie Adelhart genennt hatte, grade neben ihm, als dieser klägliche Brief ankam, und sie weinte über das Unglück ihres Vaters so heftig und so von Herzen, daß Reinold dadurch über die Maaßen gerührt wurde und sogleich seinen Harnisch anzog, und auf Bayart stieg, um den Verräther zu retten.

Als er vor das Kloster kam, war es schon erobert, und Roland machte eben Anstalt, den König Ivo aufzuhängen. Reinold ritt schnell hinzu, nahm im zornigen Muthe seinen Schwiegervater hinter sich aufs Pferd

und flah mit ihm davon. Roland verfolgte ihn, weil er seinen Raub nicht fahren lassen wollte, hatte aber kein so gutes Pferd als Bayart war, deshalb entkam ihm Reinold. Darüber wurde er sehr ergrimmt und schalt Reinold einen Verräther, und die beiden Ritter setzten sich einen Tag fest, um ihre Sache auszukämpfen.

Reinold brachte daher seinen Schwiegervater nach Montalban, und wollte dann bald wieder zurück, weil er mit Roland einen Streit halten müsse. Clarisse weinte sehr, als sie diese Nachricht hörte, denn Roland war ein Mann, der, wenn er gepanzert war, weder von Schwert und Spieß verwundet werden mochte. Aber Reinold ließ sich nicht irre machen und reiste ab.

Er bezeugte sich erst demüthig gegen Roland, weil er ein Vetter war, da aber Roland trotzig war, sagte er: Ihr mögt nicht etwa glauben, daß ich mich vor Euch fürchte, nein wahrlich nicht, und wenn gleich Eurer fünfe wären, und zog gleich seinen Harnisch an und stieg auf Bayart. Sie stießen heftig auf einander und mit solcher Gewalt, daß Roland sammt seinem Pferde zu Boden stürzte, welches ihm sonst noch in keinem Kampfe mit keinem Ritter begegnet war. Er erstaunte selber darüber, und raffte sich wieder auf, aber die übrigen Genossen litten es nicht, daß der Kampf fortgesetzt wurde.

So ritt Reinold mit frohem Herzen nach Montalban zurück, und Roland that eine Wallfarth zum heiligen Jakob von Compostella.

Sechzehntes Bild.

Reinold errettet seinen Bruder Ritsart.

Als Roland von seiner Wallfahrt zurückkam, traf er in einem Walde den Ritsart, der dort jagte. Roland ritt auf ihn zu und sagte, daß er sich gefangen geben müsse. Ritsart wollte sich ihm anfangs widersetzen, aber da ihm Roland versprach, ihn gegen König Carl zu schützen, so ergab er sich in sein Geleit und zog mit ihm nach Paris.

Malegys, der im Walde verborgen war, brachte diese Kundschaft sogleich den Brüdern auf Montalban, sie machten sich bereit, Ritsart zu erlösen; Malegys aber ging nach Paris, um zu sehen, wie es mit Ritsart werden würde.

Malegys kam als ein kranker Pilgrimm mit geschwollenem Bein und einem dicken Bauche, dazu in einen rauhen Mantel gehüllt, ganz alt und unansehnlich zu König Carl und begehrte um Gottes Barmherzigkeit willen eine Mahlzeit von ihm. Carl aber schlug ihn derbe mit einem Stecken und sagte: ich traue keinem Pilgrimm mehr, seit mich Malegys betrogen hat. Da geberdete sich Malegys gar kläglich und fing als ein kranker Mann an zu weinen und zu schluchzen, so daß es König Carl wieder gereute, daß er einen heiligen Pilgrimm geschlagen hatte, der noch überdies krank war. Er ließ ihn also an einen Tisch niedersetzen und Speise und Trank reichen, dazu bediente er ihn selbst, aus demüthiger Reue. Malegys dachte in seinem schalkhaften Sinne: ich sollte dir wohl gerne deinen Schlag wieder vergelten; als ihm

daher der König einen so schmackhaften Bissen in den Mund stecken wollte, ergriff er gar behende mit den Zähnen dessen Finger und biß ihn tüchtig. Der König setzte sich vor Schmerzen abseits und sagte: Du schelmischer Pilgrimm, warum thust du mir also? Du hättest mir beinahe den Daumen abgebissen, wenn ich dich hätte gewähren lassen. — Malegys sagte: Verzeihen mir Ew. Majestät, ich war so gar sehr hungrig, daß ich nicht recht Acht darauf gab, ob es die Speise oder Euer Daumen war, daher geschah es ohne meinen Vorsatz.

Indem kam Roland mit dem gefangenen Ritsart in den Saal; König Carl war sehr ergrimmt, als er ihn sah, und schwur, ihn sogleich aufhängen zu lassen. Roland aber wollte es nicht zugeben, weil er ihm sicheres Geleit zugesagt hätte; eben so waren auch die übrigen Genossen dagegen. Der König fragte alle nach der Reihe herum, ob keiner es über sich nehmen wollte, den Ritsart aufzuhängen, aber alle schlugen es ab. Da that sich einer her, genannt Rype, von Rypemont, der sagte, daß er es sich unterstehen wolle, wenn die Genossen ihm alle angeloben wollten, deshalb keine Rache an ihm zu nehmen. Alle sagten es ihm zu, außer Ogier, der unwillig im Saale auf und abging. Der König wurde ergrimmt, daß dieser es nicht auch versprechen wollte, gleich den andern; Ritsart sah indeß den Malegys in einer Ecke sitzen, er näherte sich dem Ogier und sagte: Ogier, gebt nur Euer Wort, denn ich sehe dort Malegys sitzen, und so komme ich gewiß nicht an den Galgen. Ogier gab also auch sein Versprechen, und Carl setzte nun den Tag fest, an welchem Ritsart zu Falkalon sollte aufgehängt werden.

Malegys begab sich indessen in großer Eile nach Montalban zurück, und sagte den Brüdern den Tag an, und daß sie sich rüsten sollten. Sie ritten also aus, und lagerten sich nahe bei in einem Walde, von wo sie den Galgen genau sehen konnten. Sie stiegen ab und setzten sich in das Gras, wo Malegys ihnen die Geschichte erzählte, wie er dem König Carl in Finger gebissen habe, und indem sie noch sprachen, überfiel sie eine Schläfrigkeit, so daß sie alle einschliefen.

Der Zug mit Ritsart kam indessen zum Galgen, und Rype spottete seiner und sagte, daß er nun weiter auf keine Hülfe zu hoffen habe. Ritsart aber schaute sich sehr betrübt nach seinen Brüdern und Malegys und Bayart um, daß sie ihm helfen sollten, und da er keinen von ihnen allen gewahr ward, brach er in Thränen aus und ergab sich in sein Schicksal, denn sie schliefen alle im Walde, außer Bayart, der noch munter war. So mußte nun Ritsart wie ein Verbrecher auf die Leiter steigen, und als er fast oben war, sah ihn Bayart aus dem Walde heraus. Das Pferd fing ein großes Geschrei an und wüthete und tobte so lange, bis Reinold aufwachte. Der sagte: Ei, du böser Schalk, das bin ich an dir ungewohnt, und wollte es schlagen, aber da sah er seinen Bruder oben beim Galgen und schnell stieg er auf Bayart und weckte die übrigen, und alle rannten mit voller Gewalt aus dem Walde heraus. Reinold schlug unter das Volk, so daß sie flohen oder umkamen, und Ritsart war wieder frei, und Rype ward genommen und an den Galgen gehangen, weil er sich unterstanden hatte, den Ritsart aufzuhängen.

Ritsart war so froh und guten Muths, daß er sich noch die Rüstung des Rype anzog und auf sein Pferd stieg, um sich vom König Carl den versprochenen Lohn auszahlen zu lassen. Reinold mußte lachen, da er seinen Bruder noch so gutes Muthes sah, er folgte ihm von ferne mit Makegys und den übrigen Brüdern.

Carl sah mit Ogier grade aus dem Fenster, als sie in der Ferne einen Ritter über den Plan reiten sahen, den sie für Rype hielten. Carl war sehr erfreut, weil er glaubte, Ritsart sei nun gewiß und wahrhaftig gehangen, aber Ogier ward zornig und ging fort, um ihm entgegen zu reiten und mit ihm handgemein zu werden. Carl versammelte seine Ritterschaft, weil er fürchtete, daß Ogier den Rype umbringen würde, ritten ihm also allesammt nach. Aber Ritsart gab sich dem Ogier zu erkennen, als sie zusammen kamen, und der war nun zufrieden. Indem kam König Carl mit seinem Gefolge näher, und lobte den vermeintlichen Rype, daß er sein Versprechen so wacker ausgeführt habe. Darüber wurde Ritsart zornig und sagte: Ich bin nicht Rype, der hängt am Galgen, sondern Ritsart! und rennte mit seinem Speer auf Carl zu und gab ihm einen guten Stoß auf die Brust. Darüber wurde ein Gefecht und Reinold kam mit seinem Gefolge heran und alle wurden mit einander handgemein. Reinold sprang von Bayart und ergriff König Carl und warf ihn hinter sich auf's Pferd, in der Meinung, ihn mit sich nach Montalban zu nehmen. Als die übrigen sahen, daß König Carl gefangen war, setzten sie dem flüchtigen Bayart nach und das Gefecht ward noch hitziger; Reinold aber sah zurück und sah, daß seine Brüder mitten unter den Feinden kämpften, er warf daher den König

Carl wieder von sich, so daß er weit in's Feld hinein flog, und meinte, das Herz im Leibe wäre ihm gesprungen; und so ritt Reinold wieder unter die Feinde und focht tüchtig, bis er seine Brüder salvirt hatte. Dann ritten sie alle nach Montalban.

Siebzehntes Bild.

Kunststück des Malegys.

Olivier war einst auf der Jagd und stand mit seinem Pferde auf einem hohen Berge. Da sah er unten nach dem Fluß hinunter und gewahrte einen Mann, der am Berge herum kroch, und Kräuter zu suchen schien; er gedachte gleich daran, daß es wohl Malegys sein könnte, ritt also hinunter und sagte ihm, daß er sich gefangen geben sollte. Malegys setzte sich zur Wehre, aber Olivier schlug ihm das Schwert aus der Hand, und so mußte jener sich gefangen geben und dem Olivier nach Paris folgen, zornig zwar, aber doch nachgebend.

König Carl freute sich sehr, daß Malegys in seiner Gewalt sei, er wollte ihn sogleich aufhängen lassen, aber Malegys sagte: lasset mich noch bis Morgen leben, das ist nicht lange, und mir ist es lieber. Das glaub' ich, antwortete Carl, Du denkst vielleicht mir zu entwischen, aber diesmal soll es Dir nicht gelingen, deshalb kann ich Dich wohl bis morgen leben lassen, dann aber sollst Du dafür gestraft werden, daß Du mir neulich beinahe den Daumen abgebissen hättest. — Wenn ich morgen hänge, antwortete Malegys, so werd' ich nun wohl Ew.

Majestät nicht mehr bissen. Das denk' ich auch, antwortete der König.

Es wurde zur Tafel geblasen und die Genossen saßen paarweise an kleinen Tischen; der König aber speiste allein; worauf Malegys sagte: für alle diese Herren ist gedeckt, außer für mich nicht, ich denke, ich setze mich zu Ew. Majestät, so machen wir auch ein Paar. — Du böser Schalk, antwortete Carl, darfst Du noch so lose Reden führen, ich dächte, Dir sollte die Lustigkeit wohl vergehn, da Du morgen sterben mußt. Aber die Reden des Malegys gefielen dem Roland, und er ließ den Malegys neben sich niedersetzen und sie aßen und tranken mit einander. Malegys wurde immer lustiger und sang einige Lieder, worüber sich alle verwundern mußten, da er so bald sterben sollte. Aber Malegys trank immer fleißiger, und sang:

Sollt' ich denn fröhlich nicht sein?
Schmeckt mir doch Essen und Wein,
Morgen ist lange nicht heut,
Sterben hat doch seine Zeit,
Jedermann thut es ja leid,
Stirbt doch auch mancher noch heut.

Der König sagte: Du denkst Dich wohl vielleicht vom Galgen los zu singen, aber darin sollst Du Dich verrechnen, und sogleich ließ er ihn in einen festen Kerker führen und in Ketten legen und viel Eisen an die Füße binden, damit er durchaus nicht entlaufen könne. Gebt Ihr mich frei? sagte Malegys; gewiß nicht, antwortete der König. Nun, so gebt nur gut auf mich Acht, redete darauf der Schalk, denn um Mitternacht denke ich Euch zu entlaufen. Damit wird es nun wohl keine Noth haben; sagte der König und ließ die festen eiser-

nen Thüren doppelt zuschließen, und die Genossen mußten mit bloßen Schwertern die Nacht hindurch vor dem Gefängnisse Wache halten; meinte der König, es solle ihm nun gewiß nicht entrinnen.

Aber um Mitternacht schüttelte Malegys die Schlösser von sich und die Eisen fielen ihm von den Füßen; darauf machte er durch seine Kunst die Schlösser und die eisernen Thüren auf und machte, daß die Genossen in einen festen Schlaf fielen und einer über dem andern lag. Worauf er ihre Schwerter und vieles kostbares Geräthe mit sich nahm und so schwer beladen nach Montalban eilte. Reinold war sehr erfreut, daß er die zwölf kostbarsten Schwerter in seiner Gewalt habe.

Am Morgen wollte König Carl den Malegys zum Tode führen lassen, stand deshalb ziemlich früh auf. Da fand er die Genossen schlafend, wie einer über dem andern lag, auch waren ihnen die Schwerter gestohlen und alle Thüren offen, und kein Malegys im Kerker, aber die Ketten und das Eisen war drin geblieben, worauf König Carl sehr erboßt wurde und einen Eid that, er wolle Montalban belagern und mit eigner Hand die Schwerter erobern.

Achtzehntes Bild.

Montalban belagert; Frau Aya schließt einen Frieden.

König Carl brachte nun eine große Macht zusammen und zog mit allen seinen Genossen vor Montalban und hielt es belagert. Roland mußte hineingehn und die Festung auffodern, daß sie sich auf Gnade und Un-

gnade ergeben solle; aber Reinold wollte das nicht thun, sich aber ergeben, wenn König Carl ihm Verzeihung und Sicherheit versprächen. Das aber wollte König Carl wieder nicht eingehn, und so dauerte der Krieg wieder viele Jahre hintereinander, und ward auf eine blutige Art fortgeführet, so daß auf beiden Seiten viele Leute todt blieben.

In einer Schlacht stach Reinold den König vom Pferde und hätte ihn gefangen genommen, wenn ihn die Genossen nicht errettet hätten; aber an demselben Tage ward Malegys entwaffnet, und für einen Gefangenen in das Lager des Feindes geführet. Der König wollte ihn am folgenden Morgen hinrichten lassen.

In der Nacht aber brauchte Malegys seine Kunst und ging vor das Bett des Königs und sagte zu ihm: Ew. Majestät, Reinold hat gebeten, daß wir beide zu ihm kommen sollen. Der König war bezaubert und antwortete: Schon gut, ich wünsche nur, wir wären erst unterwegs. Darauf nahm Malegys den schlafenden König auf seine Schultern und trug ihn so gen Montalban. Dort legten ihn die Brüder in ein köstliches Bette und warteten dann, bis er aufwachen würde.

Der König war sehr verwundert und erschrak heftig, als er alle seine Feinde um sein Bette stehen sah. Reinold redete ihn an, er möchte ihm verzeihen und er wollte ihn sogleich freilassen und ihm mit seinen Brüdern dienen. Aber König Carl wollte nicht nachgeben, so viel gute Worte ihn auch Reinold gab, worüber Ritsart ergrimmte und sein Schwert zog, und den König umbringen wollte; aber Reinold hielt ihn zurück und sagte: Das sei ferne von Dir, Bruder, daß Du unsern König umbringen solltest. Alle Brüder baten

drauf und auch Malegys; aber Carl bestand auf seinem stolzen Sinn, daß sie sich ihm alle auf Gnade und Ungnade ergeben sollten. So viel wollte aber Reinold dem Könige auch nicht trauen, er ließ ihn daher frei in sein Lager zurück, aber der Krieg ward immer noch mit großer Wuth fortgesetzt, obgleich alle Gewissen, insonderheit der Bischof Turpin, für Reinold baten.

Das Schloß Montalban war so fest, daß es den Feind durchaus nicht einnehmen konnte, aber der Proviant war den Belagerten gänzlich zu Ende gegangen, so daß sie in die größte Noth geriethen. Alle übrigen Pferde waren schon verzehrt, Reinold war in der größten Verzweiflung und rief: Nun muß Bayart sterben. Er ging mit einem Messer in den Stall, um das Roß todt zu stechen; aber sein Bruder Adelhart folgte ihm und hielt ihn zurück und bat für das treue Roß. Bayart selbst fiel demüthig auf seine Kniee, als wenn er um sein Leben bitten wollte. Darüber wurde Reinold sehr gerührt, so daß er weinte und ließ dem Bayart Gnade widerfahren.

Turpin hörte von dem großen Mangel, der in der Vestung herrschte und wurde sehr darüber betrübt, daß seine Verwandten solche Noth leiden sollten. Er vermochte daher den Roland dahin, daß er beim nächsten Angriff sich die Ehre ausbat den Vortrab anzuführen, und als das geschah, schaffte er den Brüdern wieder eine große Menge Proviants in die Vestung. So bekam auch Bayart wieder viel Futter und wurde wieder so stark als er nur je gewesen war.

Aber Reinold sah ein, daß er sich am Ende nicht gut auf Montalban würde halten können, weil der Proviant immer schnell verzehrt war; er beschloß daher, sich mit seinen Brüdern nach seiner Burg Ardane zu

begeben, weil er sich dort besser schirmen könne. Er ließ also Bayart zu einer heimlichen Pforte hinausbringen; dort stiegen alle Brüder auf und ritten schnell nach Ardane. Malegys begab sich auf sein festes Castell.

Als König Carl diese Nachricht gehört hatte, zog er mit seiner Macht vor Ardane und hielt es belagert, denn es war sein ernstlicher Wille, die Brüder in seine Gewalt zu bekommen. Der Streit wurde heftig fortgesetzt und es blieb viel Volk und viele Ritter. Am Ende kam Reinold auch hier in sehr bedrängte Umstände und er sah ein, daß er sich mit der Zeit würde ergeben müssen.

Aber seine Mutter Frau Aya kam mit einem großen Gefolge in das Lager ihres Bruders, Königs Carl, um für ihre Söhne zu bitten. Sie ließ sich vor ihm auf die Kniee nieder und weinte heftig und bat um das Leben ihrer Kinder, und daß er sich möchte rühren lassen. König Carl hatte seine Schwester in so langer Zeit nicht gesehn, dazu so rührte ihn ihr Knien und ihre bitterlichen Thränen, so daß er ihr versprach, einen guten Frieden zu machen und alles zu vergessen, wenn die Söhne ihm das Roß Bayart in die Hände liefern wollten, damit zu schalten wie er Lust hätte, weil es ihm gar zu großen Schaden gethan habe. Frau Aya war von Herzen froh und ging sogleich in die Vestung zu ihren Kindern, ihnen die Botschaft anzusagen. Adelhart setzte sich dagegen, daß man das Roß ausliefern sollte; aber Reinold sagte: wir wollen es thun, lieben Brüder, wir mögen vielleicht für das Roß auch Gnade erlangen.

Und so war denn nach einem langen Kriege der Friede geschlossen.

Neunzehntes Bild.

Das Roß Bayart wird ertränkt.

Die Brüder fielen im Beiseyn ihrer Mutter dem Könige zu Fuße, er hob sie gnädig auf und alle waren sehr erfreut, besonders ihre Mutter Aya. Hierauf nahm Reinold das Roß Bayart und gab es in die Hände Carls. Der König ließ ihm sogleich zwei Mühlsteine an den Hals binden, und es, wie er gelobt hatte, von der großen Brücke in's Wasser stürzen. Bayart sank unter, kam aber bald wieder in die Höhe und sah nach seinem Herrn Reinold; dann arbeitete er sich mit Schwimmen an's Ufer, schlug die Mühlsteine von sich und ging zu Reinold und liebkosete ihm. Der König sagte: Reinold, gebt mir das Roß zurück; Reinold nahm es, und gab es dem Könige, der ließ ihm zwei Mühlsteine an den Hals henken und an jedem Fuße einen und so wurde es von neuem in das Wasser geworfen. Es sank wieder unter, kam aber bald wieder oben, sah Reinold an, stieg an's Ufer und schlug alle Steine von sich, so daß sich alle über die Stärke Bayarts verwundern mußten. Bayart stand wieder bei Reinold und liebkoste ihm, wie zuvor, wodurch Reinold sehr gerührt war. Adelhart sagte: Bruder, verflucht mußt Du sein, wenn Du das Roß wieder aus Deiner Hand giebst! O Bayart, wird Dir nun so gelohnt, daß du deinen Herrn und uns alle so oft errettet hast? Aber Reinold sagte: Brüder, sollt' ich um des Rosses willen die Gunst des Königs verscherzen? nahm Bayart wieder und übergab ihn dem Könige mit den Worten: Wenn das Roß noch einmal wieder kömmt, kann ich es Ew. Majestät nicht wieder fangen, denn es geht meinen Herzen gar zu nahe. Da

wurden dem Bayart wieder zwei Mühlsteine an den Hals gebunden und an jedem Fuß zwei, und er wurde zum drittenmal von der Brücke hinuntergestürzt. Reinold aber mußte fortgehn, damit ihn das Roß nicht wieder sähe und dadurch neue Kraft bekäme. Bayart blieb diesmal länger unter Wasser, dann kam er aber doch wieder mit dem Kopfe hervor und streckte ihn weit von sich, weil er seinen Herrn Reinold suchte; da er ihn aber nirgends gewahr werden konnte, verließen ihn nach und nach die Kräfte, er sank unter und kam nicht wieder ans Tageslicht.

Alle Brüder weinten und Reinold war im innersten Herzen betrübt; er verschwor es, Zeit seines Lebens wieder Sporen an den Füßen zu tragen, oder ein ander Pferd zu besteigen, zugleich wollte er das ganze Ritterleben aufgeben. Die Brüder blieben bei Hofe, er aber ging nach Montalban, wo er seiner Hausfrauen Clarisse den Tod Bayarts erzählte; sie fiel in Ohnmacht, als sie diese Nachricht hörte, wurde aber dadurch wieder etwas getröstet, daß die Brüder nun völlig mit König Carl ausgesöhnt wären. Hierauf schlug Reinold seinen ältesten Sohn Emmrich zum Ritter und gab ihm die Veste Montalban, auch den übrigen Söhnen schenkte er Land und Leute, dann küßte er sie alle nach der Reihe und verließ sie in der dunkeln Nacht.

Zwanzigstes Bild.

Reinold ein Eremit.

Reinold empfand die Eitelkeit alles menschlichen Treibens, begab sich deshalb in einen abgelegenen wilden

Wald, weil ihm die ganze Welt nunmehr zuwider war. Da traf er einen Einsiedler, von dem lernte er das eremitische Leben und brachte so seine Zeit mit frommen Gebeten und stillen Betrachtungen zu. Allenthalben ließ man Reinold suchen, man fand ihn aber nirgends, bis er nach einigen Jahren wieder freiwillig hervorkam, weil er gern seinen Vater Heymon sehn wollte und seine Mutter, Brüder und Kinder, in Summa, die Seinigen, die ihm theuer waren. Dann ging er wieder in seinen Wald zurück und führte sein stilles Leben weiter und that Buße für die mannichfaltigen Sünden, die er jemals im Laufe seines Lebens begangen hatte. Dann lebte er noch lange in der Einsamkeit und kam aus seinem Walde in die Welt, um seine Freunde zu sehn, und nach vielen Jahren starb er als ein frommer Waldbruder, als Roland schon bei Ronceval gefallen war und Carl gestorben und sein Vater todt, und viele der Helden sich zerstreut und verloren hatten.

Und hier endigt sich die Historie von Reinold und den übrigen Heymons Kindern.

Sehr wunderbare Historie

von der

Melusina.

In drei Abtheilungen.

1800.

Erste Abtheilung.

Wie oftmals durch Gunst der Frauen Männer zu hohem Glück und Ehre gelangt sind, davon findet man in der Geschichte viele Beispiele, unter andern auch in folgender sehr wunderbaren Historie, die vielen nur ein Mährchen dünken möchte, weil einige Umstände zusammen treffen, die fast an das Unwahrscheinliche gränzen.

In alten Zeiten lebte in Frankreich ein Graf von Forß, er hatte viele Kinder, war arm und lebte in einem anmuthigen Walde. Dieser Graf hatte viele Noth seine Kinder adelich und nach ihrem Stande zu erziehn, weil es ihm am Vermögen fehlte. Sonderlich that ihm dieses um seinen jüngsten Sohn Reymund leid, der schon früh ein hochstrebendes Gemüth in sich spüren ließ, denn er sprach am liebsten von Rittern, die sich durch wunderbare Begebenheiten und große Thaten und den höchsten Ehren empor geschwungen hatten, auch ließ er sich vom Vater gern alte Geschichten erzählen, von solchen Leuten, die aus Armuth Fürsten und Könige geworden und wünschte sich ein gleiches Schicksal. Darüber wurde der Vater oft betrübt und führte ihm zu Gemüth, daß es nicht mehr die Zeit sei, an derlei

Wunderwerke zu glauben und er möchte sich nur früh in seinen beschränkten Stand finden lernen. Reymund aber sagte: lieber Herr Vater, es ist noch nicht aller Tage Abend, so können wir auch nicht wissen, was aus mir noch werden möchte. Worauf der Vater antwortete: Nun, Gott möge Dich segnen, mein Kind, denn ich sehe wohl, Dein Sinn steht nach hohen Dingen.

Nicht weit vom Walde hatte der Graf Emmerich seine großen, weitläuftigen und reichen Güter; dieser war der Mutter Bruder des armen Grafen von Forst und also sein naher Vetter und Verwandter. Dieser Herr war neben seinem Reichthum in vielen Wissenschaften wohlerfahren, sonderlich in der Kunst der Astronomie, denn er wußte alle Abtheilungen des Jahrs, Mondwechsel, auch Sonnen- und Mondfinsternisse, konnte alles daraus wahrsagen und die schwersten Rechnungen machen: auch war ihm durch astrologische Weisheit das Firmament mit seinen Sternen nur wie ein lieber Freund, den er um Rath fragen durfte, wußte auch genau anzugeben, wo die Planeten standen und wann sie auf und wann sie untergehn, in Summa er war von allen Leuten im Lande wegen seiner Kenntnisse und großen Reichthums sehr hochgeachtet. Dieser Mann hatte nur zwei Kinder, einen Sohn, welcher Bertram hieß, und eine Tochter. Er rechnete mit seiner Kunst aus, und wußte es auch schon vorher, daß seinem armen Vetter, dem Grafen von Forst, die Erziehung seiner vielen Kinder zur Last falle, nahm sich also in seinem großmüthigen Herzen vor, eins davon zu sich zu nehmen. Machte also ein großes Gastmahl und lud dazu auch seinen Herrn Vetter ein, der auch

mit drei von seinen Söhnen kam, unter welchen sich Reymund, der jüngste, befand. Graf Emmerich sah, daß sich alle höflich betrugen und alle in guter Kleidung zu ihm kamen und war damit sehr zufrieden. Während der Mahlzeit warf er eine besondre Liebe auf Reymund, der sehr geschickt und artig sein Hütlein beim Beten vor das Gesicht zu halten wußte, wie wohl die andern sich auch andächtig bezeigten, nachher zierlich und sauber aß, seinem Herrn Vetter in allen Dingen aufwartete und sich überhaupt als ein feiner Gesell betrug.

Nachdem alle abgespeist hatten, gingen der Graf Emmerich und Graf Forst beiseit und Emmerich sagte zu seinem Vetter: ich danke Euch vielmals, mein Herr Vetter, daß Ihr zu meinem Gastgebot habt erscheinen wollen, auch alle so höflich und in neuen Kleidern gekommen seid, welches suchen werde, bei einer andern Gelegenheit zu vergelten. Ihr habt außerdem viele und wackre Kinder, und viele wohlerzogene Kinder besitzen, ist von je an für einen Segen des Himmels gerechnet worden; doch giebt es einen Fall, wo man sich lieber deren einige mit Freuden abthun möchte, wenn man nämlich sehr viele hat und sich selber dabei in Armuth befindet, denn alsdenn müssen die Kindlein der ihnen zukommenden Erziehung entbehren, wodurch sie nicht nur kein Vermögen, welches nicht sonderlich zu achten, bekommen, sondern selbst ihren zukünftigen guten und tugendhaften Lebenswandel verlieren. Will dieses übrigens nicht von Euch, Herr Vetter, gesagt haben, denn mir ist nicht unbekannt, daß einem so verständigen Manne fast alles möglich zu machen ist, wie Ihr es denn auch mit der That beweiset; wollte Euch

dennoch höflichst und inständigst um Euer jüngstes Söhnlein Reymund gebeten haben, mir solchen zur Erziehung zu überlassen, denn er hat mir doch gar zu artlich gedünkt, sowohl mit Beten, als saubern Mundwischen, auch allem übrigen gottgefälligen Betragen, will ihn wie meinen eignen Sohn halten, ihm auch Vermögen hinterlassen.

Als der Graf von Forst diese Rede seines Herrn Vettern verstanden hatte, überkam er eine große Freude und antwortete: mein Herr, Euer edles Herz, wie Eure weltbekannte große Wissenschaft leuchten gleich sehr aus dem, was Ihr gesagt, herfür, und so geschieht es denn auch zu meiner gröſten Zufriedenheit, daß ich Euch mein jüngstes Söhnlein, den Reymund, ob er mir gleich das allerliebste Kind, übergebe und ausliefere, denn bei mir hat er, wie Ihr wißt, kein großes Glück zu hoffen, darum will ich ihm mit meiner väterlichen Liebe nicht im Wege stehn. Nehmt ihn hin, und möge er Euch nur am letzten Tage noch eben so gut gefallen, als am ersten, möge er in der Gottesfurcht aufwachsen, damit Euch Eure Wohlthätigkeit und Liebe zu ihm nicht dermaleinst gereut.

So gaben sie sich die Hände und waren mit einander einverstanden. Der Reymund wurde von dem Handel unterrichtet und weinte viel, welches dem Grafen Emmerich wieder sehr gefiel, weil er daraus seine Liebe zum Vater erkannte und sich auch dergleichen versprechen durfte. Endlich schieden sie und der Graf von Forst reiste nach seinem Walde zurück.

Der Reymund war von nun an immer in Gesellschaft seines Herrn Vetters, der Grafen Emmerich, bei dem er alle adlichen Sitten, auch reiten und stechen

lernte. Der Graf war ihm wegen seiner Tugenden so zugethan, daß er ihn fast seinem Sohne vorzog, worüber dieser aber auch nicht neidisch war, weil Reymund ihm höflich und freundlich begegnete, und überhaupt der Liebling des ganzen Hauses wurde. Wo er konnte, diente er jedermann, dabei war er niemals trotzig und hochmüthig, mit keinem zänkisch, sondern immer nachgebend. So wuchs er auf und der junge Graf Bertram war mit ihm von einem Alter.

Graf Emmerich war ein großer Freund von der Jagd und Reymund mußte ihn fast immer auf allen seinen Zügen begleiten. So waren sie auch eines Tages mit großer Gesellschaft in den Wald hinaus gezogen, mit Jägern und Hunden und allem Zubehör. So kam ein wildes Schwein daher, das sie alsbald niederlegen wollten, dieses aber haute viele von den Hunden zu Schanden, eilte wieder fort und zog die ganze Jagdgesellschaft nach sich in den Wald, so daß der Graf und Reymund allein zurück blieben. Es war schon Mondschein und Nacht in demselben Walde und nicht lange währte es, so waren sie verirrt, worauf Reymond zu seinem Herrn Vetter sagte: wir sind in der Nacht von unsern Leuten gekommen, haben auch die Hunde verloren, uns selber verirrt, darum wäre es wohl gut, einen Ort zu finden, wo wir unterkommen möchten. Worauf der Graf zur Antwort gab: Du rathest wohl, können wir es doch versuchen, denn der Himmel ist gestirnt und der Mond scheint helle genug. Darauf ritten sie im Holze hin und her, um einen geraden Weg zu finden, fanden ihn aber nicht und wurden verdrüßlich; endlich geriethen sie auf eine schöne Straße und Reymund sagte: dieses dürfte wohl die

Straße nach unserm Schlosse sein; jetzt wollen wir nur einige von unsern Leuten aufsuchen, die die Wege besser kennen: worauf der Graf mit den Worten erwiederte: es kann sein, ich will Deinem Rathe folgen.

Indem sie noch so ritten, betrachtete der Graf mit Aufmerksamkeit das Gestirn am Himmel, seufzte bei sich und sprach: O Gott, wie sind doch deine Wunder so groß und mannichfaltig, wie hast Du die Natur in solcher Gestalt zugerichtet und wie magst Du es zulassen, daß ein Mann durch seine Missethat zu so großem zeitlichen Glück und hohen Ehren gelangen möge? Komm hieher, mein Sohn, fuhr er gegen Reymund fort, und betrachte einmal die Gestalt des Himmels, sieh jenen röthlichen Stern, der herauf kommt und sich dem weißen nähert, sie machen zusammen ein wunderliches Licht und seltne Stellung und bedauten, daß in dieser Stunde ein undankbarer Diener seinen Herren und Wohlthäter erschlägt, und dadurch zu allem zeitlichen Glücke gelangt.

Wie ist dieses möglich, antwortete Reymund, daß Ihr es aus den Gestirnen erkennen mögt?

Die Natur, sagte Emmetich, ist wunderseltsam mannichfaltig und auch wieder sehr einfach, der Himmel ist ein Spiegel der Erde, die Erde des Himmels, ja ein jedes Ding spiegelt sich im andern wieder, erschafft jenes und wird erschaffen, dieselben Kräfte in vielen Gestalten, dieselben Bildungen aus verschiedenen Kräften, wie tausend Ströme die durcheinander fließen, sich verwirren und in schöner Ordnung regieren, wie tausend Geister, die sich spielend einer im andern bewegen und so die Welt im Wechsel darstellen und festhalten; mir und meinesgleichen ist die Kunst gegeben, den Ab-

grund an der Höhe des Firmamentes zu erkennen, ich finde die Gestirne in mir und im Abgrunde wieder, unser Herz zieht die Liebe der Geister an sich und so mögen wir im großen Spiegel Vergangenes und Künftiges wahrnehmen.

Dieses ist zu verwundern, sagte Reymund; worauf sie weiter ritten und ein Feuer fanden, das die Hirten im Holze angezündet hatten. Sie stiegen von den Pferden ab, suchten Holz zusammen und legten es auf das Feuer, weil es in der Nacht sehr kalt war, um sich an der Flamme zu wärmen. Als sie noch damit beschäftigt waren, sich zu wärmen, hörten sie durch das Holz etwas kommen, mithin ergriff Reymund sein Schwert, und der Graf seinen Spieß, und sie konnten nicht damit geschwinde genug sein, denn es kam ein großes Schwein, klopfete mit seinen Zähnen an den Bäumen und schnaubete sehr. Da schrie Reymund seinem Vetter zu und sprach: O Herr Vetter, schont Euer Leben und steigt lieber in aller Eile einen Baum hinauf. Der Graf aber that dieses nicht, sondern sagte: Solches ist mir noch nie vorkommen noch widerfahren, soll mir auch, wenn es Gott will, niemals fürgehalten noch bewiesen werden, daß ich vor einem Schweine so schändlich fliehe, oder mich auf die Bäume begebe. Dem Reymund that es Leid, daß sein guter Rath nicht befolgt wurde; der Graf hielt hierauf den Spieß vor, das Schwein lief daran, schlug aber den Stich ab, indem es sich nur wenig verwundete, und den Grafen zur Erden niederwarf. Darauf nahm Reymund seines Herrn Vetters Spieß, wollte damit das Schwein niederlegen, fehlte aber und stieß damit in seines Herrn Vetters Leib, zog ihn aber gleich wieder heraus und brachte das

Schwein um, kehrte sich wieder zu seinem Herrn Vetter, fand ihn in Todesnöthen liegen und sah, wie er alsbald verschied.

Wie nun Reymund das jämmerliche Unglück, so er angerichtet, recht bedachte, fing er eine laute und bittere Klage an, raufte seine Haare aus, rang die Hände und weinte von Herzen, indem er ausrief:

Ach Glück! wie hast Du mich so arg belogen,
Reich machst Du arm, und Arme oft zu Reichen,
Dem magst Du Trost, dem andern Jammer reichen,
Dem bist Du Feind, und jenem dort gewogen.

Bös Glück! welch Leid hast Du mir zugewogen?
Ist noch ein Jammer meinem zu vergleichen?
Muß so der edle Vetter mein erbleichen?
Wollt' ihn erretten, wurde schlimm betrogen.

Ich stieß ihn undankbar in sein Verderben,
Das Auge mußte, so die Hand auch fehlen,
Der eigne Speer von seinem Blut geröthet:

O könnt' ich doch an seiner Seite sterben,
Denn so wird der Verdacht mich ewig quälen,
Ich habe gar mit Vorsatz ihn getödtet.

So klagte er in der Nacht und alle seine Sinne kamen in Verwirrung, er wußte nicht mehr, ob er die Mördthat mit Fleiß begangen hatte, und klagte sich selber auf das härteste an. Dann setzte er sich in Leid und Betrübniß wieder auf sein Pferd, wußte nicht wohin und ließ es ohne Lenkung und Führung freiwillig dahin gehn, wohin es nur wollte.

Es befand sich ein Brunnen im Walde, auf einem schönen freien Platz, der aus einem Felsen entsprang und den man gewöhnlich nur den Waldbrunnen nannte; hieher ging das Pferd mit Reymund, und beim Brunnen standen drei schöne Jungfrauen, die aber Reymund in seiner tiefen Betrübniß nicht bemerkte. Die jüngste und schönste von den dreien ging ihm entgegen, und sagte: nie ist mir ein solcher Ritter vorgekommen, der vor Damen vorbei reitet, ohne sie anzureden. Reymund aber trieb sein Klagen und Jammern weiter, so daß er gar nicht hörte, was sie sagte, worauf sie das Pferd beim Zügel fing und sprach: Ihr müßt wohl nicht aus adelichem Blute sein, denn sonst würdet Ihr uns nicht so stillschweigend vorüber reiten.

Nun erwachte Reymund erst aus seiner Betäubung und erschrak, als er ein so schönes Fräulein vor sich sah: er wußte nicht, war er lebend oder todt, oder war sie ein Gespenst, oder ein Fräulein. Er stieg aber alsbald mit der größten Behendigkeit von Pferde herunter und sagte: ich bitte, Ihr wollet mir verzeihen, denn ich bin wohl ein Ritter und aus adelichem Blut, aber meine Unglücksfälle haben mich dermaßen erschüttert, daß ich vor tiefster Betrübniß Artigkeit gegen Damen aus den Augen zu setzen mich genöthigt sehe.

Sie antwortete: lieber Reymund, Euer Klagen und Euer Ungück thun mir sehr leid. Worüber er sich verwunderte, daß sie seinen Namen wußte und sagte: Wie könnt Ihr doch meinen Namen wissen, da ich Euch nicht kenne? Wie ist es denn möglich, daß Ihr Euch mit dieser großen Schönheit, edlem Leibe und trefflichen Angesichte hier allein im Walde befindet? Und wie kömmt es, daß mir mein Gemüth sagt, es würde mir

durch Euch einiger Trost zukommen, ja daß ich schon, indem ich mit Euch rede, den süßen Klang der Stimme von diesen holdseligen Lippen vernehme, in zauberischer Gegenwart Eurer Lieblichkeit, meine Leiden gelindert fühle?

Das Fräulein sagte hierauf: theurer Reymund, habt Ihr gleich Euren Herrn Vetter und das Schwein umgebracht, und seid dadurch in große Noth gerathen, so ist dieses doch gegen Euren Willen geschehn und ich sage Euch hiermit, daß Euch Glück, Reichthum und Macht wird zu Theil werden, wie noch keinem jemals in Eurer Familie geschah, denn was Euer Herr Vetter geweissagt hat, das muß an Euch selber in Erfüllung gehn und es wird auch mit göttlicher Hülfe vollbracht werden.

Wie Reymund hörte, daß sie von göttlicher Hülfe sprach, wurde er noch beherzter, weil er nun glaubte, daß das Fräulein kein Gespenst, auch keine Heidin, sondern eine Christin sei, und sagte daher: aber mein schönstes Fräulein, wie wißt Ihr doch meinen Namen, oder welch ein Unglück mir begegnet ist, da ich Euch vorher niemals mit Augen gesehn habe, denn Ihr wart nicht zugegen, als das Unglück geschah, noch habe ich Euch vorher jemals bemerken können.

Sie sagte: tröstet Euch nur und seid allerdings unbekümmert, denn ich bin eben diejenige, durch welche das in Erfüllung gehn muß, was Euer Herr Vetter kurz vor seinem Tode geweissagt hat: zweifelt auch nicht daran, daß ich eine gute Christin sei, wie ich denn in der That merke, daß Ihr daran zweifelt, denn ich glaube alles, was einem guten Christen zu glauben zukommt, als daß Christus für unser Heil gestorben und an das hit-

tre Kreuz genagelt ist, daß er nach dreien Tagen auferstanden, item, daß er der eingeborne Sohn Gottes ist, und so weiter, gen Himmel gefahren, nebst allen Dingen, die zu unsrer heiligen Religion gehören. Darum vertraut mir nur, und Ihr sollt so weise, reich und mächtig werden, wie es noch keiner je in Eurem Geschlechte gewesen ist.

Als Reymund dies gehört hatte, bekam er seinen Muth und auch seine Farbe wieder, denn alle Zweifel waren nun bei ihm verschwunden; er antwortete daher: holdseligstes und schönstes Fräulein, nunmehr bin ich bereit, alles das zu thun, was Ihr mir gebieten werdet, denn ich sehe wohl, daß es eine Schickung Gottes ist, und nichts anders: darum sagt mir nur, was ich thun soll, und wenn es nicht mein Vermögen oder meine Kräfte übersteigt, soll es gewiß in Erfüllung gesetzt werden.

Worauf das Fräulein antwortete: Reymund, Ihr sollt mir schwören, daß Ihr mich zum ehelichen Gemal nehmen wollt, aber an keinem Sonnabend weder nach mir fragen dürft, noch Euch sonst um mich bekümmern, sondern diesen Tag muß ich ganz ausdrücklich für mich behalten, worauf ich Euch aber wieder schwöre, nichts zu thun, noch mich an selbigem Tage irgend an einen Ort zu verfügen, der Eurer Ehre nachtheilig sein könnte.

Reymund schwur sogleich und sie fuhr fort: wenn Ihr diesen Euren Schwur jemals brecht, so wird es Euch selbst zum Nachtheil gereichen, denn Ihr werdet dadurch an Gut und Ehre, an Land und Leuten merklich abnehmen; auch werdet Ihr mich selbst verlieren. Reymund schwur noch einmal und versprach, ihr

in allem zu gehorchen, worauf sie ihm sagte, daß er nach dem Schlosse zurück reiten möge, und sagen, daß er seinen Herrn Vetter im Walde verloren habe und nicht wisse, wohin der gekommen sei, man werde diesen hierauf suchen, finden und mit vielen Wehklagen begraben. Dann würden alle Vasallen erscheinen, den jungen Grafen Bertram für ihren Lehnsherrn erkennen, und die Lehn von ihm begehren, zu diesen solle er sich auch begeben und zum Lohn für seine Dienste nur so viel Landes bitten, als man mit einer Hirschhaut umschließen könne, welches ihm jener gewiß nicht versagen würde; er solle aber nicht vergessen, sich hierüber eine schriftliche Versicherung mit allen Siegeln ausfertigen zu lassen. Reymund würde hierauf einem Manne mit einer Hirschhaut begegnen, dem er sie abkaufen müsse, ohne zu handeln, diese müsse er in die dünnsten Riemen schneiden lassen, sie in einem Büschel zusammenlegen, und sich am Tage der Vergabung damit nach dem Waldbrunnen begeben, hier solle er mit dem Riemen dann so viel Land umfassen, als ihm nur möglich wäre. Nach allem diesen zeigte sie ihm noch den rechten Weg nach dem Schlosse und bestimmte ihm einen Tag, an welchem er sie wieder am Brunnen im Walde sprechen könne.

Reymund empfahl sich ihr, versprach alles auszurichten, wie sie es ihm befohlen und eilte alsdann nach dem Schlosse zurück. Als er des Morgens dort ankam, fragte ihn jedermann nach dem Grafen seinem Herrn; er aber sagte, er habe ihn im Walde verloren, wisse nichts von ihm, könne also auch keine Nachricht ertheilen. Endlich kamen des Grafen Diener alle von der Jagd wieder zurück, keiner von allen wußte vom Grafen. Da entstand im Hause ein großes Wehklagen, besonders von den Kin-

dern und der Gräfin ihrer Mutter. Die Diener wurden ausgeschickt, das Holz wurde durchsucht und endlich fand man auch den Leichnam neben dem todten Schwein. Sie brachten ihn in das Schloß und das Wehklagen und das Jammern vermehrten sich noch um ein Großes: wurde dem todten Grafen hierauf ein köstliches und ehrliches Begräbniß angestellt, die Glocken geläutet, alt und jung versammelt und in Thränen, der Mann allgemein bedauert, und Männer und Frauen, Geistliche und Weltliche in schönen Trauerkleidern zugegen, alle hoch und tiefbetrübt, vorzüglich Reymund, wie es ihm das Fräulein im Walde gerathen hatte.

Als der Graf begraben war, kamen alle Vasallen und Lehnsleute zu seinem Sohne, um die Lehn von ihm zu empfangen, unter diesen auch Reymund, der so, wie ihn Melusina unterwiesen hatte, nur um so viel Landes beim Waldbrunnen bat, als er mit einer Hirschhaut umschließen könne. Dem Bertram schien dies für seine langen und getreuen Dienste eine geringe Belohnung, hielt ihn überhaupt für im Kopfe verwirrt, und sagte ihm also mit verbißnem Lachen dieses Erdreich zu. Ließ hierüber auch ein Dokument mit seinem Siegel und Petschaft ausfertigen, so daß nachher kein Streiten darüber möglich war. Denselben Morgen noch kaufte Reymund die Hirschhaut, die er in einen langen und ganz dünnen Riemen schneiden ließ und als dies gethan war, ging er wieder zum Grafen Bertram, ihn zu bitten, ihm nunmehr die versprochne Gabe durch einige seiner Räthe überantworten zu lassen.

Sogleich wurden einige von den Räthen mit ausgeschickt, und Bertram lachte innerlich, daß jener sein Besitzthum einer Hirschhaut so eifrig betrieb. So ka-

men die Räthe mit Reymunden zum Waldbrunnen, und verwunderten sich über die maßen als sie sahn, daß er die Hirschhaut zu einem ganz dünnen Riemen geschnitten hatte. Zwei unbekannte Männer nahmen hierauf den Riemen, steckten einen Pfahl in die Erde, und umzogen nun mit den Faden viel Holz, Wiesen und Felsen, den Waldbrunnen und eine große Weite des Thals, in welchem ein angenehmer Bach floß. Die Räthe waren gar sehr erstaunt, mußten aber den Vertrag halten, welchen Graf Bertram mit seinem Wappen untersiegelt hatte. Die Räthe kamen hierauf zum Grafen zurück und erzählten ihm, was vorgefallen, die Hirschhaut sei ganz in einen dünnen Riemen zerschnitten, zwei unbekannte Männer hätten damit viel des Gebiets beim Waldbrunnen umschlossen, es habe geschienen, als wenn der Riemen sich immer mehr auseinandergezogen, je weiter sie gegangen, auch sei ihnen das ganze Revier viel größer vorgekommen, als es ihnen wohl ehemals geschienen. Worauf der Graf antwortete: Es ist eine fremde Sache und mag wohl ein Gespenst sein, denn ich habe oft sagen hören, daß fremde Wunder bei dem Waldbrunnen geschehn sein, gebe Gott nur, daß es zu seinem Besten ausschlage, denn er ist doch unser Vetter und naher Verwandter, ist immer besser, als wenn er im Haupte verwirrt wäre, wie ich anfangs gedachte, so ist er aber klüger, als man von ihm denken mochte, dürfen es ihm auch nicht mit Gewalt wieder nehmen, weil er unsre Unterschrift und Siegel hat. Reymund ging hierauf selber noch zum Grafen, um ihm für die empfangene Gabe Dank zu sagen, der ihn auch sehr freundschaftlich empfing.

An dem bestimmten Morgen ging Reymund ganz

in der Frühe wieder zum Waldbrunnen, wo er auch schon seine geliebte Melusina, seiner wartend, antraf, die ihm mit den Worten entgegen kam: sei mir gegrüßt, Reymund, Du bist ein weiser und vernünftiger Mann, denn Du hast alles so ausgerichtet, wie ich es Dir gerathen habe. Hierauf gingen sie in eine Kapelle, wo sie viel schönes Volk, Frauen, Ritter, Knechte, Priester und kostbar gekleidete Leute sahen. Reymund verwunderte sich und fragte, wo alles das Volk hergekommen sei? Melusina antwortete: wundere Dich nicht darüber, denn es ist alles das Deinige und sie sollen Dir auch ihre Ehrerbietung bezeigen. Hierauf wendete sie sich zu den Leuten und befahl ihnen, den Reymund als ihren Herrn anzuerkennen, und ihm Treue, Gehorsam und Liebe zu geloben, welches sie auch alle sogleich mit großer Freude und aller Unterwürfigkeit thaten.

Reymund wollte noch immer nicht seinen Augen trauen, dachte: wo krieg' ich all dergleichen Volk her? wobei er innerlich zu Gott betete, weil er meinte, es dürfte das ganze Wesen nur ein schlimmes Gespenst sein. Melusina weckte ihn bald aus diesen Gedanken, indem sie zu ihm sagte: Reymund, nicht eher sollst Du ganz meinen Stand und mein Wesen erkennen und erfahren, bis ich Dein ehliches Gemal bin. Worauf Reymund sagte: ich bin bereit, Euren Willen zu allen Zeiten zu erfüllen. Nun wohlan, sprach Melusina, so wollen wir unsre Hochzeit auf künftigen Montag ansetzen, doch muß es dabei eine ganz andere Gestalt haben und ehrlich zugehn, so daß wir alle Gebräuche erfüllen, die dabei üblich sind; lade daher Gäste und Zeugen ein, und sorge nicht, daß es an Speis und Trank, oder irgend einer Ergötzlichkeit fehlen dürfte, denn ich will alles besorgen.

Reymund ritt hierauf wieder nach dem Schlosse seines Vetters, des Grafen Bertram, zurück, er fand ihn bei seiner Frau Mutter, trat vor beide hin, machte einen zierlichen Reverenz und sagte: Gnädiger Herr Vetter, auch gnädige Frau, es ist billig, da ich Euer Verwandter und Diener bin, Euch meine Geheimnisse nicht länger verborgen zu halten, muß Euch also sagen, daß ich mir eine Frau nehmen will, und die Hochzeit am nächsten Montage beim Waldbrunnen zu feiern gesonnen bin, bitte Euch also beiderseits demüthig, mir die Ehre zu gönnen und dabei Eure persönliche hohe Gegenwart zu schenken.

Der Graf antwortete hierauf: Mein lieber Herr Vetter, Euch zu Ehren und zu Liebe will ich herzlich gern dahin kommen, auch mit anständigem Gefolge, hoffe auch, daß meine Frau Mutter mit mir gehen wird; doch muß ich fragen: wer ist Dero Frau Gemalin, oder von wannen ist sie, denn es wäre nicht gut, wenn sich mein Herr Vetter durch eine zu schnelle Heirath unglücklich machte. Aus welcher Gegend und von welchem Geschlechte ist sie? denn ich möchte auch gern wissen, ob sie denn wohl adlich sei, da ich Euch zu Ehren mit Gefolge und meiner Frau Mutter auf Eure Hochzeit kommen will.

Reymund antwortete: Herr Vetter, es kann nicht geschehn, es jetzt zu sagen, denn ich weiß es dermalen selber noch nicht, ich weiß auch nicht von wannen sie ist, oder was sonst ihr Wesen sein mag, begnügt Euch damit, sie Montags in ihrem Stande zu sehn.

Der Graf antwortete: Herr Vetter, das ist ziemlich wunderlich, daß Ihr ein Weib nehmt, welches Ihr selbst nicht kennt, ich fürchte, daß Ihr angeführt wer-

det, wie es schon so manchem ergangen ist, und komme fast auf meine erste Vermuthung zurück, daß Ihr im Haupte verwirrt sein mögt. Ihr nehmt mir diesen meinen guten Rath nicht zum übeln, denn es geschieht nur deswegen, weil ich zu Eurer Hochzeit kommen soll und da fiele die Schande nachher auch mit auf mich.

Reymund antwortete: Herr Vetter, Eure Warnung nehme nicht sonderlich übel, weil Ihr meine Gemalin nicht kennt, die so schön und klug ist, daß sie ohne Zweifel von hoher Abkunft sein muß, bin übrigens im Haupte recht gescheidt, trotz dem Besten im ganzen Lande und zu jeder Probe erböthig, will übrigens die Frau selber heirathen und keinen andern dazu überreden, steht sie mir an, so ist es gut, ist sie mir schön und edel genug, so hat Niemand weiter etwas darnach zu fragen, gräme mich auch nicht übermäßig, wenn Ihr nicht zu meiner Hochzeit kommen wollt, denn ich werde schon andre und nicht minder gute Gäste zu finden wissen.

Es war nicht so gemeint, mein lieber Herr Vetter, antwortete hierauf der Graf behende, denn er fürchte sich; ich und meine Frau Mutter und die meinigen wollen zur Hochzeit kommen, und rechnen es uns zu sonderbarer Ehre dazu geladen zu sein. Wofür sich denn Reymund mit vielen und höflichen Worten bedankte.

Am Montag Morgen ritt der Graf Bertram mit seiner Mutter und seinem Hofgesinde aus, nach dem Waldbrunnen zu; man unterredete sich unterwegs davon, wie man wohl keine Herberge finden dürfte, weder für Pferde noch Menschen, noch auch Speise und Trank in gehörigem Maaß, oder andre Ergötzlichkeit, indessen tröstete sich der Graf und meinte, ein schlimmer Tag würde bald vorübergehn. So zogen sie durch den Wald

und als sie auf den offnen Platz zu den Felsen kamen, zeigten sich zwischen den Bäumen viele schönen Zelter auf dem grünen Boden aufgebaut, allenthalben sah man einen großen Rauch aufsteigen vom Kochen und vom Braten, eine Menge Volks in schönen Kleidern war zugegen, die Zelter prangten mit Fähnlein und buntgemalten Wappen, liebliche Musik erscholl, die Köche waren bei den Backöfen und in den Küchen geschäftig, adliche Herrn und Damen sah man auf dem reizenden Plan hin und wieder spazieren. Alle dachten, es möchte wohl ein Gespenst sein, was sie sahen, als ihnen sechszig treffliche Ritter entgegen kamen und sie im Namen des Bräutigams und der Braut begrüßten, worauf sie sie zu Reymunden selber brachten, der ihnen vor allen übrigen Gästen die zugegen waren, die größte Ehre erwies.

Die Pferde wurden ihrerseits an die Krippen gezogen, wo man ihnen schönen Haber vorlegte, Frauen und Jungfrauen kamen der Gräfin entgegen, um sie zu empfangen, worüber sich diese nicht genug verwundern konnte, da sie sich an diesem seltsamen Orte dergleichen Aufnahme nicht versehn hatte. Reymund führte hierauf die Gäste in seine Wohnung, wo auch eine Kapelle war, reich mit mancherlei Kleinodien ausgeziert. Nun wurde zur Brautmesse geläutet, und das schöne Fräulein Melusina trat in allem ihrem Schmucke hervor, so daß aller Augen von ihrem Glanze wie von ihren Reizen geblendet wurden; ein feines Gewand schloß sich an den edlen Wuchs der Glieder, und wie die Sommerlüfte spielend um sie wehten, flossen in zarten Wellen die Falten des Gewandes, als wenn die Göttin aus dem Meere gestiegen wäre und so eben die letzten

Wogen von ihr niedergleiten wollten: ein Blumenkranz verschönte das Haupt, und den Busen trug sie frei, auf dessen Glanz die reichen Kleinodien mit unterschiedlichen Farben schimmerten. Nun erhoben sich auch die fröhlichen Saitenspiele, auch Musik mit Flöten und Posaunen, alle Sinne der Gäste waren geblendet und in Entzücken und der Graf Bertram sagte in seinem Herzen: dieses ist warlich eine Hochzeit, die sich sehen lassen darf.

Hierauf wurd Reymund in der Kapelle von einem vornehmen Bischoffe mit seiner geliebten Braut vermält. Dann verfügte man sich an die Tafel, wo die köstlichsten Speisen und die schönsten Weine für alle im Ueberflusse da waren. Allen gefiel das und es war keiner, der nicht mit Appetit das Essen zu sich genommen, denn es war überdies vortrefflich zubereitet. Nach der Tafel wurde man erst fröhlich, da fing auf dem Plan ein Stechen und Thurnieren an, bei welchem sich Reymund mit seiner Geschicklichkeit vorzüglich auszeichnete. Hier wurden viele köstliche Kleinodien gewonnen, welche die edle Melusina zu Preisen ausgesetzt hatte; die Damen empfanden über die Uebungen der jungen Ritter ein großes Vergnügen.

Am Abend war wieder ein herrliches Mahl zubereitet, man setzte sich wieder zu Tische, aß und trank und machte mit schönen Worten Spas, der selten ist. Darnach wurden die Tänze angefangen, die bis tief in die Nacht währten.

Als nun die Zeit gekommen war, daß die Braut zu Bett gebracht werden sollte, so wurde sie von schönen Frauen in das Schlafgemach geführt. Hier stand ein prächtiges Bett, das mit Lilien besteckt war, schöne

Teppiche und Vorhänge von der seltensten Stickerei zierten das Gemach, nicht minder treffliche Mahlereien. Hier sah man in den lebhaftesten Farben die nackte, badende Leda und den schneeweißen Schwan, der sich liebkosend an sie schmiegte, indeß sie verwundert und entzündet mit durstenden Lippen in der Luft nach erwiedernden Küssen suchte: hier entsprang die Göttin der Liebe aus der Flut und schwimmende Najaden brachten ihr Korallen und Lobgesänge entgegen. Dort war Mars im Netze mit der Venus in einer Stellung festgehalten, die die Blicke der lüsternen Götterschaar entzückte. Hier badete Galatea und die Wellen schmiegten sich zärtlich zu ihren Füßen und ein schelmischer Widerschein fing das Bildniß der lieblichen Gestalt auf. So waren noch andre treffliche Gemälde und Darstellungen und das Zimmer war außerdem reich und kostbar verziert. Die edlen Frauen entkleideten die Braut, wobei sie sich selber über ihre Schönheit verwunderten und dem Bräutigam Glück wünschten, worauf sie sie in das Bett legten. Nun wurde auch Reymund hereingeführt, der sich alsbald zu seiner Melusina begab, worauf der Bischoff hereintrat, um sie beide einzusegnen. Er erstaunte über die Trefflichkeit des schönen Gemachs und sagte: Ihr habt da gar herrliche Schildereien, edler Herr, es ist ein wahres Wunder für die Augen. Als er dieses gesagt hatte, segnete er sie ein und betete viele schöne Gebete über ihnen.

Einige von den ältern Gästen begaben sich nunmehr auch zur Ruhe, die jungen aber blieben beim Tanzen munter, andre lustwandelten einsam mit ihrer Geliebten in dem grünen Labyrinth der Büsche, andre Damen und Ritter versammelten sich in der Nähe des

Brautgemachs, um den Neuvermälten einige süße Lieder zu singen. Eine Stimme begann bei einem leisen Klang der Instrumente:

Wann die Rosenzeit gekommen,
Spielt um sie die warme Luft,
Ihnen ist die Furcht benommen,
Sie ergießen süßen Duft.

Winde buhlen mit den Rosen,
Willig bricht die Knospe los,
Eilt entgegen süßem Kosen,
Oeffnet lachend ihren Schoos.

Hierauf sang eine andre Stimme:

Zarte Arme zum Umarmen,
Lippen für den süßen Kuß,
Busen daran zu erwarmen,
Leib zum herrlichen Genuß.

Rosen, Lilien, sind verstreuet
Auf den wundersüßen Leib,
Und der Liebe Gunst erfreuet
Bräutigam und junges Weib.

Das Chor der Frauen sang lieblich, indessen die Instrumente ihre Töne erhoben:

Du bist nun ohne Hülfe eingefangen,
Und mußt dich, Braut, dem stärkern Mann ergeben,
Drum sei zufrieden, unterlaß dein Bangen,
Geküßt gieb Küsse wieder ohne Beben,
Die Zeit des Mädchenstandes ist vergangen,
Du lernst ein liebend und geliebtes Leben,
Drum magst du dich wohl seiner Weisung fügen,
Anfangs besiegt wirst du am Ende siegen.

Das Chor der Männer stimmte an:

Nein, keiner wird den Sieg von beiden haben,
Und beide werden schönen Sieg gewinnen,
Sie theilen ohne Neid die süßen Gaben,
Und jeder reißt des andern Geist von hinnen,
Sie kriegen nun, am Frieden sich zu laben,
Indessen sie auf neue Tücke sinnen,
Doch keiner hat des Friedens Ruh verschworen,
Aus Zwietracht wird die Eintracht hold geboren.

Nun vereinigten sich die verschiedenen Stimmen in einen einzigen Chor und sangen frohlockend:

Es streift die Liebe durch den Duft der Linden,
Der Glanz der Sterne küßt die Blum' im Stillen,
Sehnsucht und Lieb' des Himmels Räum' erfüllen,
Innbrünst'ger Wunsch seufzt in den nächtgen Winden.

In einen Kuß müßt ihr all' Sinne binden,
In einen durstgen Blick Begier und Willen,
Nun gilts nicht Seel' und Leib mehr zu verhüllen,
Und wundersüße Gaben sollt ihr finden.

Ein süß Erstaunen fesselt Herz und Sinnen.
Die Liebe brennt in Augen, Lippen, Händen,
Die Küsse küssen sich, nicht mehr verschieden.

Ungleiche Waffen? Wer wird da gewinnen?
Der Sieg will sich nach keiner Seite wenden,
Sie sind im Kämpfen einger als im Frieden. —

Dergleichen Lieder wurden noch mehr gesungen. Melusina lag indessen beim Reymund und sagte zu ihm mit lieblicher Stimme: ich bin nun ganz die deinige, mein herzliebster Gemal und Freund, und muß mich

in allen Dingen deinem Willen fügen, nur mußt du deinen Schwur, den du mir gethan, niemals brechen, sonst kommst du von Glück in Unglück, von Ehre in Elend. Reymund bestätigte ihr seine Treue noch einmal, worauf sie in dieser Nacht von ihm mit einem Sohne schwanger wurde, den sie nachher Uriens nannten.

Diese Hochzeit währte mit allen ihren Festlichkeiten zwei Wochen hindurch, nach welcher Zeit Melusina aus einem helfenbeinernen Schranke eine Menge kostbarer Kleinodien nahm und jedem der anwesenden Gäste ein herrliches Stück verehrte, vorzüglich aber dem Grafen und seiner Frau Mutter, auch die Dienerschaft wurde mit Geschenken bedacht, worauf sich denn alle Gäste wieder unter vielen Danksagungen entfernten. Auch der Graf Bertram und die Seinigen nahmen freundlichen Abschied, welche Reymund mit vielen von seinen Leuten zu Pferde begleitete. Der Graf hätte den Reymund gern nach dem Stande der Melusina gefragt, aber er furchte sich vor ihm, von wegen seiner neulichen Antwort; Reymund dankte ihnen nochmals für die erwiesene Ehre, beurlaubte sich mit aller Höflichkeit und ritt zurück.

Zweite Abtheilung.

Reymund kam zurück zur Melusina, küßte sie freundlich und sagte: Allerliebste Gemalin, womit sollen wir uns nunmehr die Zeit vertreiben? Melusina antwortete: ich hoffe, Gott wird uns mit allem dem versehn, was wir nur bedürfen.

Nach einigen Tagen fing Melusina einen großen und prächtigen Bau an, über welchen sich die ganze Nachbarschaft verwunderte, denn noch niemals hatte man ein so mächtiges Kastell und in so geringer Zeit aus seinem Fundamente heraufsteigen sehen. Sie bezahlte die Arbeiter reichlich und auch gleich baar, wodurch sie alle die Lust zum Baue behielten. In weniger als einem Jahre stand ein großes und festes Schloß mit seinen Zinnen, Wällen, Zugbrück und sehr tiefen Gräben da, welches nach seiner Festigkeit fast für unüberwindlich gehalten wurde, und welches sie Lusinia nannte, wodurch sie gleichsam auf ihren eignen Namen anspielend deutete.

Nach neun Monaten gebar Melusina einen Sohn, der Uriens genannt wurde, und der sonst wohlgestaltet war, nur befand sich sein Angesicht seltsam eingerichtet, denn dieses war kurz und breit, mit einem rothen und einem grünen Auge, einem sehr weiten Mund, und hatte darneben noch große herabhangende Ohren: sonsten war seine übrige Gestalt adelich und fein und er wuchs nachher zu einem schönen und tapfern Ritter auf.

Im folgenden Jahre gebar Meluſina wieder einen Sohn, der Gedes getauft wurde; dieſer hatte eine ſolche Röthe in ſeinem Antlitze, daß ſie ordentlich einen Widerſchein gab, ſonſt war er übrigens von edler Bildung. Hierauf wurde von der Meluſina ein anderes Schloß, Favent, gebaut, hernach legte ſie der Mutter Gottes zu Ehren ein Kloſter aus Andacht an, welches ſie Malliers nannte; zuletzt aber baute ſie eine ganze Stadt, Portenach.

Darauf gebar ſie wieder einen Sohn, der war zwar ſchön, doch ſtand ihm das eine Auge höher als das andre, und wurde Gyot genannt. Worauf ſie wieder ein Schloß bauen ließ, mit einer ſehr ſchönen und kunſtreichen Brücke über den Strom allda. Dann brachte ſie wieder einen Sohn zur Welt, der Antoni geheißen wurde und der eine Löwenklaue auf dem Backen mit auf die Welt brachte, auch war er ſehr wild und ganz rauch von Haaren, und als er größer wurde, mußte ſich jedermann vor ihm fürchten, welcher ihn ſah.

Dann gebar ſie wieder einen Sohn, den Reinhardt, der nur ein Auge mitten auf der Stirne hatte, damit aber ſo viel ſah, wie andre mit zweien und nachher ſehr brav und tapfer wurde. Nicht lange gebar ſie wieder einen andern Sohn, den Geoffroy; dieſer kam mit einem großen Zahn zur Welt, der ihm faſt wie ein Eberzahn aus dem Munde heraus ſtand, dieſer wurde nachher ein ſehr tapfrer Ritter, hatte aber einen mehr wunderlichen Sinn, als alle ſeine Brüder zuſammen genommen. Reymund ſagte bei dieſer Gelegenheit zu ſeiner liebſten Gemalin: werthe Frau, was bringſt du mir doch für ſeltſame Kinder zur Welt? ſoll

denn kein einziger ohne einen Makel erfunden werden? Sonderlich betrübt mich dieser Geoffroy mit dem Zahn, denn er erinnert mich an mein ehemaliges Unglück mit meinem Herrn Vetter und an das Schwein; ich fürchte immer, daß uns durch diesen Sohn irgend ein Leid zustoßen wird. Melusina antwortete: wir wollen ihn in der Furcht des Herrn erziehn und er wird ein wackrer Ritter werden.

Darnach gebar sie wieder einen Sohn, den Freymund, der von schöner Leibesgestalt war, aber auf der Nase einen haarigen Fleck, fast wie ein Stück Wolfshaut, hatte. Nicht lange, so bekam sie noch einen Sohn, Horribel, derselbe hatte drei Augen und war von bösen Sitten und argem Gemüth. Dann kam der Dietrich zur Welt, der ein großer Ritter wurde, und zuletzt ein Sohn, den sie Reymund nannten.

So hatte Melusina nun zehn Söhne, als:

1) Uriens, mit schlechtem Antlitz, einem rothen Auge und langen Ohren.
2) Gedes, mit der Röthe im Angesicht.
3) Gyot, ein Auge höher als das andre.
4) Antoni, eine Löwenklaue auf der Wange.
5) Reinhardt, nur ein Auge auf der Stirn.
6) Geoffroy, mit dem Zahn.
7) Freymund mit der Wolfshaut auf der Nasen.
8) Horribel, der drei Augen hat.
9) Dietrich,
10) Reymund, } ohne Fehl.

Als der älteste Sohn Uriens, der mit dem schlechten Antlitz und langen Ohren, zu seinen erwachsenen Jahren gekommen war, begehrte er ein berühmter Ritter und Kriegsmann zu werden und sein Glück in

der weiten Welt zu versuchen. Da ihm nun sein Sinn darnach stand, so rüstete er ein Schiff aus, welches er eine Galeere nannte, nahm viel Volks mit, von seinen Eltern Abschied, und ihn begleitete sein jüngerer Bruder Gyot, dem ein Auge höher, als das andere stand. So begaben sie sich auf das hohe Meer, und versahen sich auch mit Gold und Silber, von dem Segen Reymunds, wie der Melusina begleitet.

Sie richteten ihre Seefahrt nach Famagusta, der Hauptstadt des Königreichs Cypern, wo sie Anker warfen und an das Land stiegen. Hier vernahmen sie, daß ein heidnischer König diese Stadt mit einer großen Menge Volks belagert hielt und den christlichen König von Cypern hart bedrängte, worauf sie sich vornahmen, diesem beizustehn. Schlugen also ihr Lager im Angesicht der Feinde in der Nähe der Stadt auf, und erwarteten eine günstige Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu zeigen; die Heiden aber waren ungewiß, ob sie dieses fremde Volk für Heiden oder für Christen halten sollten. Der Heide zog daher aus Vorsichtigkeit sein Volk zusammen, ob er etwa überfallen werden möchte, worauf der König von Cypern, der dieses aus der Stadt wahrnahm, meinte, jener wolle sich zur Flucht bereit machen, daher er die Thore aufmachen, Fahnen vortragen und die Trompeten fröhlich blasen ließ, indem er mit aller Macht in das heidnische Lager einbrach. Die Heiden aber wehrten sich tapferlich, und brachten viele der Christen um, der König von Cypern selbst wurde von einem vergifteten Pfeile getroffen, so daß er augenblicklich spürte, die Wunde würde tödtlich sein. So mußten sie sich alle mit großem Verlust in die Stadt zurück begeben.

Der König hatte eine schöne Tochter, Hermine

genannt, welche heftig erschrak, als sie ihren Herrn Vater auf diese Weise zurück kommen sah, von dem vergifteten Pfeile verwundet, besonders, da sie hörte, daß er von dieser Wunde nicht wieder aufkommen könne; sie klagte und weinte, aber ihrem von dem vergifteten Pfeil getroffenen Vater war damit nicht geholfen, sondern seine Leiden wurden dadurch nur vergrößert.

Indessen der König auf dem Kranken- und Sterbelager klagte, griff Uriens nebst seinem Bruder die Heiden mit solcher Tapferkeit an, daß sie bald erschraken und nicht wußten, wie ihnen geschah, so daß sie sich genöthigt sahen, zurück zu weichen, weil ihnen eine solche Tapferkeit bis dahin noch nicht vorgekommen war. Uriens aber that noch mehr, er drang bis zu dem Heidenkönig hindurch, schwang sein Schwert, und hieb ihm ohne weiteres den Kopf herunter, so daß der übrige Leib ebenfalls gezwungen wurde, aus dem Sattel zu fallen. Wie die Heiden dergleichen Beginnen wahrnahmen, verloren sie vollends gar den Muth und suchten ihr Heil in einer unordentlichen und übereilten Flucht; damit war ihnen aber wenig geholfen, denn nun schlugen die Christen dermaßen unter sie, daß die meisten auf dem Platze blieben und nur die wenigsten mit dem Leben davon kamen. Nachdem so der Streit geendigt war, ruhte Uriens mit seinem Bruder Gyot, im Lager der Feinde von dem vielen Fechten aus, denn die Helden waren von dem Erschlagen der Heiden müde geworden.

Als der König diese Thaten und die Niederlage seiner Feinde vernahm, freute er sich, ob er gleich dem Tode so nahe war, schickte also seine Abgeordneten nach den beiden Brüdern, die um Entschuldigung bitten mußten, daß er nicht selber komme, um ihnen seine

persönliche Aufwartung zu machen, er liege aber an einer Wunde von einem vergifteten Pfeile dermaßen darnieder, daß es ihm unmöglich falle; sie möchten daher von der Güte sein, ihn in seinem königlichen Pallaste zu besuchen, bevor er gar gestorben wäre. Die beiden Brüder antworteten: daß sie ihre Schuldigkeit nicht unterlassen würden, vor der hohen Gegenwart seiner königlichen Majestät zu erscheinen, worauf sich die Abgeordneten zurück begaben, und Uriens sich mit seinem Bruder Gyot alsbald in die Stadt Famagusta verfügte. Als sie in die Stadt anlangten, verwunderte sich das Cyperische Volk sehr über das seltsame Aussehn des Uriens und daß er, ohnerachtet seines Angesichtes, solche Wunder der Tapferkeit zu verrichten im Stande sei; er merkte, daß sie über ihn erstaunten und begab sich in den Pallast des Königs, wo er diesen übel zugerichtet und von dem vergifteten Pfeile am ganzen Leibe geschwollen im Bette liegend antraf. Er grüßte den König und beklagte ihn wegen seines Unfalls, worauf ihm der König dankte und sagte, daß ihm die ganze Christenheit Preis, Lob und Verbindlichkeit schuldig sei, indem er auf solche Weise unter die Heiden gewüthet, daß sie es auf lange empfinden würden. Zugleich fragte der König, von wannen sie beiden gebürtig wären? Uriens sagte, wie er Uriens heiße und in Lusinien geboren sei. Worauf der König wieder antwortete: da ich nun meines tapfern Herrn Namen und Geschlecht so umständlich weiß, so will ich nicht länger eine Bitte zurück halten, die ich vorzutragen habe: ich bin nämlich des Willens, Euch, mein edler Ritter, ein großes Glück, viel Ehre und Reichthum zuzufügen; ich habe nur eine einzige Tochter, Hermina genannt, an welche mein Reich, so wie mein ganzes

seines Bruders nicht im Wege sein wollte. Worauf Gyot nach Armenien ging, sich mit der Prinzessin Florie verheirathete und zum König gekrönt wurde.

Beide Brüder unterließen es nach diesen glücklichen Vorfällen nicht, Boten mit Briefen zu ihren Eltern nach Lusinien zu schicken, wodurch diese alles erfuhren, was ihren lieben Söhnen begegnet war und sich von Herzen freuten, so daß auch Melusina, um sich gegen Gott dankbar und gefällig zu bezeigen, eine neue Kirche stiftete, nachdem sie schon viele andre gebaut hatte. Um die Zeit verheiratheten sie auch ihren Sohn Gedes, den mit der hohen Röthe im Angesichte, mit einer vornehmen Gräfin aus dem dortigen Lande.

Es währte nicht lange, so nahm auch Reinhardt, der nur ein Auge hatte, von seinen Eltern Abschied, um sein Glück in der Welt zu versuchen. Ihn begleitete Antoni, der zum Zeichen eine Löwenklaue auf der Wange trug; sie nahmen ebenfalls viel Volks mit sich. Diese tapfern Ritter gelangten auf ihrem Zuge nach Lützelburg, welches damals eben der König von Elsaß mit einer ansehnlichen Armee belagert hielt und schon im Begriff stand, die Stadt gar zu gewinnen. Dieser König hielt die Stadt aus bloßem Muthwillen belagert, denn er wollte durchaus die Herzogin von Lützelburg, die in der Stadt regierte, zu seiner Gemalin haben, sie aber war nicht dieser Meinung und deshalb suchte er ihre Stadt zu erobern, um sie selber dadurch zu gewinnen. So war also diese Prinzessin eine arme verlassene Waise und in größter Bedrängniß, welches die beiden Brüder von Lusinien nicht sobald gehört hatten, als sie, von Mitleid ergriffen, den Entschluß faßten, dieser unglückseligen Prinzessin mit ihrer

anzen Macht beizustehn. Sie wickelten also die Fah-
ien auf, stellten ihre Völker in eine gute Schlachtord-
ung, und griffen nun mit der Loosung Lusinien die
Elsasser so beherzt an, daß viele von diesen in die Pfanne
gehauen wurden. Antonius kam im Treffen mit dem
Könige von Elsaß in ein einzeln Gefecht, worauf dieser
entwaffnet wurde, und sich der König dem Antonius
gefangen geben mußte. Reinhardt that hierauf noch
dem übrigen Volke großen Schaden, so daß die Brü-
der eine herrliche und glänzende Schlacht gewonnen
hatten.

Die Brüder ließen hierauf den gefangenen König
durch sechs von ihren Rittern der Prinzessin von Lützel-
burg überantworten, welche sich über ein solches Prä-
sent höchlich erfreute und dem Himmel, so wie den bei-
den tapfern Helden den besten Dank abstattete; sie er-
kundigte sich auch nach den Namen, Herkommen und
Geschlechte der beiden Brüder und war sehr zufrieden,
als sie solches alles erfahren hatte, denn sie faßte nun
den Entschluß, in ihren Staatsgeschäften nichts ohne
Mitwissen und Beistimmung der beiden Herren zu thun
oder zu unternehmen. Sie ließ hierauf diese beiden
tapfern Ritter nebst den vornehmsten aus ihrem Ge-
folge zu sich in die Stadt bitten, welche sich auch so-
gleich fertig machten, ihr in Lützelburg aufzuwarten.
In der Stadt empfing sie das Volk in schöner Fröh-
lichkeit mit auserlesener Musik und trefflichem Klang
von Instrumenten, Jubelgeschrei und dergleichen, weil
sie durch die Brüder von dem Elsassischen Könige erlöst
waren, der ihnen viel zu schaffen gemacht hatte. Zwei
vornehme Landesherren aus Lützelburg erschienen hierauf
und führten die beiden Herren auf das Schloß, wo die

Fürstin ihnen mit den schönsten Damen, Fräulein, Pagen und Gefolge höflich entgegen kam und ihnen in den wohlgesetztesten Redensarten ihren Dank abstattete, außerdem aber eine prächtige und überaus köstliche Mahlzeit zurichten ließ, so daß nicht genug zu sagen ist, wie vergnügt die beiden Brüder waren.

Am Tische wurde der gefangene König von Elsaß oben an gesetzt, dann folgten die beiden Herren Antonius und Reinhardt, dann die vornehmsten Landesherren und die übrigen Gäste nach ihren Würden, den Brüdern aus Lusinien gegen über saß die schöne Fürstin, und so war man beim Essen und Trinken ausnehmend vergnügt, ausgenommen der gefangene König, der den großen Verlust seiner Leute und seiner Reichthümer nicht verschmerzen konnte.

Nach dem Essen wurde gebetet und darauf fing der gefangene König zu den Brüdern an: tapfre Ritter, bitte, mir nunmehr zu sagen, um welche Ranzion ich der Gefangenschaft entledigt sein soll, die ich gern entrichten will, um meine Freiheit nur wieder zu gewinnen. Antonius antwortete: Ew. Königliche Majestät ist nicht unser Gefangener, dieselben sind der Fürstin Durchlauchtigkeit von Lützelburg als ein Präsent übermacht, so daß wir nicht mehr über Euch schalten können, sondern Ihr gänzlich in die Willkühr dieser hohen Fürstin gestellt seid. Darüber erschrak der König über die maßen, denn er wußte, daß er durch sein Betragen die höchste Ungnade der Fürstin verdient hatte, fürchtete also gar, als ein gottloser Mann und unverschämter Liebhaber sein Leben zu verlieren. Da die Fürstin seine Verlegenheit sah, wandte sie sich wieder zu den beiden Brüdern, und sagte, daß die Ranzion des

Königs gänzlich in ihrem Belieben stehe; sie hätten ihn gefangen, möchten daher auch seinen Preis bestimmen, gebe ihnen also hiemit ihr Präsent wieder zurücke. Worauf die Grafen antworteten: sie wollten ihn aller Ranzion entledigen, er solle fußfällig die Fürstin um Verzeihung bitten, versprechen, ihr nie in Zukunft mehr zur Last zu fallen, und allen ihrem Lande zugefügten Schaden zu ersetzen. Wie das der König hörte, wurde er froh und that sogleich freiwillig alles, was von ihm verlangt wurde.

Als dies geschehn und in Richtigkeit gebracht war, überlegte der König von Elsaß bei sich selber, wie fromm die beiden Brüder aus Lusinien wären, und wie edelmüthig sie sich gegen ihn bezeigt hätten, erinnerte sich auch, wie nach dem Boethius Undankbarkeit eins der größten Laster sei, nahm sich daher in seinem Gemüthe vor, nicht für undankbar zu gelten und sagte daher öffentlich im Beisein aller Landesherren: Wollte Gott, daß diese beiden Brüder die Stützen und Anführer des Fürstenthums wären, so würde weder ich noch ein andrer Feind jemals sich unterstehn, dieses Land feindlich zu überziehn; wenn ich rathen sollte, so möchte die durchlauchtige Prinzessin einem von diesen tapfern Brüdern ihre Hand und ihre Liebe reichen. Als die Landesherren dies hörten, freuten sie sich und waren derselben Meinung, redeten auch der Fürstin von Herzen zu, solches auszurichten, sie aber antwortete, daß sie dergleichen Vorschläge erst überlegen müsse.

In der Nacht erwägte die Fürstin alles bei sich, was sich zugetragen hatte, und da sie genau auf ihre Gedanken achtete, merkte sie, daß sie eine sonderliche Neigung zum Grafen Antonius in sich habe, dieses

offenbarte sie auch am folgenden Tage und Antonius gab ihr seine Liebe zu erkennen, die er gleich im ersten Augenblicke zu ihr gefaßt hatte; so wurden sie dann einig und nach weniger Zeit mit einander getraut. Die Hochzeit währte unter vielen Ergötzlichkeiten eine ganze Woche hindurch und that sich beim Stechen der König von Elsaß ganz besonders hervor.

Als die Hochzeit vorüber und man eben unter vielen Danksagungen von einander scheiden wollte, erschien am Hofe ein schnellreitender Bote, der sogleich nach dem Könige von Elsaß fragte. Als dieser sich gemeldet, empfing er von dem Boten Briefe, über deren Inhalt er sehr erschrak und schmerzlich seufzte, worauf sich Antonius erkundigte, was in den Briefen enthalten sei. Der König sagte: ach Gott! mein Herr Antonius, mein Bruder, der König von Böhmen, schreibt mir hier, daß ihn der Türkische Kaiser mit einer gewaltigen Macht in seiner Hauptstadt Prag belagert halte, und daß er sich keiner Hülfe oder Entsatzes zu versehn habe, drum wende er sich in seiner Bedrängniß an mich und beschwöre mich bei meiner brüderlichen Liebe, zu seinem Beistande herzu zu eilen, denn sonst sei es gewiß um ihn, wie um sein Reich geschehn. Und nunmehr, fuhr der König von Elsaß fort, ist es meine eigne Schuld, daß fast alle mein Volk durch Euch, tapfre Fürsten, in die Pfanne gehauen ist, so weiß ich nun in der Eile meinem Bruder nicht sonderlich zu helfen.

Graf Antonius antwortete hierauf: Ew. Königliche Majestät kann sich versichert halten, daß die Türken aus dem Lande Eures Herrn Bruders herausgeschlagen werden sollen, denn mein Bruder Reinhardt soll mit Euch ziehn, mit der ganzen Macht, die wir aus Lysinien

mit uns genommen; dazu will ich ihm noch Hülfsvölker aus meinem neuerworbenen Reiche geben, so daß es Euch beiden mit Gottes Hülfe gelingen soll, den König von Böhmen von seinen Feinden zu befreien. Sollte dieses aber noch nicht hinreichend sein, so laßt es mich nur durch einen schnellen Boten wissen, und alsbald will ich Euch selbst mit einer neuen Macht zu Hülfe ziehn.

Hierauf dankte der König mit sehr freundlichen Worten, und sagte: Sollte es uns gelingen, wie ich denn nicht zweifle, den Türken zu besiegen, so hat mein Bruder, der König von Böhmen, eine einzige Tochter, die er ohne meinen Rath und meine Einwilligung nicht verheirathet; diese verspreche ich hiemit, sie dem Grafen Reinhardt, Eurem Bruder, zu einer ehlichen Gemalin zu geben, wodurch er dereinst nach meines Bruders Tode König von Böhmen wird, da mein Bruder kein andres Kind hat.

Beide Grafen dankten hierauf dem Könige für seinen guten Willen, und Antonius war sehr vergnügt darüber, daß sein Bruder Reinhardt eine Aussicht auf ein Königreich hatte, welches er ihm von Herzen gerne gönnte. Er beschloß daher, um die Sache noch gewisser zu machen, sogleich mit seinem Bruder und dem Könige nach Böhmen dem Türken entgegen zu ziehen. Es wurde hierauf von ihnen eine große Macht zusammen gebracht und sie zogen damit durch Deutschland bis vor die Stadt Prag, welche der Türke eng belagert hielt.

Es war gerade an dem, daß der König von Böhmen einen kühnen und tapfern Ausfall gegen die Ungläubigen that, um sie von der Stadt abzutreiben, da

wurde von beiden Seiten sehr tapfer gefochten, viele Heiden, aber auch viele Christen erschlagen und endlich mußten die Christen der türkischen Uebermacht weichen. Ja, was noch schlimmer war, der König von Böhmen, der sich sehr tapfer hielt und ungern den Rückzug anstellte, wurde mit einem Pfeile dergestalt durch den Leib geschossen, daß er sogleich todt zur Erden niederfiel. Wie die Böhmen ihren König gefallen sahn, wurden sie völlig sieglos und die Türken triumphirten, die Böhmen zogen sich in die Stadt zurück und die Ungläubigen blieben Meister vom Felde, worauf sie der Stadt Prag noch härter mit Belagern zusetzten.

Die heidnischen Türken nahmen hierauf in ihrem Uebermuthe den Leichnam des Königs von Böhmen, legten ihn vor den Augen der böhmischen Landesherren, die auf der Mauer standen, auf einen Scheiterhaufen und brannten ihn zu Pulver, welches jene nicht ohne Thränen ansehn, aber dennoch nicht verhindern konnten. Am meisten aber war die königliche Prinzessin Eglantina betrübt, als sie diese kläglichen Neuigkeiten vernommen hatte; sie rang die Hände, seufzte und sprach: ach! was soll ich arme, Vater- und Mutterlose Waisin doch wohl anfangen? Meine Mutter ist gestorben, so haben mir die Türken meinen Herrn Vater gar zu Pulver verbrannt, verderben mir Land und Leute, nehmen mein Königreich weg, und ich muß am Ende noch, ich Unglückseligste, den christlichen Glauben verläugnen und zum Heidenthume übergehn, um nur beim Leben zu bleiben, vielleicht muß ich gar einen Sohn oder Anverwandten des türkischen Kaisers heirathen, um nur bei Ehren zu bleiben.

Dergleichen Klagen verführte die Prinzessin Eglan-

tina sehr viele und häufige, und es kam beinah so weit, daß sie sich in die Verzweiflung ergab, als ein Bote kam, der ihr zu ihrer größten Freude die Nachricht überbrachte: daß sich der König von Elsaß mit zwei Brüdern aus Lussinien in Frankreich und einem großen Heere der Stadt nahe, um sie zu entsetzen. Da dankte sie Gott von Herzen und hörte wieder auf den Trost, den ihr ihre Freunde zusprachen, brachte auch ihre Kleider und Haare wieder in Ordnung, die sie zuvor zerrissen hatte.

Die Türken waren eben dabei, im Sturm die Stadt gar zu ersteigen, als sie die Nachricht durch einen andern Boten erhielten, ein großes christliches Heer sei im Anzuge; darauf verwunderten sie sich, ließen vom Stürmen ab, beriefen die Trompeter zur Schlacht zu blasen, stellten sich in Ordnung, und wehrten sich gegen den tapfern Angriff der christlichen Heerschaaren. Das Treffen war sehr blutig, doch behielt endlich die gerechte Sache die Oberhand, sonderlich durch das großmüthige Betragen der beiden Brüder Antonius und Reinhardt, die unglaublich viel heidnisches Volk mit eignen Händen todtschlugen. Der türkische Kaiser wurde wüthend, da er seine Armee verlieren sah, und brachte wieder viele der Christen um, doch ersah ihn endlich Graf Reinhardt, stürzte sich auf ihn und hieb ihm nach einem kurzen Kampfe und einiger Verwundung seinen Kopf völlig herunter. Als das die Türken wahrnahmen, wurden sie ganz sieglos und begaben sich auf die Flucht; so behielten die christlichen Fahnen das Feld, und der König von Elsaß ließ hierauf auch einen großen Scheiterhaufen errichten, den türkischen Kaiser sammt allen ge-

tödteten Ungläubigen darauf legen und sie zur Wiedervergeltung ebenfalls zu Pulver verbrennen.

Der König von Elsaß zog hierauf in die Stadt Prag, wo ihm die Prinzessin traurig und weinend entgegen kam; der König aber tröstete sie und sagte: gieb Dich nur zufrieden, liebste Muhme, das Geschehene ist nicht mehr zu ändern, Dein Vater ist zwar mit Tode abgegangen und Dein Land ist Dir von den Feinden einigermaaßen verderbt worden, indessen haben wir doch auch durch Gottes Gnade unsre Rache erhalten, denn ich habe den türkischen Kaiser und die Seinigen wieder zu Pulver brennen lassen. Die Prinzessin antwortete: somit habe ich doch immer meinen Herrn Vater verloren, und um ihn muß ich klagen und trauern. Das geziemt sich, sagte der König, indessen ist es auch vernünftig, Trost anzunehmen, war er doch mein Bruder und ich muß mich darin finden, so magst Du es denn auch thun, wir wollen ihm ein ehrliches und schönes Begräbniß zurichten, mehr kann er nicht verlangen.

Bei dem Begräbniß beschaute das Volk von Böhmen die beiden Brüder aus Lusinien, und es dünkte ihnen wunderbar, daß der Graf Antonius eine Löwenklaue auf der Wange und der Reinhardt nur ein Auge habe, doch gefielen sie den Leuten sehr wegen ihres edlen Anstandes und weil sie wußten, daß diese Brüder sie meistentheils von den Türken erlöst hatten. Nach dem Begräbnisse versammelte der König von Elsaß alle Landesherren des böhmischen Reichs und stellte ihnen vor, wie sie nunmehr ihren guten König verloren, so daß sie sogar sein Leichenbegängniß ohne Leiche hätten feiern müssen, das Königreich sei nun an die Prinzessin

Eglantina, seine Tochter, gefallen, aber ein Weib sei zu schwach, das Land auf die gehörige Weise zu beschützen, sie möchten sich daher nach einem frommen Könige umthun, dem sie alle gern gehorchten, und dem die Prinzessin ihre Hand und Liebe schenken möchte.

Die Landesherren antworteten, daß sie alles in sein eignes hohes Belieben stellen wollten, er möchte nach seiner trefflichen Vernunft alles einrichten und das Reich entweder selber als König in Besitz nehmen, oder ihnen einen andern tugendhaften Mann vorschlagen, dem sie dann alle gern dienen wollten. Herauf wandte sich der König gegen die beiden Brüder aus Lusinien und sagte: nun ist die Zeit gekommen, daß ich mein Wort halten kann, Euch, tapfrer Reinhardt, zum Könige von Böhmen zu machen; hier, Ihr Landesherren ist der Fürst, den ich Euch ausgesucht habe und der Euch gewiß immer gut beschützen wird, denn er hat sich schon dermalen gut erwiesen, indem er dem türkischen Kaiser den Kopf herunter gehauen und sein Volk zerstreut und erschlagen hat.

Die Landesherren waren mit der Wahl des Königs vollkommen zufrieden, worauf sich die beiden Brüder, insonderheit Reinhardt bedankten. Die Prinzessin war vergnügt, einen so tapfern Helden zum Gemal zu bekommen, der ihren Herrn Vater so schön gerochen, indem er den heidnischen Kaiser und die Seinigen zu Pulver verbrannt. Man feierte die Hochzeit prächtig, aber ohne Tanz und Saitenspiel, weil man noch den gestorbenen König betrauerte, doch wurde ein großes Thurnier gehalten, wo sich beim Stechen Reinhardt sonderlich hervorthat, so daß die Böhmen wahrnahmen, welch einen tapfern und in Waffenübungen geschickten König sie erhalten hatten. Antonius zog hierauf in sein Herzogthum, zu seiner Gema-

lin zurück, und der König von Elsaß begab sich ebenfalls in sein Königreich, nachdem alle herzlich von einander Abschied genommen hatten.

Indessen war Geoffroy mit dem Zahn auch zu einem starken und mächtigen Ritter herangewachsen und spürte auch die Lust in sich, große Thaten zu thun, um seinen Namen berühmt und unsterblich zu machen. Die Gelegenheit, einigen Ruhm zu erwerben, zeigte sich bald, denn an den Gränzen des Landes ließ sich ein gewaltiger Riese spüren, der ein ziemliches Unwesen trieb mit Morden und Rauben, auch Leute Beschädigen und Plündern, so daß selbst die Schlösser nicht sicher waren, die die edle Melusina in dortiger Gegend gebaut hatte und sich jedermann vor ihm furchte. Diesen Riesen beschloß Geoffroy anzugreifen, und auch mit Gottes Hülfe umzubringen, über welchen Entschluß sich aber sein Herr Vater Reymund heftig entsetzte und ihn von seinem gefährlichen Vorhaben abzumahnen suchte, stellte ihm das Beispiel seiner Brüder vor Augen, welche auch Ruhm gesucht und durch ihre Thaten sogar Könige geworden, aber doch nie darauf gefallen waren, sich mit Riesen einzulassen. Aber der Geoffroy bestand auf seinem festen Sinn und sagte: wird dem Riesen nicht Einhalt gethan, so verübt er immer mehr Schaden an den Ländereien, und das soll nicht sein. Reiste mithin ab, ohne sich sonderlich an die Bitten seines Vaters Reymund und die Thränen seiner Mutter Melusina zu kehren.

Der Freymund mit der Wolfshaut auf der Nasen war nun auch zu seinen erwachsenen Jahren gekommen, und schien sich fast gänzlich den Wissenschaften zu ergeben, denn er las sehr viel, trieb auch keine Waffenübung, wie seine übrigen Brüder von ihrer frühen

Jugend gethan hatten. Es währte nicht lange, so zeigte sich seine Begierde zum geistlichen Stande, denn er lag seinen Eltern dringend an, ihm zu erlauben in dem Kloster Malliers, welches die Melusina aus Andacht gestiftet hatte, ein Mönch zu werden. Als sein Vater Reymund diese Bitte verstanden hatte, wurde er einigermaßen unwillig und sagte: Freymund, alle Deine Brüder haben nach Ehren und Würden gestrebt, und sind tapfre und berühmte Ritter geworden, und ich sollte nun noch unter meinen Kindern einen Pfaffen haben? Solches will mir gar nicht gefallen; Du sollst auch nach Tapferkeit und nach Ritterschaft streben.

Nach Ritterschaft will ich nicht streben, antwortete Freymund, auch will ich Zeit meines Lebens keinen Harnisch an meinem Leibe tragen, oder ein Pferd besteigen, sondern hier im Kloster Malliers Gott als Mönch dienen. Sind alle meine Brüder edle und tapfre Herren und verrichten große Thaten, so ist es auch nicht unrühmlich, wenn sie einen andern Bruder haben, der für alle betet, da ihnen oft die Zeit dazu in ihren verwirrten Händeln gebrechen mag. Ich bitte Euch daher um Gottes Willen, Ihr wollet mir in meinem Verfahren nicht hinderlich, sondern beförderlich sein, denn mein Sinn ist so darauf gerichtet, daß ich auf andre Weise keine Ruhe für meine Seele finde.

Da Reymund diese große Begierde seines Sohnes sah, Gott zu dienen, ging er seinetwegen mit seiner Gemalin Melusina zu Rath, was sie wohl über ihn beschließen möchten. Diese sagte, daß sie es gänzlich in Reymunds Wohlgefallen stelle, doch sei es ihr gar nicht zuwider, unter ihren Kindern auch einen geistlichen Herrn zu haben.

Darauf wandte sich Reymund wieder zu seinem Sohn und sagte: mein Freymund, ich und Deine Mutter haben es nun überlegt, daß wir Dir in Deinem gottseligen Vorhaben nicht wollen hinderlich, sondern vielmehr beförderlich sein, aber überlege Du, daß der Orden in Malliers sehr strenge ist; ich kann Dich ja leicht zu einem Domherrn machen, so hast Du es besser, oder ich habe es auch wohl um unsern allerheiligsten Vater, den Pabst, verdient, daß er Dir ein Bisthum ertheilt, wenn ich darum bei ihm nachsuche, so hast Du doch mehr Ehre und kein so hartes und strenges Leben.

Aber Freymund sagte: nein, ich will sonst nichts weiter, als zu Malliers im strengen Orden ein Mönch werden.

Wie bist Du nur von diesem Gedanken so eingenommen? fragte Reymund.

Freymund sagte: liebster Herr Vater, die Welt mit ihren Händeln ist sehr verworren, so fürchte ich, wenn ich mich da hinein begebe, gar meine Seele darüber zu verlieren, denn hinter Ehre und Ruhm, Wohlleben und Pracht lauert der Satan, wie er den Schwachen überrasche, und ihn von sich selber abtrünnig mache. Bin ich im Kloster zu Malliers, so bin ich keiner dergleichen Gefahren ausgesetzt, meine zeitlichen und weltlichen Sorgen sind mir entnommen, ich kann unaufhörlich an Gott denken, und mir seine Wunderwerke recht lebendig vorstellen, dabei weiß ich, in diesen Stunden schläfst du, in diesen issest du, in diesen wird Handarbeit gethan, oder im Garten gegraben und Blumen und Gemüse auferzogen, so viele Stunden dienst du Gott, und daß das jeden Tag wiederkommt und keine Aendrung leidet, daß keine Störung und Irrsaal in

diesem schönen einfachen Lebenslaufe vorfällt, seht, das hat mir so überaus wohlgefallen, daß ich gar zu gern im Kloster Malliers, im strengen Orden, Mönch werden möchte.

Reymund sah ein, daß sein Sohn weise war und Recht hätte, darum gab er seiner Bitte nach, und freudig begab sich Freymund zu den Patribus, und wurde alsbald Mönch in dem Kloster Malliers, welches seine Mutter gestiftet hatte, in dem strengen Orden.

Jetzt erhielten auch Reymund und Melusina Nachrichten von ihren Söhnen Antonius und Reinhardt, wie der eine König von Böhmen, der andre Herzog zu Lützelburg geworden sei, durch ihre Ritterschaft und ihre kühnen Thaten: darüber dankten sie Gott sehr und freuten sich über ihr eignes und ihrer Kinder großes Glück, denn drei von den Söhnen waren zu Königen gekrönt, der vierte ein Herzog geworden, und der fünfte ganz nahe bei ihnen im Kloster zu Malliers ein Mönch, um für alle übrigen Gott zu bitten.

Es fügte sich, daß Reymund an einem Sonnabend wieder die Melusina vermißte, denn sie pflegte an diesem ganzen Tage nicht zu erscheinen, doch gedachte er seines Eides, sich nie um sie zu bekümmern und sie ungestört gewähren zu lassen. Der Vater des Reymund, der alte Graf von Forst, war damals schon gestorben, und sein ältester Sohn, der jetzt Graf von Forst genannt wurde, legte einen Besuch bei seinem Bruder Reymund ab. Reymund ließ dieses Besuches wegen viele und vornehme Gäste zu sich einladen, die alle dem Reymund ihren ergebensten Respekt bezeigten; doch als sich Melusina den ganzen Tag nicht zeigte, sagte der Graf von Forst zu seinem Bruder: Bruder,

laß doch Deine Gemalin erscheinen, damit sich Deine vielen und vornehmen Gäste nicht darüber verwundern, daß sie so lange außen bleibt. Reymund antwortete: lieber Bruder, heute kann solches nicht geschehn, aber morgen sollst Du sie zu sehn bekommen.

Als die Mahlzeit geendigt war, gingen die beiden Brüder beiseit, und der Graf sagte zu Reymund: lieber Bruder, ich muß Dir ein Ding eröffnen, welches mir schon seit lange auf dem Herzen liegt. Man sagt allgemein im ganzen Lande, daß Du mit Deiner Gemalin übel angekommen seist, sie sagen, Du seist bezaubert, daß sie sich alle Sonnabend absitigst, und Du an solchem Tage gar nicht einmal nach ihr fragen darfst; wunderlich ist es immer, daß Du nicht weißt, was ihr Thun und Lassen sei, als ein redlicher Bruder seh ich mich gezwungen, Dir zu sagen, daß Du davon große Schande haben kannst, denn die meisten Leute meinen, sie treibe an diesen Tagen Hurerei, welches doch gegen deine Ehre liefe, andre sagen wieder, sie möchte überhaupt wohl ein Gespenst und alles mit ihr nur ein ungeheures Wesen sein, darum ist es mein demüthiger Rath, Du erkundigst Dich etwas mehr um ihr wahres Befinden und suchst es zu erforschen, damit Du nicht Gefahr läufst, für einen Narren gehalten zu werden.

Als Reymund diese Rede verstanden hatte, wurde er vor Zorn ganz bleich und dermaßen wüthig, daß er sich und seinen Schwur gänzlich vergaß; die Worte seines Bruders schienen ihm recht und gut; in der größten Grimmigkeit lief er fort und griff ein Schwert, womit er sich in die Kammer begab, in die er noch nie gekommen war, weil er sie der Melusina zu ihrem

heimlichen Aufenthalte absonderlich hatte erbauen lassen. Hier kam er an eine fest verschlossene eiserne Thür und er besann sich nun, was er thun sollte; es fielen ihm wieder die Worte seines Bruders ein, daß seine Gemalin in Unehren lebe. Darüber beschloß er, alles selber zu sehn, und dann, nachdem er es befinden würde, seine Schmach zu rächen. Er nahm also das Schwert, und bohrte mit der Spitze desselben ein kleines Loch in der eisernen Thür, wo er hindurch sehn mochte.

Als Reymund nun stand, und durch die Oeffnung schaute, verwunderte er sich über die maßen, denn er sah Melusina im Bade, wie sie von oben bis auf den Nabel ein schönes Weib sei, dann aber in den Schweif einer bunten gesprengten Schlange endigte, der azurblau war und mit Silberfarben darunter gesprengt, so daß diese Farben wundersam in einander schimmerten. Das Zimmer war eine tiefe Grotte, die Wände waren mit allerhand seltsamen Muscheln ausgeziert und ein Springbrunnen, in welchem sich Melusina befand, war in der Mitten. Von oben ergossen sich auch Wasserstrahlen und tröpfelten wie Perlen durch einander, bei welchem wunderbaren Getöse Melusina sang, indem sie eine Zitter in der Hand hielt:

Rauscht und weint ihr Wasserquellen
In der stillen Einsamkeit,
Die Erlösung ist noch weit,
Meine Thränen mehren eure Wellen.

Ach! wann wirst du, Trauer, enden,
Von mir nehmen meine Schmach?

Immer ist die Strafe wach,
Keiner kann das bös Verhängniß wenden.

Bei diesen Worten vergoß sie einen Strom von Thränen und Reymund war auf das innigste bewegt und erschüttert. Nun fiel ihm auch bei, wie er seinen Eid gebrochen und eine Untreue gegen seine tugendvolle Gemalin begangen habe, dabei konnte er ihre seltsame Verwandlung nicht begreifen und furchte sich auch, daß nun sein Elend anfangen würde, da er seinen Schwur nicht gehalten, wie sie ihm vor der Hochzeit prophezeit hatte, denn er glaubte, daß sie nach ihrer verborgenen Wissenschaft recht gut um seine Untreue wissen würde. Endlich aber verstopfte er die gemachte Oeffnung wieder mit Wachs, und ging im höchsten Zorne zu seinem Bruder zurück. Da dieser ihn also wüthend kommen sah, glaubte er, Reymund habe die Meluſina auf einer Unehre betroffen, und sagte zu ihm; siehe, mein Bruder, es hat sich also bestätigt, daß Deine Gemalin Dir und ihrer Ehre ist abtrünnig geworden.

Reymund aber sagte: Du hast mir Unwahrheit vorgebracht und bist mir ein schädlicher Bruder, Du bist zu einer unglücklichen Stunde in mein Haus gekommen, denn deinetwegen bin ich nun in Elend gerathen, daß ich meinen allertheuersten Eid gebrochen habe, darum geh, verweile Dich nicht länger hier, sonst möchte es Dein Leben kosten, und komme mir auch niemalen wieder in mein Haus, oder vor mein Angesicht!

Ueber diese unvermuthete Anrede erschrak der Graf, so daß er sich eilig zu Pferde satzte, und schnell wieder nach Hause ritt; auch die übrigen Gäste wußten nicht, was sie aus Reymund machen sollten, denn er gebe-

dete sich, als wenn er ohne Sinnen wäre, weshalb sie sich auch wieder fort begaben.

Reymund aber war im allergrößten Jammer, er glaubte, daß er seiner Untreue halber nun seine geliebte Melusina nimmermehr wieder sehn würde, und daß er sie auf Zeitlebens verloren habe, er schrie und klagte: ach, du unglückselige Stunde, in welcher ich armer Mann geboren bin, daß ich nun mein allerliebstes Gut entbehren soll! In seiner großen Betrübniß zog er seine Kleider aus und legte sich zu Bett, denn er fühlte sich matt und krank, er beschloß, als ein Einsiedler sein künftiges Leben zuzubringen, wenn er Melusina verlieren sollte. So trieb er die ganze Nacht sein Klagen, indem er sich von einer Seite nach der andern wendete, indem eröffnete Melusina mit einem Schlüssel die Kammer und trat zu ihm, zog sich nackt aus und legte sich neben ihm in das Bett, sie fühlte, daß er kalt und krank war, umfing ihn zärtlich mit ihren Armen und fragte ihn: was fehlt Dir, mein liebster Gemal? Er klagte ihr, daß ihn ein Fieber überfallen habe, war aber doch froh, daß Melusina wieder da sei und sich gegen ihn freundlich bezeigte, worauf er auch wieder von ihren Küssen und liebreichen Umarmungen besser wurde.

Indessen war Geoffroy mit dem Zahn nach dem Lande geritten, wo man ihm gesagt hatte, daß sich der große Riese aufhielte und seinen Unfug triebe. Er ritt hin und her und fragte die Leute nach der Wohnung des Riesen, weil er gekommen sei, ihn umzubringen. Die Leute sagten: das wolle Gott, Herr Ritter, daß ihr dieses in's Werk setzt, denn er ist ein ungeschlachter

Mann und fügt uns so viel Leides zu, daß es nicht zu sagen ist; worauf sie ihm auch das Schloß des Bösewichts zeigten. Geoffroy kam hierauf an einen steilen Berg, auf welchem ein festes Schloß lag, in welchem der Riese seinen Aufenthalt hatte. Hier stieg Geoffroy von seinem Rosse ab, legte den Harnisch an, hängte den stählernen Streitkolben an seinen Sattelbogen, gürtete das Schwert um sich, nahm die Lanze in seine Hand, hielt seinen schönen mit Gold ausgezierten Schild vor sich, setzte den Helm auf und stieg wieder zu Pferde, worauf er gegen das Schloß ritt und den Riesen mit kühner und lauter Stimme ausfoderte, indem er sprach: wo bist Du nun, Bösewicht, der mir mein Land verdirbt, und den Meinigen so großen Schaden zufügt? komm nur schnell heraus, damit ich Dir den Garaus mache. Der Riese war oben im Schloß und fuhr mit seinem Kopfe heraus, welcher so groß wie ein Ochsenhaupt war, um zu schauen, wer da sei, der ihn so kühnlich ausfodre. Er erstaunte, als er nur einen einzigen Mann gewahr wurde, und däuchte ihm, es sei kaum der Mühe werth, ein Gefecht mit ihm anzufangen; doch zog er seinen Harnisch an, trat vor das Schloß heraus, und brachte einen stählernen Schild mit sich, und drei eiserne Stangen, und drei Hämmer in seinem Busen.

Als der Riese hervor kam, sah Geoffroy, daß er wohl bei funfzehn Schuh lang war, worüber er sehr erstaunte, aber dennoch den Muth nicht verlor, sondern jenen mit erschrecklicher Stimme anschrie. Der Riese aber sprach: Wer, und von wannen bist Du? Worauf Geoffroy ausrief: ich bin Geoffroy mit dem Zahn, wehre Dich, denn Du sollst allhier Dein Leben

lassen. Der Riese sagte: kleines Kerlein, mich jammert Deiner, geh nach Hause, Du scheinst mir ein guter junger Mensch, aus dem mit der Zeit wohl noch etwas werden kann. Gehst Du aber nicht, so schlage ich Dich mit einem einzigen Streich zu Tode, Geoffroy aber achtete nicht darauf, sondern schrie immer fort: wehre Dich, Hollunke, wenn Dir Dein Leben lieb ist! Zugleich ritt er zurück, um Feld zu gewinnen, legte seine Lanze ein, und rannte mit solcher Gewalt auf den Riesen, daß dieser von diesem einzigen Stoße zur Erden niederfiel. Die Erde bebte unter dem gewaltigen Fall des Riesen, aber er stand schnell wieder auf, und war sehr erbost, daß ihn ein einziger Stoß eines Ritters dermaßen hatte umwerfen können, er nahm daher seine stählerne Stange und schlug gegen Geoffroy, der schon das zweite Rennen gegen ihn vornahm, womit er dessen Pferd traf, und ihm beide Vorderbeine abhieb. Das Pferd fiel zu Boden, und Geoffroy sprang plötzlich aus dem Sattel, zuckte sein Schwert, lief den Riesen an, und gab ihm einen so harten Schlag, daß dieser seinen Schild aus der Hand fallen ließ. Hierauf nahm der Riese die stählerne Stange und schlug so auf den Geoffroy ein, daß dieser vom Schall des Schlages ganz betäubt wurde, er erholte sich aber schnell, nahm den Streitkolben vom Sattelbogen und schlug damit dem Riesen die Stange aus der Hand. Da ergriff der Riese einen von seinen Hämmern, und schmiß ihn so mächtig nach Geoffroy, daß dieser den Streitkolben auch mußte fallen lassen. Der Riese bückte sich nach dem Kolben, aber Geoffroy nahm sein Schwert wieder zur Hand und hieb damit dem Riesen einen Arm von Leibe herunter: darüber

erschrak der Riese und faßte seine Stange mit der andern Hand und schlug nach Geoffroy, der aber sprang diesem Schlage behende aus dem Wege, der Riese fiel wieder auf die Knie und Geoffroy gab ihm nun einen solchen Hieb auf das Bein, daß er völlig zu Boden stürzte, entsetzlich schrie und seine heidnischen Götter um Hülfe anrief. Nun blieb dem tapfern Ritter nichts weiter übrig, als ihm den Kopf nur völlig herunterzuhauen, welches er auch in aller Schnelligkeit that, und so über den ungeheuren Mann den Sieg davon getragen hatte.

Geoffroy nahm hierauf das Horn des Riesen und blies so lange darein, bis sich viele Leute aus den umliegenden Gegenden versammelten, die sich alle entsetzten, daß er den großen Heiden mit seiner Kraft hatte umbringen können. Bald breitete sich im ganzen Lande und auch in den andern Reichen die Nachricht aus, wie Geoffroy den Riesen bezwungen habe; er aber schickte einen Boten zu seinen Eltern, der auch diesen die erfreuliche Nachricht bringen mußte.

Weil die Rede von seinem Siege schnell weit herum gekommen war, so gelangten Boten aus dem entfernten Lande Norhemen an Geoffroy, die ihn im Namen der dortigen Landesherren demüthig ersuchten, zu ihnen zu kommen, und ebenfalls einen ungeheuren Riesen umzubringen, von dem sie so sehr geplagt würden, daß sie sich nicht zu lassen wüßten; wenn er ihn mit Gottes Hülfe bezwänge, so wollten sie ihn auch gern für ihren Oberherrn erkennen, und ihm das ganze Land übergeben. Geoffroy antwortete: er wolle kommen und den Riesen umbringen, nicht aber um

Land und Leute zu gewinnen, sondern er thue dieses nur aus Barmherzigkeit, und weil er es für seine Pflicht halte, alle Riesen umzubringen, so weit er sie nur erreichen möchte. So rüstete er sich, um zu Schiffe nach dem Lande Norhemen zu fahren, voll von hohem Muth und feuriger Begier, Wittwen und Waisen zu beschützen, allen Unterdrückten beizustehn, und alle Ungläubigen vom Angesichte der Erde zu vertilgen, so daß alle über seinen hohen Eifer und treffliche Vorsätze in Verwunderung geriethen.

Dritte Abtheilung.

Als Geoffroy abreisen wollte, kam ein Bote zu ihm mit einem Brief von seinen Eltern, worin sie ihm meldeten, daß sie gesund wären, auch Nachrichten von ihren Söhnen hätten, die sehr erfreulich, dabei sei ihr Sohn Freymund im Kloster Malliers, nahe bei ihnen, ein Mönch geworden, um Gott für alle zu bitten. Wie Geoffroy las, daß sein Bruder Freymund ein Mönch geworden sei, ward er so zornig und wüthend, daß er nicht anders, wie ein wilder Eber schäumte, und alle die zugegen waren, vor Furcht schwiegen und nicht wußten, was sie sagen sollten. Er rief aus: die schelmischen und nichtswürdigen Mönche haben meinen Bruder bezaubert und betrogen, daß er nicht, wie wir alle gethan haben, die Ritterschaft ergreifen will; muß ich mich mit Riesen herumschlagen, und soll er indessen ein Mönch werden? Nun warlich, es soll ihnen und dem Abte übel gerathen, denn ich will sie alle zusammen verderben und verbrennen!

Ueber diese Rede entsetzten sich alle; den Boten aus dem Lande Norhemen aber befahl er seiner an dieser Stelle zu warten, denn er werde bald wieder kommen. So ritt er im Grimme fort und kam bald auf seinem Wege nach dem Kloster Malliers. Wie der Abt und die

Mönche ihn kommen sahn, gingen sie ihm höflich entgegen, um ihn zu begrüßen und ihm Willkommen zu sagen, aber Geoffroy fuhr sie gleich zornwüthig an und schnaubte ihnen entgegen: Ihr bösen Mönche, warum habt Ihr meinen Bruder also verführt, daß er ein Mönch geworden und die Ritterschaft verläugnet hat? Daran habt Ihr übel gethan und ich will Euch bestrafen, denn Ihr sollt alle Euer Leben hergeben.

Ueber diese Rede erschraken der Abt und die Mönche; der Abt erwiederte: wir haben mit nichten Euren Bruder verführt, er ist aus freiem Willen und aus Andacht in unser Kloster gekommen, hier steht er gegenwärtig und Ihr könnt ihn selbst darum fragen.

Freymund sagte hierauf: lieber Bruder, ich schwöre Dir, daß mich Niemand überredet hat, sondern daß ich hierin bloß meinem eigenen Triebe gefolgt bin, so ist es meine eigne Schuld, daß ich bin ein Mönch geworden, denn ich tauge nicht zum Ritter, ich habe in mir ein Verlangen zum gottseligen Leben gespürt, so habe ich denn nichts bessers gewußt, als mich hieher zu begeben, wo ich für alle und auch für Dich beten will.

Geoffroy aber blieb in seinem Zorn und kein Zureden und Bitten vermochte etwas über ihn; er stieg von seinem Pferde ab, besetzte das Kloster mit seinen Leuten, ließ einen großen Haufen Heu, Stroh und Holz auf einen Platz bringen, zündete dieses gegen den Wind an, und verbrannte so seinen leiblichen Bruder nebst hundert Mönchen, die alle in die Kirche geflohen waren.

Als die That vollbracht war, sah Geoffroy ein, daß er Unrecht gethan hatte; er bereute sie heftig, weil er glaubte, sich an Gott versündigt zu haben, schalt und

fluchte auf sich selber, und verwünschte sich in den Abgrund der Erden hinein, daß er niemals mehr das Tageslicht erblicken möchte, doch war es nun zu spät mit seiner Reue und seinem Wehklagen. Setzte sich deshalb wieder zu Pferde, und ritt nach der Stelle in größter Eile zurück, wo er den Boten aus dem Lande Norhemen gelassen hatte, fuhr mit ihm in einem Schiffe ab, der Wind war günstig und so ging die Fahrt nach dem Lände Norhemen glücklich von Statten.

Reymund und Melusina saßen bei Tische und nahmen eine fröhliche Mahlzeit in schöner Häuslichkeit und Freundlichkeit zu sich, als ein Bote mit verwirrten Mienen und thränenden Augen zu ihnen hereintrat, und ihnen sagte, er habe eine erschreckliche Neuigkeit zu sagen, wolle sie aber nicht gerne vorbringen. Reymund sagte: er solle sie sagen, denn er habe sich nun schon in Gottes Namen auf etwas Betrübtes gefaßt gemacht; so sprach auch Melusina, denn sie wußten noch nicht, was vorgefallen war. Drauf sagte der Bote: so muß ich Euch nur Meldung thun, daß eins von Euren Kindern nicht mehr am Leben. So segne ihn der Herr, antwortete Reymund, doch welcher von meinen Kindern ist es? Der Bote sagte: es ist Freymund. Reymund war sehr betrübt, doch sprach er weiter: Gott hat ihn zu sich genommen; doch ist er selig gestorben, sind ihm alle christlichen Rechte widerfahren? Der Bote antwortete: Nein, er konnte kein christliches Recht bekommen, denn er ist mit allen andern Mönchen im Kloster zu Malliers verbrannt worden.

Darüber entsetzte sich Reymund und rief aus: Bote, nimm Dich in Acht, daß Du keine Lügen vorbringst, denn dergleichen sollte Dir übel gelohnt werden;

wer hat sich unterstehn dürfen, ihn und das Kloster zu verbrennen?

Der Bote sagte demüthig: gnädiger Herr, es sei ferne von mir, daß ich mit Lügen umgehn sollte, dergleichen habe ich in meinem ganzen Leben nicht gethan, und werde nun nicht mit Euch den Anfang machen. Nein, Geoffroy mit dem Zahn hat in seiner Bosheit das Kloster sammt allen Mönchen verbrannt, dazu seinen leiblichen Bruder, weil er erzürnt gewesen, daß er ein Mönch geworden, und geglaubt, der Abt und die Mönche hätten ihn mit List dazu überredet. Hierauf erzählte er den ganzen Vorgang, was Geoffroy gesprochen und was ihm der Abt erwiedert, und wie der Geoffroy sich nicht daran gekehrt, sondern in seinem Zorn das ganze Kloster sammt allen Mönchen verbrannt habe.

Da entsetzte sich Reymund recht in seinem innersten Herzen, wurde auch voll Grimms und im ganzen Gemüthe bewegt, deshalb stieg er plötzlich zu Pferde, um selbst nach der Brandstelle des Klosters Malliers hinzureiten. Unterwegs hörte er von allen Leuten ein großes Klagen über den Geoffroy, daß er das schöne Kloster also verderbt habe, sammt allen Mönchen. Er kam selber an den Ort, wo das herrliche Gebäude gestanden hatte, und sah nun die betrübten rauchenden Trümmern vor sich. Er wurde hierauf sehr zornig und schwur, daß, wenn er den Geoffroy habhaft werden könne, er ihn auch eines gewaltsamen Todes wolle sterben lassen. So ritt er wieder im allerheftigsten Zorne nach seinem Hause zurück.

Er stieg vom Pferde ab, ging in seine Kammer,

schloß sich ein, setzte sich in höchster Betrübniß nieder, seufzte, weinte und klagte:

Ach Gott! so hat Geoffroy im bösen Muthe
Den eignen Bruder Freymund umgebracht,
Der wollte Mönch sein, dienen Gott, der Gute,
Doch starb er bald, und ruht in schwarzer Nacht.
Ich selber habe mich befleckt mit Blute
Und meinen eignen Vetter todt gemacht,
Ich wollte damals nur das Schwein verderben,
Und ließ am eignen Spieß den Vetter sterben.

Drum hat der mit dem Zahne dies verbrochen,
Der wüthete so wie ein wildes Schwein,
Ich hatte erst den Vetter mein erstochen,
Und ein Meerwunder muß meine Gattin sein;
Sie hat mir Reichthum, Ehre, Glück versprochen,
Ich zeugte Söhne, zehne nannt ich mein,
Davon ist mir der liebste nun verbrannt,
Das that des eignen wilden Bruders Hand.

Und wie Geoffroy nun wüthend angefangen,
So wird er auch niemals das Gute thun,
Hätt' ich ihn hier, so müßt' er warlich hangen,
Nie könnt' ich eh, bis er gestorben, ruhn;
Den Bruder morden! frevles Unterfangen!
Nein, strafen muß ich ihn, hin fahr' er nun,
Boshafter wird er stets, gottloser werden,
Am besten man vertilgt ihn von der Erden.

Als Reymund in diesen schweren Klagen war, schloß Melusina mit einem Schlüssel die Kammerthür auf, und ging mit ihren Rittern, Frauen und Jungfrauen

zu ihm hinein, um ihn zu trösten, worauf sie ihn auf dem Bette liegend fanden, indem seine Grimmigkeit noch durch den plötzlichen Anblick seiner Gemalin vermehrt wurde. Melusina trat lieblich auf ihn zu und sagte: Nicht, Reymund, mußt Du Dich über Dinge also sehr betrüben, die Du nicht verschuldet, und welche Du nicht mehr ändern kannst, betrübe Dich, aber sei geduldig in Deinem Gram und empfiehl Gott Dich und Deinen Schmerz, der wird alles nach seinem Willen vollbringen und er verlangt vielleicht jetzt, daß wir auf unsre Sünden und schlimmen Leidenschaften achten und sie ablegen sollen. Unser Sohn Geoffroy hat gesündigt, aber er wird seine Missethat beweinen und Buße thun, und Gott wird ihm nach seiner unendlichen Barmherzigkeit vergeben, denn er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er leben bleibe.

So vernünftig und schön Melusina sprach, so schaute sie Reymund doch mit boshaften Augen an, war seiner selbst im Zorn nicht mächtig und sagte laut und vor allen Gegenwärtigen: O Du Schlange und giftiger Wurm, kömmst Du hieher, mir eine solche Rede zu halten und bist nur ein liederlicher Fisch? Ja, ich habe gesehn, daß Du ein Meerwunder bist und kein menschliches Geschöpf, darum müssen die Kinder von Dir Bösewichter werden, es ist Deine Schlangenart, die in ihnen zum Vorschein kommt, sieh nur, welchen schönen Anfang der Geoffroy mit dem Zahne gemacht hat! hat er nicht meinen liebsten Sohn, und den Abt, und dazu alle Mönche verbrannt?

Während dieser Worte verwandelte Melusina ihre schöne Farbe und wurde ganz todtenblaß; mit einer Stimme, die allen durch das Herz drang, sprach sie

hierauf: Ach Reymund! wie lässest Du Dich so sehr von der Unvernunft dahinreißen! welche Worte hast Du gesprochen? Ist mein Schmerz nicht so groß, wie der Deinige? Mein Leiden nicht dem Deinigen gleich? O wie hielt ich Dich lieb und werth! wie vertraute ich Dir mein Heil und meine Wohlfarth! aber Du hast Dein Gelübde gebrochen und so muß nun auch eintreffen, was ich Dir dazumal vorhergesagt, daß Du mich verlieren würdest. O Reymund, Deine Wohlfarth, Dein Glück, alle Deine Freude und Ehre muß leider nun ein Ende nehmen.

Mehr konnte sie nicht sprechen, sondern sie fiel nach diesen Worten ohnmächtig zur Erde nieder. Die Herren und Diener erschraken sehr und liefen eilig hinzu, ihr beizustehn, worauf sie auch wieder zu sich kam und mit höchstkläglicher Stimme sagte:

Ach Gott! ach! Herr! o Reymund! wehe mir!
Die Zeit ist da, ich scheide nun von Dir,
Wie mußt' ich doch von Deinem Werth, Geberden
Also im Herzen mein bezaubert werden?
O weh! mein Leiden sei Gott angesagt!
O weh! es sei dem höchsten Herrn geklagt!
O wehe mir, daß ich beim Brönnen rein und kalt,
Dich fand, mein Reymund dort im grünen Wald!
O weh, daß ich gefühlt nach Dir Verlangen,
Weh mir, daß ich den schönen Leib umfangen!
Der Stunde weh, da ich mein Leib und Leben
In Deine Macht Dir gänzlich übergeben!
Ha Deine Falschheit und Verrätherei,
Dein Unverstand bricht alles nur entzwei,

Dein zorniger Grimm, Dein boshaft schlimmer Mund
Richt' mich und Dich, mein Wohlfarth ganz zu Grund,
Ich komme nun in Arbeit, Angst und Noth,
Und kann nicht hoffen, daß der bald'ge Tod
Von meinen Quaalen mich befreien mag,
Sie währen fort bis an den jüngsten Tag.
Gottloser Schalk! untreuer Bösewicht!
So weiß Dein Herz nicht, was Dein Mund verspricht?
Wie hältst Du mir Dein heiliges Versprechen?
Wie magst Du so Dein Wort und Schwören brechen?
Gern wollt' ich Dir, untreuer Mann, verzeihn,
Wenn Du nur noch verschwiegen konntest sein,
Du hattest mich am Bade schon gewahrt,
Es war verziehn, denn keinem offenbart
Als Dir, war noch mein Schmach und großes Leid,
Nun ist es offenbar, nun kommt die Zeit
Der Angst, der Pein, der Quaal und Herzenswehen,
Wo Glück, Lieb, Heil und Wohlfarth muß vergehen.
Hätt'st Du den Eid gehalten treu und wahr,
So blieb ich bei Dir, Reymund, immerdar,
Bis endlich uns der bittre Tod geschieden,
In Erde ruhte dann mein Leib im Frieden,
Die Seele wär' aus Leid im Freud gekommen,
Aus Fegefeur in Himmelslicht genommen.
Nun aber bleiben Leib und Seel beisammen
Bis glüht der jüngste Tag in seinen Flammen,
In Dir nimmt seinen Anfang schweres Leiden,
Auch Du nimmst Abschied nun von Deinen Freuden,
Vermindert und zertheilet wird Dein Land,
Kommt niemals wieder unter eine Hand,
Unglück trifft manche, die von Dir abstammen,
Und auch wir beide bleiben nicht beisammen,

Ich muß von Dir, von Schloß und Kindern scheiden,
Und künftig Mann und Schloß und Kinder meiden.

Die trauernde Melusina wandte sich hierauf zu drei Landesherren, führte sie zu Reymund und fuhr in ihrer Rede fort:

Reymund, bei Dir ist meines Bleibens nicht,
Doch nimm in Acht, was, wenn ich fort, geschicht,
Horribel, unser Sohn mit dreien Augen,
Ist bös und kann in dieser Welt nicht taugen,
Erwächst er groß, wird er das Land verderben
Mit Krieg und Hunger, laßt ihn vorher sterben.
Daß Geoffroy hat den Abt, die Mönch verbrannt,
Erfahre, daß auch hierin Gottes Hand,
Sie schlugen ihre Regel in die Schanz
Und hielten nicht des Klosters Observanz,
Auch wird den Geoffroy schwere Reue plagen
Er wird alsdann frommüthig in sich schlagen,
Ein neues Kloster baun, das schöner ist,
Worauf er auch zum Dienste Jesu Christ
Mehr Mönche wird zum frommen Werk einsetzen,
Sie unterhalten auch von seinen Schätzen.
Es wird mir schwer von meinem Schloß zu scheiden,
Das ich gebaut anmuthig und mit Freuden,
Ich möchte fast in Thränen drum vergehn,
Doch kann's nicht anders sein, es muß geschehn.
Ach Reymund! wars nicht Lust und Freudigkeit
Als wir so schön beisammen allezeit?
Aus Freud wird Leid, aus Scherzen wird nun Schmerz,
Aus Stärke Ohnmacht, das zerbricht mein Herz.
Wie hatten wir so schönes Wohlgefallen,
Das wandelt sich nunmehr in Mißgefallen,

Wohlfarth wird Gram, zu Sorge Sicherheit,
Zu Unglück Glück, Freiheit wird Dienstbarkeit.
So dreht sich denn des Glückes Kugel rund,
Kehrt all in's Gegentheil in einer Stund,
Doch ist es Reymund Deine eigne Schuld,
Daß Du verleurst des Glückes Lieb' und Huld.
Ich muß zu meinen Leiden von Dir scheiden,
Doch mag Dir Gott die Missethat verzeihn,
Daß ich aus Lust in Gram, in Schmerz aus Freuden
Bis an den jüngsten Tag muß immer sein;
Nun muß ich wieder fort, in Angst eingehen,
In der ich, Arme, einmal schon gewesen,
Und wieder muß die Quaal an mir geschehen,
Und niemand darf und kann mich nun erlösen.

Wie Reymund diese Klagen anhörte und sah, daß sich seine geliebteste Gemalin zum Hinscheiden fertig machte, überfiel ihn eine solche innerliche Angst, daß er nicht ein Wort zu sprechen vermochte; er meinte, das Herz im Leibe müßte ihm vor großem Weh zerspringen und er würde sterben, begehrte auch nicht länger zu leben und wünschte sich den Tod. Er stand auf und ging mit kläglichen Geberden zu Melusina, küßte sie mit höchster Betrübniß und weinte bitterlich. Vor großem unaussprechlichen Herzeleid, das sie beide des Scheidens halber hatten, fielen sie nieder auf die Erde. Die Landesherren und Hofbediente, Frauen und Jungfrauen waren ebenfalls sehr traurig, huben sie beide auf, weinten und alles Volk mit ihnen. Reymund fiel vor Melusina nieder auf die Knie, und bat sie unter Schluchzen und Herzensangst um Vergebung, daß er seine Gelübde so bösslich gebrochen hätte. Melusina antwortete:

ich kann dem Verhängniß nicht Einhalt thun, welches es nun so beschlossen hat, darum müssen wir uns drein ergeben. Vergiß nun Deinen Sohn Freymund, aber gedenke Deines Sohnes Reymund, der einst an Deines Bruders statt Graf zu Forst werden soll. Auch Deines jüngsten Sohnes, Dietrich, nimm Dich an, der noch an der Brust der Amme liegt, denn er soll einst ein tapfrer Ritter werden.

Nachdem Melusina diese Worte gesprochen hatte, schwang sie sich auf das Fenster, wandte sich noch einmal um und sagte:

Gesegn' Dich Gott, mein Herz und wahrer Freund:
Gesegn' Dich Gott, holdseligster Gemal!
Gesegn' Dich Gott, Du liebstes Kleinod mein!
Gesegn' Dich Gott, Du schöne Kreatur!
Gesegn' Dich Gott, Du meine schönste Freude!
Gesegn' Dich Gott, Du Lust in dieser Welt!
Ach segn' Dich Gott, mein liebster Trost und Hort!
Auch Euch gesegne Gott, mein liebes Volk!
Gesegn' Dich Gott, Lusinia, schönes Schloß,
Das ich gebaut und selbst gestiftet hier!
Gesegn' Dich Gott, Du Preis von dieser Welt!
Gesegn' Dich Gott, Reymund, mein liebster Freund,
Leb' ewig wohl, zu tausend gute Nacht!

Mit diesen letzten Worten schoß Melusina zum Fenster hinaus und verwandelte sich vor den Augen alles Volks, denn sie wurde von den Hüften ab wiederum ein feindlicher, langer und ungeheurer Wurm. So umfuhr sie in der Luft das Schloß, indem sie aus der Höhe herunter ein entsetzliches Geschrei ausstieß, das so

seltsam und unerhört klang, daß allen das Herz im Leibe bebte, und sie sich vor nichts so furchten, als diesen Ton noch einmal zu hören, so zerschmetternd und zerreissend klang es, so tiefbetrübt, als sollte nun gar die ganze Welt vergehen, als wär alle Lust erstorben und sollte der Jammer nun auf Erden auf immer einheimisch sein. Dreimal ließ sie dieses entsetzliche Geschrei von sich hören, dann vernahm man nichts mehr und sie war verschwunden.

Reymund stand bei den Seinen in großen Leiden und schwerer Quaal, er schrie und weinte bitterlich, raufte sich die Haare aus und wünschte niemals geboren zu sein; da er wieder vor seinem großen Herzeleid sprechen konnte, rief er ihr die Worte nach:

Nun so gesegn' Dich der allmächt'ge Gott,
Mein schönes Weib und Freundin, Ehrenkrone!
Gesegn' Dich Gott, mein Reichthum, meine Freude!
Gesegn' Dich Gott, Du meine liebste Lust!
Gesegn' Dich Gott, mein einziges Verlangen!
Gesegn' Dich Gott, Du Frau von hohem Preis!
Gesegn' Dich der allmächtge, ewge Herr
Und unsrer theurer Heiland Jesus Christus!
Ach alle meine Tage sind vergangen,
Da ich Dich ferner nicht erblicken soll.

Reymund klagte so sehr, daß alle die Seinigen mit ihm klagen und weinen mußten. Doch gab es einige ältre Leute, die sehr redlich waren und ihn zu trösten suchten, weil sie auf das Wohl des Landes ihre Absicht gerichtet hatten. Sie hielten ihm herrliche Beispiele vor, von andern großen Männern, die vieles Unglück

erlitten, sich aber nachher getröstet hatten. Einer von den allerredlichsten aber erinnerte ihn an den Befehl seiner abgeschiedenen Gemalin Melusina, seinen Sohn Horribel mit den drei Augen nicht leben zu lassen, weil dieser sonst das ganze Land verderben würde. Reymund antwortete: lieben Freunde, überlaßt mich nur meinem Schmerze und thut übrigens nach Eurem Wohlgefallen und wie Euch meine edle Gemalin Melusina befohlen hat.

Hiemit entfernte sich Reymund und verschloß sich in einer einsamen Kammer, wo er trauerte und weinte und ein solches Wehklagen trieb, daß es nicht zu sagen ist. Die Herren und Diener aber nahmen den kleinen Sohn Horribel, der schon als Knabe ein sehr böses Gemüth in sich spüren ließ, und sperrten ihn zum Besten des ganzen Landes in einen abgelegenen Keller, worauf sie so viel brennendes Stroh hineinwarfen, daß der junge Bösewicht ersticken mußte; so war das Land für die Zukunft gerettet. Nachdem sie dieses vollbracht hatten, nahmen sie den Leichnam und legten ihn heimlich in ein Bette, sagten er wäre todt, und begruben ihn öffentlich nach einigen Tagen, als wenn er eines ordentlichen Todes gestorben wäre.

Reymund hatte noch zwei junge Kinder, die ihre Ammen hatten und die Brust sogen. In der Nacht sahen die Ammen oftmals, wenn es finster war, daß Melusina in die Kammer kam, in welcher die Kinder schliefen, eins nach dem andern aufhub, nämlich den Reymund und den Dieterich, sie am Feuer wärmte und lieblich säugte und dann wieder sie liebkosend in ihre Wiegen legte. Darnach war Melusina wieder verschwunden, und die Dienerinnen wagten es aus Furcht

nicht, zu ihr zu gehn, wann sie zugegen war, doch nahm das Kind Dieterich so sehr zu, daß alle Menschen, die es nur sahen, darüber erstaunen mußten.

Geoffroy war indessen mit dem Schiffe und seinem Boten glücklich in das Land Nothemen angelangt. Gleich beim Schiffaussteigen kamen ihm die betrübten Landesherren entgegen, empfingen ihn sehr freundlich, bewillkommten ihn mit größter Höflichkeit, und erzählten so grausame Thaten von dem Riesen, die der ungeheure Wüthrich an jedem Tage verrichtete, wohl oft an einem Tage an die hundert Ritter erwürge, das Volk nicht anders als nach tausenden umbringe, das Land verwüste, das Vieh verderbe, und so weiter, daß Geoffroy antwortete: ei, meine Herren, dieses ist ja kein Mensch, sondern ein rechter eingefleischter Teufel, doch wenn ich ihn anders nur finde, so hoffe ich ihn mit Gottes Hülfe zu überwinden, bin auch deswegen ausdrücklich hergekommen, denn ich habe schon vorher, obgleich nicht so umständlich, von seinen Freveleien gehört. Gebt mir deshalb nur einen Boten mit, der mir den Weg zu diesem Unmenschen zeigt.

Die Landesherren schafften ihm bald einen Boten, der des Wegs kundig war und auch die Wohnung des Riesen wußte, worauf Geoffroy sehr kurz, aber doch mit seiner möglichsten Höflichkeit von den Landesherren Abschied nahm. So ritten sie beide, er und der Bote nach dem Berge zu, wo der Riese seine Wohnung hatte. Da sprach der Bote: Hier auf diesem Berge hat nun der Riese seine Wohnung. Du mußt mich zu ihm führen, antwortete Geoffroy, denn dazu bist Du mir mitgegeben; und so ritten sie auch den Berg hinan, und als sie oben waren, sah sich der Bote um, und erblickte den großen

und mächtigen Riesen, der auf einem Baume, auf einem Marmorsteine saß.

Als der Bote sah, daß der Riese so gar nahe bei ihm war, zitterte er vor Furcht an Händen und Füßen, wobei er ohne Unterlaß die Farbe verwandelte. Geoffroy, der sich nicht umgesehn hatte, merkte daraus, daß der Riese etwa in der Nähe sein müsse, er sagte daher lächelnd zum Boten: fürchtet Euch nur nicht, mein lieber Freund, denn ich bin gekommen, diesen Riesen umzubringen und Euch alle zu erlösen. Der Bote sagte: Herr, ich bin Euch als ein Bote mitgegeben worden, denenselben den Riesen zu zeigen, da ist er nun vor uns gegenwärtig, und sitzt auf einem Marmorsteine, nun verleihe Euch Gott der Herr Kraft und Stärke, denn hier kehr' ich um, und möchte um alle Schätze in der Welt, um alles Gold und Silber nicht weiter mit denenselben hinauf reiten; also, Gott befohlen, denn ich war bloß dafür gedungen, Euch den Riesen zu zeigen, und da ist er.

Der Riese Grimhold sah, daß zwei Leute zu ihm den Berg hinan ritten, blieb also sitzen, um zu sehn, was es geben solle, denn er dachte wohl, daß sie sich an ihn machen und eins mit ihm wagen wollten. Geoffroy bat den Boten lächelnd, daß er doch noch bleiben und ihrem Gefechte zusehn möchte, indem er bald wahrnehmen würde, welcher unter ihnen beiden der beste sei. Der Bote aber sprach: was seh' ich doch an Dero Fechten, will lieber wieder nach Hause gehn, indem ich das nunmehr vollbracht habe, was mir ist anbefohlen worden. Geoffroy aber redete ihm wieder zu und sagte nochmals: lieber Freund, laß es Dir nicht leid sein, noch eine kleine Weile zu verziehn, denn Du wirst alsbald gewahr werden, welchen Ausgang es nimmt, worauf Du dann dem übri-

gen Volke sagen kannst, wie es sich begeben hat, und wer oben oder unten gelegen; willst Du dieses aber nicht thun, so denke ich Dir selber eins zu versetzen, daß Du wohl hier bleiben mußt.

Der Bote antwortete und sprach: gnädiger Herr, Ihr bittet so, daß man Euch nichts abschlagen kann, doch wollte ich gebeten haben, das Ding nicht lange zu machen, weil ich mich gar zu sehr vor dem Riesen fürchte, denn er kommt mir nicht wie ein Mensch, sondern wie der leibhaftige Teufel vor. Wenn Ihr so dächtet, wie ich, so würdet Ihr gegen den großen ungeheuren Riesenkerl nicht so unbedachtsam Euer junges Leben wagen. Geoffroy aber sagte: sorgt für mich nicht, denn ich will dem Leben des Riesen bald ein Ende machen.

Geoffroy schied nun von dem Boten und kam an den Berg. Da ihn Grimhold ganz allein herauf reiten sah, verwunderte er sich sehr, daß sich ein einzelner Mann dergleichen unterstehn sollte, doch gedachte er wieder, es werde vielleicht ein Unterhändler zwischen ihm und dem Lande sein, daher stand er auf, ging ihm an dem Berge auf einer schönen Wiese entgegen und nahm eine lange hölzerne Stange in seine Hand, mit der er wie mit einem Stäblein spielte. Wie nun Geoffroy nahe genug gekommen war, so schrie ihn der Riese an: Wer, oder von wannen seid Ihr, daß Ihr es wagt, so gegen mich den Berg herauf zu reiten? Was habt Ihr hier zu schaffen und zu suchen? Geoffroy schrie ihn wieder an: Du großer Schreihals, mein Gewerbe ist ganz kürzlich dieses, daß ich Dir Deinen gottlosen Kopf vom Leibe herunter hauen will, weiter habe ich hier

nichts zu suchen; darum halte Dich bereit, solches in Gottes Namen zu erleiden.

Da fing der Riese an zu spotten und sagte: ei, mein kleiner Herr, laßt mir doch noch mein armes Leben, nehmet mich lieber gefangen und verkauft mich für Geld, damit ich doch nur meinen Leib behalte. Wie Geoffroy merkte, daß er seiner spottete, schrie er ihn wieder an: Nun warte, Du großer Hund, alsbald sollst Du für Dein Spaßmachen den Lohn bekommen. Plötzlich ergriff er seinen Schild, legte die Lanze ein und rennte mit solcher Gewalt auf den Riesen los, daß, wenn dieser nicht von seinem stählernen Harnisch wäre geschützt worden, er ihn durch und durch gestoßen hätte; aber der Stoß traf den Riesen doch so gewaltig, daß er zur Erden fiel und den Hintern und die Beine dem Himmel zukehrte. Er sprang aber geschwinde wieder auf und wollte nach Geoffroy mit seiner Stange schlagen; wie dieser das merkte, sprang er schnell vom Pferde herunter, in Besorgniß, er möchte ihn und das Pferd zu gleicher Zeit zu Tode schlagen. Der Riese betrachtete hierauf den Geoffroy und verwunderte sich sehr über dessen Stärke, und sagte zu ihm: ich weiß nicht, wer oder von wannen Ihr seid, Ihr habt mir einen so starken Stoß gegeben, daß ich meine Füße und meinen Hintern dem Himmel habe zukehren müssen, solches ist mir zuvor in meinem Leben noch nicht begegnet, wenn Ihr also ein frommer Ritter seid, so begehre ich von Euch, mir Euren Namen nicht zu verschweigen.

Geoffroy antwortete: ich heiße Geoffroy mit dem Zahn und bin weit und breit bekannt. Der Riese sagte: ich habe schon viel von Euch gehört, Ihr seid

also derselbe, der einen andern Riesen, meiner Mutter Bruder, erschlagen hat, und nun hieher zu mir gekommen seid, um Euren Lohn dafür zu empfangen, den ich Euch auch alsobald richtig auszahlen will. Damit nahm der Riese die Stange und schlug mit großer Gewalt gegen Geoffroy, in der Meinung, ihn zu treffen, Geoffroy aber sprang geschwind zurücke und die Stange fuhr einen Schuh tief in den Felsen hinein. Zu gleicher Zeit gab Geoffroy dem Riesen mit seinem Schwert einen solchen Hieb durch seinen stählernen Harnisch, daß die Ringe davon fielen und das rothe Blut durch den Harnisch abwärts floß. Darauf wurde der Riese über die maßen wüthig, er nahm seine Stange und holte damit einen mächtigen Hieb aus; aber Geoffroy sprang wieder zurücke, und der Streich war so gewaltig, daß die Stange zwei Schuhe tief in den Felsen hinein fuhr, wovon ihm auch der Arm heftig erschütterte und seine Stange in Stücke zersprang. Darüber ward Geoffroy sehr froh und lief wieder gegen den Riesen, und führte einen so starken Hieb auf dessen Helm, daß er ihn davon betäubte. Wie der Riese nun wehrlos war, so brauchte er seine Faust und versetzte damit dem Geoffroy einen so harten Schlag auf seinen Helm, daß er ihn damit beinah von Sinnen brachte, doch erholte er sich bald und gab dem Riesen noch einen Hieb, daß ihm der Panzer versehrt wurde, er ihm eine tiefe Wunde beibrachte und das Blut zu seinen Füßen niederströmte. Darüber fing der Riese an gräßlich zu fluchen und seine heidnischen Götter zum Beistand herbeizurufen. Dann sprang er auf Geoffroy zu und packte ihn um den Leib, hierauf rungen die beiden aus allen Kräften und Geoffroy war so mächtig, daß dem Riesen der Athem ver-

ging, ihn seine Wunden sehr schmerzten und er beinahe ohnmächtig geworden wäre. Hierauf wollte Geoffroy wieder nach seinem Schwerte laufen, um ihm vollends den Rest zu geben, aber der Riese nahm dieses Augenblickes wahr und nahm mit großer Schande die Flucht in den Felsen hinein.

Der Riese war hinter dem Felsen in ein finstres Loch gesprungen und Geoffroy konnte ihn nicht wiederfinden, so sehr er auch suchte, er setzte sich also wieder zu Pferde und ritt zu seinem Boten zurück, der seiner in großen Aengsten erwartet hatte. Dieser freute sich sehr, als er ihn sah, und Geoffroy erzählte ihm den ganzen Verlauf des Zweikampfs, denn jener hatte sich doch aus Furcht entfernt, als er gesehn, wie der Riese zu handthieren angefangen. Er sah nun auch, wie dem Geoffroy sein Helm voll Beulen und sein guter Schild zerschlagen war, woraus er wohl abnehmen konnte, daß er nicht leichte Arbeit gehabt hatte. Indem sie noch mit einander sprachen, kamen die Landesherren und eine große Menge Volks herbei, die sich über den Sieg Geoffroy's höchlich erfreuten; doch wurden sie wieder bekümmert, als sie hörten, daß der Riese nicht ganz todt, sondern in den Felsen entronnen sei, und wenn er von seinen Wunden wieder aufkäme, so möchte er hernach schlimmer werden, als er zuvor gewesen.

Einer von den Landesherren fragte ihn hierauf, ob sich der Riese bei ihm etwa erkundigt habe, wer, oder von wannen er sei. Geoffroy antwortete: ja, er hat recht eigentlich darnach gefragt und ich habe ihm solches auch nicht verschwiegen. Darauf sagte dieser Herr: tapfrer Ritter, Ihr könnt versichert sein, daß dieser Riese nicht wieder aus seinem Berge hervor kommt,

so lange Ihr hier gegenwärtig bei uns bleibt, denn er hat es durch eine Weissagung, daß er von Eurer Hand sterben werde. Darauf, schwur Geoffroy einen Eid, nicht eher von dem Lande zu weichen, bis er den Riesen wieder gefunden und ihn vollends getödtet hätte.

Ein andrer Landesherr fuhr hierauf fort: Herr Ritter, in jenem Berge sind überhaupt viele Gespenster, und fremde Dinge, die man wohl recht seltsam nennen könnte. Wir sind ehedem von einem Könige Helmas regiert worden, derselbe hatte eine schöne und weise Gemalin Persina genannt, welcher er einen Eid schwören mußte, sie in ihrem Wochenbette nicht zu besuchen, er brach aber diesen Eid und sah nach der Frau im Kindbette, worauf er auf sonderbare Weise von ihr und von den Kindern plötzlich getrennt wurde. Die drei Prinzessinnen haben darauf ihren Vater in diesem Felsen verschlossen, und wohin nachher die Mutter mit den Töchtern gekommen, hat Niemand erfahren können, seitdem aber der König im Felsen verschlossen, hat sich hier immer ein Riese aufgehalten und den Berg gehütet. Dieser ist der fünfte und alle haben uns unsägliche Drangsal angethan, das Land verwüstet und alle Menschen so sie nur erwischt, jämmerlich erschlagen, dabei hat es keiner gewagt, sich ihnen zu widersetzen. Jetzt aber hoffen wir, daß Euer tapfrer Arm uns von der Furcht erlösen wird. Geoffroy schwur ihnen nochmals, nicht vom Lande zu weichen, bis er den Riesen gar umgebracht, und hiemit ritten sie alle nach Hause.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als Geoffroy sich wieder auf den Weg nach dem Gebirge machte. Er kam an den Felsen, wohinein der Riese geflohen

war, suchte lange die Schluft, und fand sie endlich, worauf er von seinem Pferde stieg, und mit seinem Spieß in die Oeffnung hinunter langte. Er sagte: daß er nun hinab steigen wollte, um den Riesen umzubringen, weil er überdies ein Heide und Ungläubiger sei. Die Landesherren wünschten ihm Glück und den Beistand des Himmels: Geoffroy machte hierauf ein Kreuz für sich und ließ sich an seinem Speer in den finstern Felsen hinunter. Unten ging er lange herum, fand aber den Riesen nicht, endlich ersah er einen Schein, nahm seinen Spieß und fühlte damit so lange, bis er auf eine Thür traf, in diese ging er hinein und trat in einen kostbaren Saal, wo er viele Reichthümer fand, die Wände waren mit Gold und allen Arten von Edelgesteinen ausgeschmückt, in der Mitte aber stand ein erhabenes Grabmal, welches auf sechs güldenen Pfeilern ruhte, und mit den köstlichsten Edelsteinen, die in demselben Berge reichlich wuchsen, häufig besetzt war. Auf dem herrlichen Grabmal lag die Gestalt eines Königs aus Chalcedonen gearbeitet, der auch von Edelsteinen glänzte, neben ihm war das Bildniß seiner Gemalin, welche eine Tafel in ihren Händen hielt, worauf geschrieben stand:

Dies ist der König Helmas, hier begraben,
Der mich zu seiner Gattin einst erwählte,
Doch mußt' ich einen Eid zuvor noch haben,
Den er treulos des Wortes brach, dann fehlte,
Statt Lieb' und Treu, um mein Gemüth zu laben,
Er mich und meine Kinder lange quälte;
Er schwur, so ihm es sollte wohlergehen,
In meinem Wochenbett mich nie zu sehen.

Als er mir diesen hohen Eid geschworen,
Ich mich durch Himmels Huld gesegnet fühlte,
Drei schöne Töchter hatt' ich mir geboren,
Doch der Gemal den theuren Eid nicht hielte,
Drauf ging ich ihm, die Kinder auch verloren,
Die ich zu meinem Trost bei mir behielte,
Ich habe sie an meiner Brust gesogen
Und sie nachher zur Weisheit auferzogen.

Als sie gekommen zu Verstand und Jahren,
Sprach ich zu ihnen von der Treue Bruch,
Die ich vordem von dem Gemal erfahren,
Die jüngste, Melusina, fein und klug,
Sprach gleich von Rache, und die Schwestern waren
Behende zu bestrafen den Betrug,
Worauf sie ihren Vater unverdrossen
Hieher in diesen wüsten Felsen schlossen.

Er hat sein Leben endlich hier gelassen,
Worauf ich ihn hier in sein Grab bestellt,
Auch hab' ich dieses Bildniß fert'gen lassen,
Das diese Tafel in den Händen hält,
Damit ein jeder weiß, der kömmt, wasmaßen
Er vordem war ein mächtger Fürst der Welt,
Ich weiß, daß keiner hieher kommen möchte
Es sei er stammt von unserem Geschlechte.

Den Riesen hab' ich auch zur Wacht gegeben,
Damit kein Fremder dieses Grab betritt,
Ein jeder büßt sogleich mit seinem Leben
Wer frechen Muthes das Gebirg beschritt.
Nur einem unsers Stamm's ist es gegeben,
Zu kommen unversehrt, er führet mit

Im Innern eine Macht und Eigenschaft,
Der nichts vermag des Riesen große Kraft.

Mit Straf' hab' ich die Töchter heimgesucht,
Weil sie sich an dem Vater so vergangen,
Die jüngste, Melusin, ward so verflucht,
Daß sie den Schweif von einer großen Schlangen
Sonnabends führt; wer sie zum Weibe sucht,
Muß schwören, sie des Tags nie zu verlangen,
Zu lassen sie in ihren stillen Zimmern
Und sich nicht um ihr Wesen zu bekümmern.

Wenn ihr Gemal den Schwur ihr treu gehalten
So sollte sie in Glücke wie in Freuden
Recht lange froh auf dieser Erden walten,
Im Tode endlich spät nur von ihm scheiden;
Die zweite konnt' ich nicht so umgestalten,
Doch mußte sie auch die Verwünschung leiden,
Meliora heißt sie, sie ist schön gebaut,
Wie jeder sieht, der einst ihr Wesen schaut.

Ich habe sie in das Armensche Land,
Um dort auf immer ein Gespenst zu sein,
Ein hoch und steil Gebirg hinauf gebannt,
Dort sperrt' ich sie in festen Schlössern ein,
Ein Sperber ist ihr dorten zuerkannt,
Den muß ein jeder, den das Glück führt ein,
Bewachen fort drei Tag und auch drei Nächte,
Ohn' daß ein Schlaf ihn überraschen möchte.

Kömmt einer nun zu sehn die seltnen Sachen,
Der vornehm ist, geborner Rittersmann,
Muß er drei Tag' und Nächt' beim Sperber wachen;
Doch kömmt der Schlaf ihm nur ein Stündchen an,

So wird er nie im Leben wieder lachen,
Er ist alsdann wohl ein verlorner Mann,
Er bleibt alldort zum jüngsten Tag gefangen,
Verschlossen unter Pein und Angst und Bangen.

Doch wer drei Tag' und auch drei Nächte wacht,
Kann von der Fürstin eine Gab' begehren,
Und wenn er sich als weiser Mann bedacht,
Wird sie ihm selbst das Größte gern gewähren,
Nur nehme sich der Rittersmann in Acht,
Nicht ihres schönen Leibes zu begehren,
Es sind ja dorten Gold und Edelstein,
Rubin und Perlen, alles ist wohl sein.

Auf einem Berge wohnt das älteste Kind,
Plantina ist mit Namen sie genannt,
Und auf dem Fels gar große Schätze sind,
Es liegt der Berg im Arragonschen Land,
Bis einer unsern Stamms den Schatz gewinnt,
Dann ist der Zauber von ihr abgewandt;
Ein solcher Mann erobert auch zugleich
Jerusalem, das ganze heil'ge Reich.

Die Buße mußt' ich auf die Kinder legen,
Weil sie zu großer Ding' sich unterfingen,
Und ihrer ungezähmten Thorheit wegen,
Daß sie so schwer am Vater sich vergingen,
Ihn durften sie in diesem Berge hegen
Bis er gestorben, also bösen Dingen
Folgt alsbald auf dem Fuß die Strafe nach,
Und Gott's Gerechtigkeit bleibt immer wach.

Mein Name ist Persina, der Gemal
Hat sich an mir wohl groß und schwer vergangen,

Doch blieb die Lieb' im Herzen doch zumal,
Zu ihm gerichtet Sehnsucht und Verlangen,
Drum gab ich auch die Kinder in die Quaal,
Weil sie ihn schmerzlich hielten eingefangen:
An Eltern darf kein Kind die Hände legen,
Es folgt der Fluch, wer also sich verwegen.

Als Geoffroy diese außerordentlichen Dinge auf der Tafel gelesen hatte; konnte er sich nicht genug darüber verwundern, denn er sah ganz deutlich, daß die Melusina, von welcher in der Schrift gesprochen wurde, seine leibliche Mutter, mithin der König Helmas sein Großvater, und Persina seine Großmutter gewesen sei. Doch ging er wieder aus der Kammer heraus und suchte den Riesen allenthalben; er kam an einen großen Thurm, wo er hineinging, und unten ein Gefängniß gewahr wurde, wo mancher redliche Mann gefangen lag, und sich alle Gefangenen über Geoffroy's-Ankunft sehr verwunderten. Einer darunter sagte: mein sehr werther Herr, geht ja fort von hier und verbergt Euch in einer Höhle, damit Euch der Riese nicht sieht und gewahr wird, denn wenn Euch der ungeheure Riese findet, so müßt Ihr Euer Leben verlieren und erschlagen werden.

Geoffroy fing aber hierüber an zu lachen und sagte: ich suche eben diesen Riesen, denn ich möchte mich gar gerne mit ihm schlagen. Da sagte ein andrer Gefangener: nun, Ihr werdet ihn bald sehn, denn er wird gewiß gleich kommen, und dann wird es Euch gereuen, Ihr müßt umkommen, denn er ist gar zu erschrecklich.

Indem sie noch sprachen, kam der Riese, eilte geschwind in eine Kammer und schlug die Thür sehr eilig

hinter sich zu. Geoffroy sah ihn, sprang nach und trat so stark wider die Thür, daß sie in Stücke zersprang. Der Riese hatte einen Hammer bei sich, mit welchem er so heftig auf Geoffroy's Helm schlug, daß, wenn der Helm nicht so gar gut gewesen wäre, er damit den Geoffroy erschlagen hätte. Geoffroy aber besann sich schnell, und gab ihm mit dem Schwerte einen so gewaltigen Hieb, daß der Riese sogleich zur Erde fiel. Darauf that der Riese einen so erschrecklichen Schrei, daß der ganze Thurm erbebte und er soglich todt war. Hierauf steckte Geoffroy sein Schwert ein, ging wieder zu den Gefangenen und fragte sie: ob sie aus dem Lande Norhemen gebürtig wären. Sie sagten: Ja. Er fragte ferner: warum sie dorten gefangen säßen. Sie sagten: um Schatzung und Tribut, die wir dem Riesen schuldig sind. Geoffroy sagte: so danket Gott, daß er es mir vergönnt hat, diesen Riesen ganz und gar umzubringen. Ueber diese Nachricht wurden die Gefangenen sehr froh und lobten Gott, wobei sie Geoffroy baten, ihnen doch aus dem Gefängnisse zu helfen. Geoffroy wollt' es von Herzen gern thun, aber keiner wußte, wo die Schlüssel lagen; endlich fand sie der tapfre Ritter, nachdem er allenthalben gesucht, schloß alsbald die Thüren auf, und ließ die Gefangenen heraus, deren mehr als zweihundert waren. Geoffroy erlaubte ihnen von den Edelgesteinen und dem Silber und Golde zu nehmen, welches im Berge sei, denn er begehre nichts davon für sich selber, wofür sie ihm noch mehr dankten.

Sie beschlossen darauf, den Riesen aus der unterirrdischen Schluft hervor an das Tageslicht zu ziehn, und ihn allen Leuten im Lande zu zeigen, welches sie

auch sogleich in's Werk richteten: die Gefangenen nahmen einen großen Karren, schroteten den ungeheuren Riesen darauf, banden ihn so, daß er aufrecht saß, gleich als wenn er lebte, und fuhren ihn so durch das ganze Land. Als das Volk im Lande den ungeheuren Riesen sah, konnten sie sich nicht genug verwundern, sie dankten alle laut Gott von Herzen, daß er sie durch Geoffroy von einem solchen ungeschlachten Böserwicht erlöst hatte. Bei diesem bedankten sich auch die Landesherren höflich für den ihnen und dem Reiche erwiesenen Dienst, auch das Volk erzeigte ihm die größte Ehre und alle baten ihn inständigst, bei ihnen als ihr König und Herr zu bleiben, welches er aber nicht annahm, sondern bald darauf von dannen zog, denn er trug ein Verlangen, seinen Vater und seine Mutter wieder zu sehn.

Er setzte sich also zu Schiffe und fuhr nach seinem Vaterlande. Als sein Vater Reymund seine Zurückkunft erfahren hatte, ritt er ihm entgegen; denn es war schon bekannt geworden, welche große Thaten er in dem Lande Norhemen ausgeübt hatte, deswegen legte Reymund seinen Kummer um seine geliebte Melusine ein wenig bei Seite. Als er mit seinem Sohn allein war, erzählte er ihm sein ganzes gehabtes Unglück unter Vergießung vieler Thränen. Als Geoffroy das hörte, erschrak er heftig und merkte, daß alles dies von seiner Missethat hergekommen sei, indem er seinen Bruder Freymund im Kloster Malliers verbrannt habe; doch sammelte er sich wieder und erzählte, welche Tafel, Schrift und Nachrichten er in dem bezauberten Berge gefunden habe, woraus Reymund merkte, von welchem hohen Geschlechte seine Gemalin Melusine abgestammt

sei. Geoffroy erfuhr nun zugleich von seinem Vater, daß sein Bruder, der Graf von Forst, ihn zuerst dahin vermocht habe, die Melusina an einem Sonnabend zu belauschen und so sein theures Gelübde zu brechen, worauf Geoffroy einen hohen Eid schwur, daß der Graf von Forst dafür sterben solle. Ritt auch eilig hinweg, und Reymund blieb in größter Betrübniß zurück, daß sein Sohn Geoffroy wieder eine neue Missethat begehn wollte.

Geoffroy kam bald vor dem Schlosse des Grafen von Forst an, er stieg sogleich von seinem Pferde und ging in das Schloß hinein, ohne daß ihn einer gewahr wurde, worauf er in den Saal kam, wo sein Vetter war. So wie ihn Geoffroy sah, schrie er ihn ungestüm an und zog sein Schwert: Bösewicht, Du mußt hier Dein Leben lassen, weil ich durch Dich meine Mutter verloren habe. Der Graf war sich wohl bewußt, was er gethan hatte, erschrak also und wollte ihm entfliehen, sprang auch zum Fenster hinaus, fiel aber auf die harten Felsen und war todt. So hatte Geoffroy das Unrecht gerochen, welches jener an seiner Mutter verübt hatte. Zugleich kam dadurch die Grafschaft an seinen jüngern Bruder Reymund.

Sein Vater hörte den Tod seines Bruders, und grämte sich sehr, daß sein Sohn von neuem eine solche Missethat begangen hatte; er nahm sich vor, nicht mehr zu regieren, sondern nach Rom zu wallfahrten, seiner Sünden wegen Buße zu thun, sich alsdann von der Welt abzusondern, in ein Kloster zu gehn und dort sein bekümmertes Leben zu beschließen. Geoffroy kam zurück, und sah die große Traurigkeit seines Vaters, fiel auf seine Kniee, bekannte seine Missethaten und bat

um seines Vaters Vergebung. Reymund verzieh ihm und ertheilte ihm seinen Segen, worauf er zu ihm agte: doch, mein Sohn, mußt Du vor allen Dingen das Kloster Malliers wieder auferbauen, und mehr Mönche darein setzen und stiften, als vorher gewesen sind, sonst kann Dir Deine Schuld nicht verziehn werden. Welches Geoffroy versprach und sich Reymund darauf zu seiner Reise nach Rom rüstete; doch berief er noch vorher alle Vasallen und ließ sie seinem Sohne Geoffroy huldigen. Darauf schied Reymund auch von seinen übrigen Kindern, setzte sich zu Schiffe und fuhr nach Rom.

Geoffroy baute indessen das Kloster Malliers wieder auf und machte es schöner, als es zuvor gewesen war, stiftete auch mehr Mönche zum Gottesdienst, worüber sich alles Volk im Lande sehr verwunderte, daß er das Kloster erst verbrannt hatte und nun wieder so herrlich neu errichtete.

Reymund kam in Rom an und beichtete vor dem allerheiligsten Vater Pabst, welcher ihm eine gelinde Buße auferlegte. Dann nahm er Abschied, nachdem er dem Pabste vorher gesagt, er wolle nach unsrer lieben Frauen zu Montserrate in Arragonien gehn, und dort ein Einsiedler werden, weil daselbst ein schöner Gottesdienst sei. Er kam in Montserrate an, ließ sich Kleider eines Einsiedlers machen und diente allhier Gott in strenger Andacht und vielen Bußübungen.

Geoffroy reiste nun auch nach Rom, um seine Buße vor dem allerheiligsten Vater abzulegen, auch zugleich von ihm zu erfahren, wo sein Vater Reymund geblieben sei, welcher nicht wieder kam. Der Pabst berich-

tete ihm: daß sein Vater zu Montserrate, im Gebirge, ein Einsiedler geworden; dabei legte er ihm eine harte Buße auf, weil er so schwere Missethaten begangen hatte, verordnete auch: daß er im Kloster Malliers hundert und zwanzig Mönche einsetzen und stiften müsse, wenn er für seine Sünden Vergebung von Gott erlangen wolle. Geoffroy versprach alles zu thun, ließ sich die Absolution ertheilen und reiste hierauf ab, um seinen alten betrübten Vater in der Einsiedelei im fernen, seltsamen Gebirge zu Montserrate aufzusuchen.

Geoffroy reiste zu seinem Vater, um ihn zu bewegen, in die Welt zurück zu kehren, aber der alte Reymund wollte in seiner Einsiedelei bleiben, und so schied Geoffroy ungern von ihm, nachdem er einige Tage bei ihm gewesen, und seinen Gottesdienst mit angesehn hatte. Es währte nicht lange, so fühlte sich Reymund zum Tode matt, darum kam Geoffroy noch einmal zu ihm, wartete sein Ende ab und ließ ihn dann herrlich und mit großem Gepränge zur Erden bestatten. Nachher machte Geoffroy das Kloster Malliers zu dem schönsten im Lande und setzte auch die Anzahl Mönche hinein, die ihm der Pabst vorgeschrieben hatte.

Im Königreiche Armenien hatte Gyot indessen lange regiert, war alt geworden und hatte nach seinem Tode das Reich seinem jungen und tapfern Sohne hinterlassen, welcher auch Gyot genannt wurde.

Ein steil und hohes Schloß
Lag in demselben Land,
Und drinnen Schätze groß
Wie jedermann bekannt.

Im Schloß war ein Gesichte,
Gar schön und wundersam,
Das manchem armen Wichte
Zu Leid und Unheil kam.

Wer gern die Schätze wollte,
Die auf dem Schloß da lagen
Von Gold und Stein, der sollte
Ein seltsam Ding drum wagen.

Ein Sperber saß wohl dorten,
Den er bewachen soll,
An einsam hohen Orten
Drei Tag und Nächte wohl.

Und keiner durfte schlafen
Bei Tag' und in der Nacht,
Sonst folgten harte Strafen,
Daß er so schlecht gewacht.

Wem dieses mocht gelingen,
Der konnte wohl begehren,
Von allen seltnen Dingen,
Man mußte sie gewähren.

Beim Sperber war in Ehren
Ein trefflich schönes Weib,
Konnt einer all's begehren,
Nicht ihren schönen Leib.

Gyot, der junge König
Rüst sich im kecken Muth,
Er dünkte sich nicht wenig
Zum Abentheuer gut.

Er sprach zu sich im Herzen:
Gelingt der Zeitvertreib,
So fodr' ich ohne Scherzen
Doch nur das edle Weib.

Zog aus mit vielen Leuten
Und mit Gefolge groß,
Da sahen sie von weiten
Das wunderſame Schloß.

Auf grüner Wieſe milde
Ließ er die Diener ſein,
Und ging mit Schwert und Schilde
Keck in's Burgthor hinein.

Da kam ein alter Mann,
Gar klein und krumm und bleich,
War ſchneeweiß angethan,
Sein Bart war licht zugleich.

Der ſprach: was ſucht ihr hier?
Still blieb der König ſtehen,
Und ſprach: ich komme ſchier
Um die Geſicht' zu ſehen.

Der Alte ernſthaft ſprach:
Kommt ihr zu dieſen Dingen,
So folgt mir kecklich nach
Will euch zu ihnen bringen.

Der Alte ging voraus,
Der junge hinterdrein,
Sie treten in das Haus
Und in den Saal hinein.

Es glänzt der Saal von Pracht,
Von Gold und Edelstein,
Wo ihm entgegen lacht
Der grün' und rothe Schein.

Es war im schönen Zimmer
Von tausend Farben Glanz
Wie nur ein einzger Schimmer,
Es war ein Kleinod ganz.

Der König sprach: zu Hause,
Hab' ich viel Säle licht,
Doch gegen diese Klause
Ist alles nur ein Wicht.

Auf einer güldnen Stangen
Sah er den Sperber dann:
Tragt ihr nun noch Verlangen,
So sprach der alte Mann,

Das Abentheu'r zu wagen,
Der Sperber sitzet hie,
In Nächten und drei Tagen,
Dürfet ihr schlafen nie.

Könnt ihr nicht Schlaf vertreiben,
Und euch erhalten wach,
So müßt ihr allhier bleiben
Bis an den jüngsten Tag.

Doch könnt ihr es vollbringen
So steht euch dafür frei,
Zu nehmen von den Dingen,
Was es auch immer sei.

Doch eins ist untersaget,
Das ist der Fürstin Leib:
Nun geht mein Herr und waget
Den edlen Zeitvertreib.

Der König sprach: ich habe
Zum Wachen mich gestellt,
Ich bitte um die Gabe,
Die meistens mir gefällt.

Er dacht' in seinem Sinne
Nur an das schöne Weib,
Und wenn ich die gewinne,
Bitt' ich um ihren Leib.

Der Alte ging zurücke,
Es blieb der Junge da,
Und wagte nun sein Glücke,
Er blieb dem Sperber nah.

Er schaut bei Tag wie Nachte,
Nur diesen Sperber an,
Und unermüdet wachte
Der übermüth'ge Mann.

Nie ward es Nacht und dunkel
Beim Sperber im Kastell,
So glänzte der Karfunkel
Roth durch die Zimmer hell.

Darzu erklangen schöne
Gesänge durch den Saal,
Es sangen in die Töne
Auch Vögel drein zumal.

Und Speise war zugegen
Und auch der süße Wein;
Nur durft' er sich nicht legen,
Mußt' immer wachend sein.

Noch waren viele Zimmer,
In die ging er hinein,
In allen glänzt der Schimmer
Von Gold und Edelstein.

Gold waren alle Wände
Und bunte Blumen drauf,
Es rankten aller Ende
Sich Zweig' und Kränz' hinauf.

Und Rubin und Smaragden,
Demant und auch Sapphir
Sah man erschimmernd prachten,
Als Blumen herrlich hier.

Auch war in Farben schöne
Dort in dem Glanz und Schein,
Die sangen zarte Töne,
Wohl tausend Vögelein.

Auch Ritter abgebildet
Im wahren Conterfei,
Gehelmt und auch beschildet
Und wer ein jeder sei.

Darneben war geschrieben,
War keiner blieben wach,
Drum waren sie geblieben
Bis an den jüngsten Tag.

Drei andre Bilder ſtanden,
Von Rittern, und dabei
Die Schrift von welchen Landen
Und Namens jeder ſei.

Die hatten Tag und Nacht
Und ohne zu ermüden
Den Sperber wohl bewacht,
Drum waren ſie geſchieden.

Und hatten Gaben viele
Mit ſich hinweggenommen,
Gar mannlich bis zum Ziele,
Glücklich zurück gekommen.

Wie er dies all betrachtet,
Ging er zum Sperber wieder,
Den er drauf wohl beachtet,
Und ſtark ſind ſeine Glieder.

Drei Tage ſind vergangen,
Der vierte Morgen kam,
Worauf die Angſt und Bangen,
Sein Amt ein Ende nahm.

Mit lächelnden Geberden
Mit Schmuck in ſchöner Seide
Tritt nunmehr zu dem werthen
Im allerſchönſten Kleide

Die Fürſtin in den Saal,
Das überſchöne Weib,
Er ſieht der Augen Stral
Und ihren ſchlanken Leib.

Sie sprach: ein schön Gelingen
Hat euch das Glück beschеert,
Erwählt nun von den Dingen
Was euer Herz begehrt.

Der sah nur ihre Schöne
Und stand in sich entzückt,
Er sprach: das Ende kröne
Was mir so wohl geglückt.

Drum mag ich keine Steine,
Was frommte mir das Gold,
Ich wünsche nur das eine,
Das seid ihr Fürstin hold.

Drum will ich nichts begehren,
O wunderschönes Weib,
Doch sollt ihr mir gewähren
Den schlanken süßen Leib.

Mit zornigen Geberden,
Sprach drauf die Prinzessin:
Mein Leib kann euch nicht werden,
Wählt anderen Gewinn.

Der König sprach: an Schätzen,
An Edelstein und Gold,
Mag jeder sich ergötzen,
Ich hab' es nie gewollt.

Drum will ich keine Gabe,
Als nur den zarten Leib,
Ihr seid die schönste Habe,
O edles holdes Weib.

Sie sprach: ihr seid vermessen
Und redet wie ein Thor,
Habt alle Punkt vergessen,
Die man euch sagt' zuvor.

Verändert euren Sinn,
Kein Mann darf meine werden,
Ihr habt des nicht Gewinn,
So lang ihr lebt auf Erden.

Es schadet eurem Glücke,
Es schadet eurer Macht,
Drum kehrt, mein Freund, zurücke,
Seid witzig und bedacht.

Was ist die Weisheit nütze?
Verderben mag mein Leib,
Sprach jener drauf in Hitze,
Ich will euch, goldnes Weib.

Sie sprach: ihr habt gesprochen,
Und gleicht dem Reymund sehr,
Der auch den Schwur gebrochen,
Zu Kränkung seiner Ehr.

Ihr habt die Gab' verloren
Wie er das Weib verlor,
Er hatte falsch geschworen,
Ihr seid ein junger Thor.

Und was ich nunmehr sage,
Das trifft gewißlich ein,
Von heut soll Gram und Plage
Nur euer Erbtheil sein,

Dein Vater, Gyot hieß er,
War meiner Schwester Sohn,
Und als er starb, da ließ er
Dir seinen mächtgen Thron.

Der Schwestern waren drei,
Und Melusina eine,
Sie machte Reymund frei,
Und wurde drauf die seine.

Wir hatten uns verbündet,
Am Vater uns zu rächen
Und haben schwer gesündet,
Ich mag davon nicht sprechen.

Die Mutter hieß Persina,
Sie straft das Unterfangen,
Samstag's wird Melusina
Zu einer wüsten Schlangen.

Sie den Tag nie zu sehn
Hat Reymund ihr geschworen,
Er bricht den Eid, die Wehn
Sind da, sie geht verloren.

So sind wir alle drei
Gespenster für das Wüthen,
Ich muß im Schlosse frei
Den schönen Sperber hüten.

Die dritte ist Plantina,
Sie ward wie wir verflucht,
Wie ich und Melusina
Von Strafe heimgesucht.

Weil sie wie wir gewüthet,
Ist Arragon ihr Land,
Wo sie die Schätze hütet
Auf einen Berg gebannt.

Von unserm Stamme ihr
Habt euch nun schwer vergangen,
So daß euch für und für
Folgt Angst und Pein und Bangen.

Der König sah die Schöne,
In seinem jungen Muth
Hört er nicht ihre Töne,
Er fühlt nur seine Gluth.

Er schaut die zarten Glieder,
Den edlen schönen Bau,
Und ihn entzündet wieder
Das holde Bild der Frau.

Er springt und will sie fassen
Um ihren schlanken Leib,
Doch schnell muß er sie lassen,
Es schwand das süße Weib.

Gespenster stehn im Saal,
Die schlagen auf den dreisten
In wilder Wuth zumal
Mit ihren grimmen Fäusten.

Der König rief: Erbarmen,
Ihr schlagt mich ja zu todt!
Sie hörten nicht den Armen,
Und brachten ihn in Noth.

Sie stießen ihn wohl mächtig
Hinaus dann vor das Thor,
So daß er lag ohnmächtig
In bitterm Schmerz davor.

Halb todt schleicht zu den Seinen,
Der Fürst, im Antlitz bleich,
Die Herrn und Diener weinen,
Sie fragen ihn zugleich:

Ist euch bei Tag und Nacht,
Das schwere Amt gelungen?
Habt ihr dort gut gewacht,
Den großen Schatz errungen?

Er sprach: zu bösem Glück
Hatt' ich es unternommen,
Bin hin zum Schloß, zurück
Zu meinem Leid gekommen.

Er ging, sein Regiment
Nahm nun von Stund' an, ab,
Der Feind das Reich zertrennt,
Jung geht er in sein Grab.

Es hatte auch Perſina,
Im Arragoner Land
Die Tochter, hieß Plantina,
Auf einen Berg verbannt,

Die mußten ob Schätzen theuer
Dort wohnen und ſie hüten,
Und Wurm und Ungeheuer
Lief um den Berg mit Wüthen.

Es waren grauſe Schlangen,
Unthier und wilde Drachen,
Die trugen all Verlangen,
Die Schätze zu bewachen.

Es kamen viele Ritter,
Den'n nicht der Weg gelungen,
Sie wurden allſammt bitter
Von dem Gewürm verſchlungen.

So kam von Engelland
Auch einſt ein tapfrer Mann,
Er war als Freund verwandt
Dem herrlichen Triſtan,

Mitglied der Tafelrunde,
Von König Arturs Leuten,
Er wollt zu guter Stunde
Die reichen Schätz' erbeuten,

Mit Kraft und kühnem Muthe
Hinauf zum Berge gehen,
Er wollt' mit Leib und Blute
Das Abentheur beſtehen.

Der Bote ritt im Zagen
Mit ihm den Berg hinauf,
Allein im schnellen Jagen
Nahm er rückwärts den Lauf.

Der Degen blieb alleine
Und war in großer Noth,
Er sprach: ich seh das eine,
Das ist mein naher Tod.

Wo ich die Augen wende
Ist Dampf und wildes Wüthen
Und Würmer ohne Ende,
Die diesen Berg behüten.

Frisch auf und sei gerüstet,
Behalt den Muth, du Schwert,
Weil mich des Kampfs gelüstet,
Die Sache ist es werth.

So ging er ohne Zagen,
Ihm sprangen Würm entgegen,
Doch kein Thier durfte wagen
Zu stehn dem tapfern Degen.

Er schlägt sie alle nieder
Und dringt den Berg hinauf,
Es kommen andre wieder
Und sperren seinen Lauf.

Ein schmaler Pfad sich wandte
Zum steilen Berg hinan,
Wo manche wilde Bande
Bedroht den werthen Mann.

Er ging auf lauter Schlangen,
Auf Natter und Skorpion,
Er hat sich's unterfangen
Und spricht dem Grausal Hohn.

Schmal sind und steil die Wege,
Kaum Platz für seinen Schritt,
Weit hallen seine Schläge,
Laut klingt sein erzner Tritt.

Da woll'n zwei wilde Drachen,
Im Sprung her zu ihm dringen,
Der zahnbewehrte Rachen
Klafft weit, ihn zu verschlingen.

Es rasseln ihre Flügel,
Und scharf sind ihre Klauen,
Womit sie in den Hügel
Und harten Felsen hauen.

An seinem Schild sie klirren,
Nicht bebt der tapfre Mann,
Er läßt sich gar nicht irren
Und schreitet risch hinan.

Der Drachen Auge blicket
Ihn an mit rother Glut,
Doch bleibt sein Schwert gezücket,
Im Busen scharf der Muth.

Mit zwei gewaltgen Schlägen
Haut er die Häupter runter.
Drauf stößt der wackre Degen
Zum Abgrund sie hinunter.

Den Weg ging er nun weiter
Zum steilen Berg hinan,
Der wurde nirgends breiter
Nur enger wird die Bahn.

Ein Bär kam ihm entgegen
Gar groß und ungeheuer,
Auf engen Felsen-Wegen,
Ein schlimmes Abentheuer.

Der Bär hat scharfe Klauen,
Und ist im Grimme wild,
Die in den Harnisch hauen
Ihm zerren ab den Schild.

Der Ritter muß sich wehren,
Er kämpft mit Mannes Muth,
Er trifft das Maul des Bären,
Weit spritzt das dunkle Blut.

Der Bär aufbrüllt im Grimme
Und richtet sich empor,
Weit tönt die rauhe Stimme,
Er springt zum Ritter vor.

Der schreitet keck entgegen,
Und gab ihm manchen Schlag,
Bald vor dem kühnen Degen
Die große Tatze lag.

Der Bär thut auf ihn dringen
In allergrimmster Wuth,
Es mußte mit ihm ringen
Der edle Ritter gut.

Der Harnisch reißt und trennet
Sich ab dem Ritter werth,
Mit Schrecken das erkennet,
Verliert zugleich sein Schwert.

Der Dolch muß ihn bewehren,
Den nimmt er tapferlich
Und giebt damit dem Bären
Gar manchen scharfen Stich.

Worauf des Bären Stimme
Noch einmal brüllt empor,
Er zuckt in seinem Grimme,
Das Leben er verlor.

Der Held sucht seinen Degen,
Er faßt ihn freudig an,
Und höher steigt verwegen,
Der wunderkühne Mann.

Ein jeder Schritt war Kämpfen,
Streit jeder Athemzug,
Die Ungeheur zu dämpfen,
Fand er da Kampf genug.

Er hört ein fern Getöse
Und tritt beherzt hinzu,
Da hielt der Wurm, der böse
Im Schatten seine Ruh.

Vor einer Thür von Stahl,
Lag breit das schlimm Gewürm,
Drinn war der Schatz im Saal,
Der Wurm der letzte Schirm.

Er schlief, sein Athem brauset,
Er selber ein Gebirge,
Der Ritter steht, ihm grauset,
Tritt zu, daß er ihn würge.

So wie er schnarcht geht Feuer
Aus seinem offnen Schlund,
Es glänzt das Ungeheuer
Von vielen Farben bunt.

Die Zähne große Steine,
Den'n keine Waffen halten,
Die scharfbeklauten Beine,
Können wohl Felsen spalten.

Mit Brüllen thut er wachen
Und grimmt den Ritter an,
Sperrt seinen grausen Rachen
Thorweit dem tapfern Mann.

Das Schwert thut kühnlich blitzen,
Ihn schirmt das Schild zugleich,
Doch mag es ihm nicht nützen,
Das Thier fühlt keinen Streich.

Es faßt mit seinem Munde
Das Schwert im Augenblicke,
Zerbeißt es auch zur Stunde,
Speit wieder aus die Stücke.

Drauf schrie's, es bebt der Wald,
Und an den Mann sich drang,
Den es im Schlund alsbald
Mit leichter Müh verschlang.

Den Freunden bracht der Bote
Die Kund nach Engelland,
Von dieses Ritters Tode,
Der sich dem unterwand

Plantina zu erlösen,
Die auf dem Schlosse harrt,
Doch leider von dem bösen
Gewürm verschlungen ward.

Geoffroy erhielt von diesem Thiere, auch von dem Tode des Ritters aus Engelland Nachricht, wunderte

sich, daß es ein solches Ungeheuer in der Welt geben könne und nahm sich vor, es zu bekämpfen, und das wunderliche Abentheuer zu bestehn. Er rüstete sich, zog aus, ward aber unterwegs so gefährlich krank, daß ihm kein Arzt helfen mochte: als er dieses merkte, sagte er: ich habe zwei Riesen umgebracht, aber dieses wilde Thier wird meinem Schwert entgehen, will mich daher zu Gott wenden, und alle weltlichen Gedanken fahren lassen.

Legte sich hiemit auf sein Sterbebette, beichtete, machte sein Testament, bezahlte seine Schulden, und empfing alle Christliche Rechte, worauf der tapfre Mann selig und in dem Herrn verschied.

Dieses ist die Geschichte von der Melusina, die wohl recht ein Spiegel alles menschliches Glückes genannt werden kann.

König Rother.

Fragment.

1806.

König Rother zieht einer Jungfrau die Schuhe an.

In der Kammer ward es stille,
Da sprach die Königinne:
O weh, Fraue Herlind,
Wie groß meine Sorgen sind
Um den Herren Dietheriche,
Den hätt' ich sicherliche
Verstohlen gern gesehn,
Und möcht' es füglich geschehn
Um den tugendhaften Mann,
Fünf Ringe lustsam
Die möchte ein Bothe schier
Um mich verdienen,
Der den Held balde
Brächte zu meiner Kammer.
In Treuen sprach Herlind:
Ich will mich heben geschwind,
Ich geh zu der Herbergen sein,
Es bringe Schaden groß oder klein,
Doch pfleget er solcher Zucht
Daß wir seyn dürfen ohne Furcht.

Herlind ging balde
Zu einer Kammer
Und nahm ein theuerlich Gewand,
Wie manche Fraue hat,
Darin zierte sie den Leib,
Da ging das listige Weib
Zu dem Herrn Dietheriche.
Er empfing sie frommliche,
Viel nahe sie zu ihm saß,
Dem Recken sie in das Ohre sprach:
Dir entbietet holde Minne
Meine Frau, die Königinne,
Und ist dir mit Freundschaft unterthan,
Du sollt hin zu ihr gahn,
Dorten will die Magd
Dich selber wohl empfahn,
Nur um deine Ehre,
In allen Treuen Herre.
Du magst das wohl gewiß sein
An der Jungfrauen mein.
Also redete da Dietherich:
Fraue du versündigest dich
An mir elenden Manne,
Ich bin auch zu Kammern gegangen
Hievor da das mochte sein,
Warum spottest du mein?
Leider, so that man dem Armen ja,
Eure Fraue gedacht der Rede nie,
Hie sind so viele Herzogen
Und Fürsten in dem Hofe,
Daß ihr mit einem anderen Mann
Euren Scherz möchtet han,

Des hättet ihr minder Sünde,
Ihr verdienet die Abgründe
Daß ihr mich so thöricht wolltet han,
Ich bin ein so armer Mann,
Doch ehemals ich war
Daheim ein reicher Graf.

Herlinde sprach dem Herren zu,
Sie konnte ihre Rede wohl thun:
O nein, mein Herre Dietherich,
Nicht verdenke du also mich,
Ich habe dieses, weiß Gott, nicht gethan,
Mich hieß meine Fraue hieher gahn,
Es nimmt sie großes Wunder,
Daß du so manche Stunde
In diesem Hofe seiest gewest
Und sie doch niemals wolltest sehn,
Das ist doch selten nur gethan
Von einem so stattlichen Mann,
Nur verweist mir die Rede nicht,
Der Königinne wäre lieb
Welche Ehre dir geschehe
Wie du sie auch nie gesehn,
Wolltest du aber hingehn
So thätest du nichts übeles daran.

Dietherich zu der Frauen sprach:
(Er wuste wohl, daß es ihr Ernst war)
Hie sind so viele der Merker,
Wer behalten will seine Ehre
Der soll mit Klugheit gahn,
Es wähnet der elende Mann
Daß er nimmer so wohl thu,

Daß sie es alle für gut
Halten, die in dem Hofe sein;
Nun sage der Jungfrauen dein
Meinen Dienst, will sie ihn nehmen,
Ich mag sie jetzt nicht sehen
Vor der Helle des Tages,
Ich fürchte, daß es erschalle
Lästerlich uns Beiden,
So verbietet mir das Reiche
Constantin der Herre,
So muß ich immermehre
Flüchtig sein vor Rothere
Und mag mich nirgend erretten.

Herlind wollte von dannen gahn.
Der Herre bat sie da bestahn
Und hieß schnell seine Goldschmiede
Zween silberne Schuhe giessen,
Und zween von Golde.
Als er sie geben wollte
Da bat er Asprianen,
Daß sie nur zu einem Fuße kamen,
Daß er die beiden nehme
Und sie der Frauen gebe,
Und einen Mantel viel gut,
Zwölf Ringe Gold roth:
So soll man wohl belohnen
Einer Königinne Bothe.
Da sprang die frohliche
Von dem Herren Dietheriche.

Herlind kam balde
Zu ihrer Frauen Kammer

Und sagete ihr von dem Herren,
Er pflege seiner Ehren
Sehre fleißigliche:
Das wisset wahrliche,
Ihm ist die Huld des Königes lieb,
Er mag dich darum sehen nicht,
Weil es sich nicht will fügen,
Nun schaue an diese Schuhe,
Die gab mir der Held gut
Und that mir auch Liebes genug,
Und einen Mantel wohlgethan,
Wohl mir, daß ich je zu ihm kam,
Und zwölf Ringe die ich han
Die gab mir der Held lustsam,
Es mochte nie auf der Erden
Ein schönerer Ritter werden
Als Dietherich der Degen
Gott laß es mich erleben,
Ich gafft ihn an ohn' danken,
Daß ich mich des immer mag schämen.
Es scheint wohl, sprach die Königinne,
Daß ich nicht seliglich bin,
Nun er mich nicht will sehen
Magst du die Schuh mir geben,
Um des Herren Hulde,
Schnell ward der Kauf gethan,
Sie zog den goldenen an,
Dann nahm sie den silbernen Schuh,
Der ging an denselben Fuß.
O weh! Sprach die schöne Königinn
Wie wir nun gehöhnet sind,
Denn mit den Schuhen lustsam

Ist ein Missegriff gethan,
Ich bringe ihn nimmermehr an,
In Treuen du must zurücke gahn
Und bitten Dietheriche
Sehre gezogenliche,
Daß er dir den anderen Schuh gebe,
Und mich auch sehen wolle selber
Wenn er unter seinen Verwandten
Je gut Geschlecht gewanne.

O weh, sprach Herlind,
Wie doch der Schade nun ist
Fraue unser beiden,
Nun wisset es in Treuen
Sollt' ich immer Schande han
Ich muß wieder zurücke gahn.
Da hub die Fraue wohlgethan
Ihr Kleid lustsam
Hoch auf an die Knie,
Denn sie gedachte der Zucht nicht,
Frauelichen Ganges sie vergaß,
Wie schnelle sie über den Hof gelaufen was
Zu den Herren Dietheriche,
Er empfing sie frommliche
In allen den Geberden
Als wenn er sie nie gesehen,
Da wuste der Held wohlgethan
Warume sie zurücke kam.

Herlind sprach zu dem Herren:
Ich must immermehr
In Bothschäften gahn,
Mit dem Schuh ist Missegriff gethan,

Sie sind der Königinne
Gegeben um deinetwillen,
Noch sollten wir den einen haben,
Das heißt dich meine Frane mahnen,
Daß du ihr den andern Schuh wolltest geben,
Und sähest sie auch selber
Wenn du unter deinen Verwandten
Je gutes Geschlecht gewannst.
Ich thät' es gerne, sprach Dietherich
Nur die Kammerere die melden mich.
Nein, sprach Herlind,
Mit Freuden sie in dem Hofe sind,
Die Ritter schiessen den Schaft
Da ist großen Spieles Kraft,
Ich will hin vor dir gahn,
Nun nimm zween deiner Mann
Und hebe dich viel balde
Nach mir zu der Kammer,
Mit dem großen Schalle
Vermissen sie dein alle.
Herlind wollte von dannen gahn,
Da sprach der listige Mann:
Nun warte des Kammerers,
Ich will nach dem Schuhe fragen.
Schnelle kam Asprian,
Er sprach: O weh, was habe ich dir gethan,
Die Wege ich nicht erleiden mehr mag,
Du bemühest mich diesen ganzen Tag
Immer mit neuen Mähren,
Mehr als du sanst thatest, Herre,
Ihrer war hier ein großer Theil geschlagen,
Die haben die Knechte zu tragen,

Nimm nach deinem Gefallen,
Ich bringe sie dir alle.
Da nahm Asprian
Die anderen Schuhe lustsam,
Und einen Mantel sehr gut,
Und auch zwölf Armkränze roth,
Und gab alles der alten Bothin,
Da ging sie also verstohlen
Viel sehre fröhliche
Von dem Herren Dietheriche,
Und sagete auch schnelle
Ihrer Frauen liebe Mähre.
Des Mägdleins Schauen war sehnlich.
Sich berieth der Herre Dietherich
Mit Berther, dem alten Mann,
Wie es mit Fuge möchte gahn.
Verständig sprach der Herzoge:
An dem versammelten Hofe
Will ich machen großen Schall,
Der zieht die Leute überall,
So bemerket dich kein Mann.
Er hieß die Riesen ausgahn,
Selber bedeckt er sein Roß,
Sich hub der Laut da auf dem Hof,
Da führte der alte Jüngeling
Tausend Ritter in den Ring,
Widolt mit der Stangen
Fuhr her mit Klange
In aller der Geberde
Als ob er thöricht wäre,
Da überwarf sich Asprian,
Der war der Riesen Spielmann,

Grimme hin zwölf Klafter sprang,
So thaten die anderen alle mit sammt,
Er griff einen ungefügen Stein,
Daß von den Merkeren kein
Mann Dietherich vernahm,
Da sie begunnten umher gahn.
In deme Fenstere die junge Königinne stund,
Schnelle kam der Held jung
Ueber Hof gegangen.
Da ward er wohl empfangen
Mit zween Rittern herrlich,
Hin ging der Recke Dietherich,
Da wurde die Kammer aufgethan,
Darein ging der Held wohlgethan,
Den hieß die junge Königinn
Selber willkommen sein,
Und sprach was er dort gebôte
Daß sie das gerne thâten
Nach ihrer beider Ehren:
Ich habe dich gerne, Herre,
Um deine Biederkeit gesehn,
Und um etwas anderes ist es nicht geschehn,
Diese Schuhe lustsam
Die sollt du mir ziehen an.
Viel gerne, sprach Dietherich,
Nun ihr es geruhet an mich.
Der Herre zu ihren Füßen saß,
Viel schône seine Gebärde was,
Auf sein Bein satzte sie den Fuß,
Es wurde nie Fraue besser beschuht.
Da sprach der listige Mann:
Nun sage mir, Fraue lustsam

Mähre auf die Treue dein
So wie du Christin wolltest sein,
Dein hat nun gebeten mancher Mann,
Wenn es in deinem Willen sollte stahn
Welcher unter ihnen allen
Dir am besten gefalle.
Das saget er, da sprach die Fraue:
Viel ernstlicher im Treuen
Herre, auf die Seele mein,
So wahr ich getaufet bin,
Der aus allen Landen
Die theuren Wigande
Zu einander hiesse gahn,
So würde doch nie kein Mann
Der dein Genosse möchte sein,
Das nehm ich auf die Treue mein
Daß niemals eine Mutter gewann
Ein Kind also lustsam,
Darum mit Züchten Dietherich
Mag ich lieben und ehren dich,
Denn du bist in Tugenden ein ausgenommner Mann,
Sollte ich aber die Wahl han;
So nähm' ich einen Helden gut und stark
Dessen Bothen kommen her in dies Land,
Die noch hie leben
In meines Vaters Kerker,
Der ist geheissen Rother
Und sitzet westlich über Meer,
Ich will auch immer Jungfrau gahn
Mir werde denn der Held lustsam.
Als das Dietherich vernahm;

Da sprach der listige Mann:
Willt du Rother minnen,
Den will ich dir balde bringen,
Es lebet in der Welt kein Mann,
Der mir so Liebes hätte gethan,
Er minderte ofte meine Noth,
Das lohne ihm noch Gott,
Wir genossen fröhliche das Land
Und lebten fröliche mitsamt,
Er war mir immer gnädig und auch gut,
Es hat mich auch nie vertrieben der Held gut.
In Treuen, sprach die junge Königinn,
Ich verstehe nicht die Rede dein,
Dir ist Rother also lieb,
Er hat dich auch vertrieben nicht,
Von wannen du auch fähreſt Held stark,
Du bist ein Bothe hergesandt,
Dir ist des Königes Huld lieb,
Nun verheele mir die Rede nicht,
Was du mir heute wirst anzeigen,
Das will ich immer verschweigen
Bis an den jüngesten Tag.
Der Herre zu der Frauen sprach:
Nun stell' ich alle meine Ding
In Gottes Gnade und bei dir,
Ja, es steht dein Fuß
In Rotheres Schooß.
Die Fraue sehre erschrack,
Den Fuß sie aufzog
Und sprach zu Dietherich
Sehre freundlich:
Nun war ich doch nie so ungezogen,

Mich hat mein Uebermuth betrogen,
Daß ich meinen Fuß
Sazte in deinen Schooß,
Und bist du Rother so hehr
So möchte kein König nimmermehr
Bessere Tugend gewinnen,
Der ausgenommenen Dinge
Hast du von Meisterschaft List,
Welches Geschlechtes du aber auch bist,
Mein Herze sehnend,
Und hätte dich Gott nun hergesendet
Das wäre mir inniglicher lieb,
Aber ich mag dir doch vertrauen nicht
Du bescheinest mir denn die Wahrheit,
Und wär' es dann aller Welt leid
So räumte ich sicherliche
Mit dir das Reiche,
So ist es aber ungethan,
Doch lebet kein Mann
So schöne, den ich dafür nähme,
Wenn du der König Rother wärest.
Also redete da Dietherich,
Sein Gemüthe war sehre listig:
Nun hab' ich Freunde mehre,
An denen armen Herren
In dem Kerker,
Wann die mich sähen,
So möchtest du daran verstahn,
Daß ich dir wahr gesaget han.
In Treuen, sprach die Königinn,
Die erwerb' ich von dem Vater mein
Mit adelichem Sinne,

Daß ich sie aus gewinne,
Er giebet sie aber keinem Mann,
Er muß sie denn auf den Leib han,
Daß ihrer keiner entrinne,
Bis man sie wieder bringe
In den Kerker,
Wo sie waren in Nöthen.
Des antwortete da Dietherich:
Ich will sie nehmen über mich
Vor Constantine dem reichen
Morgen sicherliche
Wann er wird zu Hofe gahn.
Die Fraue also lustsam
Küßte den Herren,
Da schied er von dann mit Ehren
Aus von der Kammern
Zu der Herbergen balde,
So wie Berther das ersah,
Wie schnell der Ring zerlassen war.
Da sagete der Herre Dietherich
Die Mähre also wunniglich
Dem theuerlichen Herzogen,
Des begunnten sie beide Gott loben.
Die Jungfraue lag über Nacht
Daß sie in vielen Gedanken war,
Als es zu dem Tage kam,
Einen Stab sie nahm
Und kleidete sich in ein schwarz Gewand,
Als wollte sie pilgern über Land,
Eine Palme sie auf ihre Schulter nahm
Als wenn sie aus dem Lande wollte gahn,
So hob sie sich viel balde

Zu ihres Vaters Kammer
Und klopfete an das Thürlein.
Auf that da Constantin,
Als er das Mägdelein ansach
Wie listiglich sie zu ihm sprach:
Nun lebet wohl, Herr Vater mein,
Mutter, ihr sollt gesund sein;
Mir traumte in der Nacht
Es sende des hohen Gottes Gewalt
Seinen Bothen mir herab,
Ich muß in den Abgrund gahn
Mit lebendigem Leibe,
Daran ist gar kein Zweifel,
Dessen mag mich Niemand erwenden,
Ich will nun das Elende
Bauen immermehre
Zum Troste meiner Seele.
Traurig sprach da Constantin:
O nein, liebe Tochter mein,
Sage mir, was du wöllest,
Dich davon zu erlösen.
Vater, es bleibt immer gethan,
Mir würden denn die gefangenen Mann,
Die will ich kleiden und baden,
Daß sie Genade müssen haben
An ihrem armen Leibe
Etlicher Weile,
Ich begehre sie nur auf drei Tage,
Dann sollst du sie wieder haben
Zu deinem Kerker.
Constantin der edle
Sprach, daß er das gerne thäte,

Wenn sie einen Bürgen hätten,
Der die auf den Leib dürfte nehmen
Und sie ihm wieder möchte geben,
Daß ihrer keiner entrunne.
Da sprach die Magd, die junge:
Ich bitt' es heute so manchen Mann
Daß sie etlicher muß bestahn
Des Leib ist also tugendhaft
Deme du sie mit Ehren geben magst.
Da sprach Constantin:
Das thu ich gerne, Tochter mein.
Es war die Stunde
Nunmehr gekommen
Daß Constantin zu Tische ging,
Dietherich nicht unterließ
Er kam mit seinen Mannen
Vor den König gegangen.
Da man das Wasser nahm
Die Jungfraue lustsam
Ging um den Tisch flehend
Mit heissen Thränen,
Ob sie jemand so liebes hätte gethan,
Der die gefangnen Mann
Auf den Leib durfte nehmen;
Ihr keiner durfte sie des gewähren.
Die Herzogen, die reichen,
Entzogen sich allgeleiche,
Bis sie zu dem Recken kam,
Mit dem der Rath war gethan.
Da sprach die Magd herrlich:
Nun gedenke, Held Diethrich,
Aller deiner Güte

Und hilf mir aus den Nöthen,
Nimm die Bothen auf dein Leben,
Die heisset dir der König geben,
Verzaget sind meines Vaters Mann,
Sie dürfen sich des nicht unterstahn,
Doch söll die Eitelkeit dein
Mit samt mir getheilet sein,
Daß ich der genieſſe,
Und wenn du's gerne lieſſest,
So erläst es dir nicht dein tugendhafter Muth,
Du sollst mir das gewähren Held gut.
Gerne, sprach Dietherich,
Was Du geruhest an mich
Das gehe mir nur an meinen Leib,
Doch werde ich dein Bürge schönes Weib.
Die Bothen gab da Constantin
Dietheriche auf den Leib sein,
Der Herre sie da übernahm,
Da folgeten ihm des Königes Mann
Zu dem Kerker,
Wo sie waren mit Nöthen,
Die elend Verhaften
Lagen in Unkräften
Und lebeten erbärmliche.
Berther der reiche
Stund und weinete,
Da er den Schall erhörete.
Den Kerker man aufbrach,
Darein schien da der Tag,
Schnelle kam ihnen das Licht,
Des waren sie gewöhnet nicht.
Erwin war der erste Mann

Der aus dem Kerker kam,
As ihn der Vater ansah,
Wie groß seine Herzens-Reue war,
Herum er sich kehrte
Und rang seine Hände,
Er durfte nicht weinen
Und war ihm doch nie so leide
Seit ihn seine Mutter trug.
Erwin der Held gut
War von dem Leibe gethan,
So wie mit Recht ein armer Mann.
Sie nahmen die Grafen zwölfe
Her aus dem Kerker,
Und jegelich seine Mann,
Die Ritter sonst so lustsam,
Sie waren beschmutzt und schwarz,
Von großen Nöthen bleich gefarbt,
Leopold der Meister
Der hatte keine Kleider
Als nur ein dünnes Schürzelein,
Das wand er um den Leib sein,
Da war der edele Mann
Zum Erbarmen gethan,
Zerschunden und zerschwellt.
Dietherich der gute Held
Stund traurig von Leide
Und wollte doch nicht weinen
Um die gefangnen Mann.
Berther der alte Mann
Ging allenthalben
Die Gefangnen betrachtend,
Da reuete ihn keiner hier

Wehr als seine schönen Kind.
Dietherich der Herre
Hieß die Bothen edel
Führen zu den Herbergen sein,
Nur Leopold und Erwin
Die ließ man alleine gahn,
Zurücke blieb kein Mann.
Da sprach Erwin der edle:
Leopold, traut Herre,
Sahst du einen grauen Mann
Mit dem schönen Barte stahn,
Der mich beschauete
Und viel trauerte?
Herum er sich kehrte
Und rang seine Hände,
Er durfte nicht weinen
Und war ihm doch wie so leide;
Vielleicht daß Gott der gute
Durch seine Barmunge
Ein groß Zeichen will begahn,
Daß wir kommen von dannen.
Das ist wahr, Bruder mein,
Es mag wohl unser Vater sein.
Da lacheten sie beide
Von Freuden und von Leide.
Die elenden Gäste
Waren frei nicht länger
Bis an den anderen Tag.
Die Jungfraue ihren Vater bat
Daß er sie dahin gehen liesse
Sie wollte ihnen selber dienen.
Urlaub ihr der König gab,

Wie schnelle sie über den Hof hintrat,
Zu dem Herren Dietheriche.
Da hieß man allzugleiche
Die fremden Ritter ausgahn,
Darinne blieb kein Mann
Als der Bothen Magen,
Die über Meer waren gefahren.
Denen gefangnen Mann
Legete man gut Gewand an
Und kleidete sie fleissigliche,
Das kam von Dietheriche,
Der Tisch war bereitet,
Berther der reiche
War Truchsaße,
Die weile seine Kind aßen.
Als nun die Herren saßen,
Ihres Leides ein Theil vergaßen,
Da nahm der Recke Dietherich
Eine Harfe, die war herrlich,
Und schlich hinter den Umhang,
Wie schnell eine Weise daraus klang.
Wellicher begunnte trinken,
Dem begunnt' es nieder sinken,
Daß er's auf den Tisch vergoß, welcher aber schnitt das Brod,
Dem entfiel das Messer durch Noth,
Sie wurden vor Freuden sinnelos,
Wie mancher sein Trauern verlohr.
Sie saßen alle und hörten
Woher das Spiel zu ihnen kehrte.
Laute die eine Weise klang,
Leopold über den Tisch sprang

Und der Grafe Erwin,
Sie hieſſen ihn willekommen ſein
Den reichen Harfner
Und küßten ihn ſehr.
Wie rechte die Fraue da ſah,
Daß es der König Rother war.

Der erste Akt
des
Schauspiels:
das Donauweib.

1808.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

(Saal.)

Herzbold tritt mit Chriſtoph und andern Dienern auf.

Herzbold.

Nun rührt Euch, rührt Euch, daß es einmal wird,
Der Junker ſchilt, daß Ihr ſo lange trenteln.

Erſter Diener.

Man kann nicht hier und allenthalben ſein.

Herzbold.

Ich will Dir Beine machen, Tagedieb!
Und nichts vergeſſen, was zum Putz gehört,
Geſchirre für die Pferde, denn zur Hochzeit gehn wir;
Ich muß nachher nach allem ſelber ſehn.

Diener ab.

Chriſtoph.

Er thut ſo groß, und wenn nun endlich alles
In Ordnung iſt, wird's erſt an Euch gebrechen.

Herzbold.

Aus Dampf! Du klug Dich Dünkter! Meiſter Chriſtoph! —

Hast Recht; geh fort, mein Sohn, pass' auf: zum Glück
Hat keiner von den Schlingeln Dich gehört. —

Christoph ab, Jakob tritt auf.

Da kommt mein lieber Kellermeister her;
Freund Jakob, habt Ihr noch ein Glas vom Guten?

Jakob.

Da, trink, wir steigen wohl nachher zum Keller,
Noch zum Valet den Unger zu versuchen. —
Doch warum nun so schnell, warum nicht lieber
Noch etwas Ruhe? Ein'ge Tage später
Würd' ihm das Herz nicht abgestoßen haben.

Herzbold.

Du kennst ja wohl die Jugend, alter Graubart,
Das treibt, das ängstet sich, zu eng ist's ihm,
Er denkt, er träumt, er athmet nur die Braut;
Da hat er sich im Krieg etwas getummelt,
Sich hie und da von Böhm'schen Schwertern Hiebe
Geholt, die Trennung von dem Vaterlande
Hat nun die Gluth im Herzen mehr geschürt, —
Je nun, da's sein soll, ist es gut, recht bald:
Er ist und bleibt doch ein verdorbner Mensch.

Jakob.

Wie so?

Herzbold.

Was nützt dem Rittersmann das Weib?
Er ist entzwei gebrochen, unbrauchbar,
Wie die geknickte Lanze, hin der Muth,
Die Jugendfrische: nein, ich dacht' es nicht,
Daß er so bald des eignen Glückes satt sei;
Da rennt er in sein Joch; ade nun Schwert

Und Lanze, Abentheuer, Krieg und Jagd,
Nun hängt er an dem Halse seines Weibes,
Verzehrt sein Leben in langweil'gen Mauern,
Zeugt fromme Kinder und erzieht sie still,
Küßt eins und putzt dem andern seine Nase,
Lehrt sie Gebete und moral'sche Flausen,
Dünkt sich so wichtig wie der Großsultan,
Wenn er dem ruft: stich dich nicht mit dem Messer!
Im Gotteswillen Kaspar, Konrad, fallt
Vom Schemel nicht! Franz, du liegst ja im Quark! —
Verflucht die matte, freudenleere Trägheit,
Die sanfte Zärtlichkeit, die recht im Mark,
Im Innersten des Mannes zehrt, mit Wehmuth
Und Leid und Liebe ihm sein Herz zerfrißt!

Jakob.

Nun, nun, es hat die Ehe auch ihr Gutes,
Dächt' jeder so wie Du, die Welt stürb' aus.

Herzbold.

Warum denn das? Ich hasse nicht die Weiber.
Da draus im Orient hab' ich's wohl gesehn,
Wie man sie halten muß; was Leben heißt.
Der Mah'med, sonst vielleicht ein böser Schelm,
Hat hierin doch das Wahre recht getroffen;
Da haben sie drei, vier der schmucken Weiber,
Und Sklavinnen, so viel nur jeder mag,
Die sitzen all und warten auf den Herrn,
Und muckſen nicht, und sprechen in nichts mit;
Da macht er seine Runde, bald zur braunen,
Zur weißen dann, zur dicken und zur schlanken
Trägt er sein Herz, und jede bleibt ihm neu;
Doch ein' und immer ein, das taugt nichts, Freunde;

Dann weiß auch so ein Türk nichts vom Erziehn
Und Kindern, das wächst auf wie junge Böcke,
Und hat er mal die Laun', so pfeift er nur,
Da springen zwölf ihm an den Vaterhals.

Jakob.

Du bleibst ein wilder Kauz, Freund.

Herzbold.

Was da, wild!
Du zahmes Huhn! komm in den Keller jetzt,
Da taugst Du was, da nur bist Du zu Hause,
Das Bischen hier hat mir App'tit gemacht;
Nachher hab' ich zu thun, ist doch des Teufels
Gepäck und Flitterstaat, und fehlt dann was,
So fällt doch alle Schuld auf mich. Komm' nur,
Ich höre schon den jungen gnäd'gen Herrn,
Duck' unter! schnell! daß mir nicht Redensarten,
Verliebter Unsinn in den Hals gerathen.

Beide ab.

Albrecht und Ulrich treten herein.

Albrecht.

So bist Du wieder da? Ich halte Dich
Und meine Hedewig im Arm, die Liebe
Und holde Freundschaft; ist dann noch ein Wunsch
In diesem Leben übrig? Mögen andre suchen
Nach fernem Glück, nach Reichthum und nach Ruhm,
Mir ward hier alles, alles ist geendigt,
Wonach wohl sonst in kind'schen Jugendträumen
Des Herzens Arme griffen, und nun fängt
Der Frühling meines neuen Lebens an.

Ulrich.

Beglückter Freund, der Du vom Himmel selbst
Dein Loos als freundliches Geschenk empfingst,
Der Du zu sagen weißt: dies wollt' ich haben!
Und dem nun ungetrübt ward, was er wollte.
Nicht finstre Tage, Sorge nicht, nicht Kummer,
Kein Vorwurf Deines Herzens, noch Gewalt
hat Dir Dein Glück im schweren Kampf errungen,
Nichts trübt den Glanz des Kleinods; wie ein Lächeln
Geht Dir die Zeit vorüber. O mein Albrecht,
Wär' ich rein, so froh, so einfach doch
Im Leben nur wie Du, in allen Wünschen!
Doch fernhin dehnt sich ungewisse Zukunft,
Ich spiele mit Verzweifeln und mit Hoffen,
Die Liebe scherzt mit losem leichten Finger
Auf allen Saiten meines Herzens, oft
Tönt Wahnsinn aus der Tiefe, fremde Räthsel
Erzeugen sich wie Wolkenbilder, fliehend
Ist Sonnenschein und Nacht im irren Wechsel.

Albrecht.

Kann denn der Dichter wohl das Leben haschen?
Ist etwas ihm ein Wahres? Soll sein Träumen,
Das ihm die Nacht und die Gestirne senden,
Des Wahnsinns leichtes goldenes Gespinnst,
Das Liebe von der raschen Spindel dreht,
Dem Ird'schen weichen? O beglückter Freund,
Wer hat die Wahrheit? Wer besitzt das Leben?
Entweder greifen wir mit Wünschen weit aus,
Und finden niemals, niemals was wir suchten,
Oder beschränken uns einfach in Demuth,
Und wollen nicht was uns unmöglich ist,

Empfangen, wie der Bettler, auch mit Dank
Die karge Gabe, träumen nur von Glück,
Darben in Gegenwart, vergessen was
Vergangen, denken nur gering von Zukunft,
Und sterben so gleichgültig hin, uns selbst
Vergessend.

Ulrich.

Das kannst Du nicht sagen,
Du machst es wie der Reiche, der sich arm stellt,
Um seinen Reichthum mehr nur zu empfinden,
Und andre daran prahlend zu erinnern:
Du liebst und wirst geliebt; die schönste Braut
Harrt Dein in Sehnsucht, Du bist jung, wie sie —

Albrecht.

Was mehr als alles, sie ist meine erste
Und einz'ge Liebe: Freund, ich lästerte
Den Himmel, denn mein Leben ist der Himmel:
Ich fühl' es ja, aus Tausenden erlesen
Und hoch beglückt bin ich, der Kette los
Armsel'ger Aengstlichkeit, die alle fesselt;
In Glück ward nun der Böhmenkrieg geendigt,
Mit Ruhm zwar nicht gekränzet, doch geehrt,
Geliebt von meinem Fürsten kehr' ich heim,
Nun heim zu ihr, die ich seit zweien Jahren
Nicht sah. Wie sie wird anders sein,
Wie jungfräulich, wie sich bewußt der Liebe,
Die in ihr schlief im schönsten Himmelsbette
Und Lächeln träumte; wie mir Engel sehen
Im Schlaf zuweilen, Unschuld halb, halb Schalkheit,
Daß sich die rosenrothen Lippen fragen,
Was sie denn meinen? Und die klaren Augen,

Die sanften Geisterbrunnen, denen Gruß
Und Blick entsteigen, wie die holden Feen
Aus ihrem Bad die schönen Glieder heben!
O Liebste! Und Du Liebster! Jugendfreund!
Du meine Seele! laß uns Lieder singen
Durch alle grünen Thäler lustberauscht.

Ulrich.

Wer ganz beglückt, wie Du, wird nimmer dichten.
Die Liebe gab mir freilich das Geschoß
Des Reims und süßen Tons, doch nur im Unglück:
Ruht' ich an ihrer Brust, in sel'ger Ruhe,
Im Kuß wollt' ich die Melodie auslöschen,
Die jetzt aus meinem Herzen zehrend brennt.

Albrecht.

Doch sollst Du mir oft Deine Lieder singen,
Denn keiner liebt sie so als ich, es spiegelt
Mein Herz sich drein, und alles, was ich je
Versucht, war doch nur schwacher Widerhall
Von Deinem Ton. Weißt Du, wie ich einst sang?
O Augen! wohin führen mich die süßen Scheine?
Ich meine, daß ich nur zu büßen ein muß saugen
Der Augen lieblich Grüßen; wie ich freudig weine
Und mich der Deine fühl' im Küssen, fragen mich die Augen
Mit sanftem Schimmer: wird auch immer dieses Glück mir lachen?
Sie machen,
Daß die Freuden Leiden gleich mir sind: —
O liebstes Kind,
Laß dieses Fragen, sagen kann ich's nie und weint' ich mich auch blind.

Herzbold tritt taumelnd herein.

Herzbold.

Die Pferd' sind da und stampfen ungeduldig.
Wird's bald, Herr Ritter? Erst die Angst und Noth:
Mach schnell, und: eile Dich! ei, spute Dich!
Und wenn nun alles da und fix und fertig —

Albrecht.

Geh nur voran, gleich schwingen wir uns auf. —
Komm, Liebster! nun dem schönsten Glück entgegen,
Umarme mich noch einmal: Du bist mein,
Ich fühl' in mir des Himmels reinsten Segen,
Und trete in des Paradieses Schein.

Sie gehn ab.

Zweite Scene.

(Am Strom.)

Hans und Peter.

Hans.

Die Arbeit wird Dir wieder sauer, nun die Sonne ein wenig scheint. Das reckt und dehnt die faulen Glieder und kann nicht aus der Stelle.

Peter.

Wir haben aber auch noch wenig gefangen, es ist heut ein unglücklicher Tag.

Hans.

Weißt Du, Schlingel, warum es ein unglücklicher Tag ist? Weil Du die Sinne nicht beisammen hast,

weil Du nichts als die Grethe denkst und siehst; die Fische könnten zu Hunderten kommen, und Du würdest sie mit Deinen Kalbsaugen nicht einmal gewahr werden. Wie wird es mit der Hochzeit dort oben aussehn, wenn wir keine Fische liefern.

Peter.

Ihr sprecht von der Hochzeit. Wann wird sie denn sein?

Hans.

Je nu, morgen oder übermorgen; was schiert's mich weiter?

Peter.

Ach, ich dank' Euch, lieber Vater, daß Ihr endlich Euer Einwilligung gegeben habt.

Hans.

Talk! Talk! was spricht der Lümmel? Kannst die Ohren nicht aufthun? Von Deiner Hochzeit ist Gottlob noch nicht die Rede. Von des Fräuleins Ehrentage, vom alten Grafen da droben. Nein, so lange ich lebe, oder der alte Müller, der krauskopfige Brand, kann aus der Sache nichts werden. — Die Sonne kommt schon über die Berge, fing und breite die Netze aus.

Peter.

Es war einmal ein Junggesell,
Der thät hin fischen gehn,
Die Wasser schienen klar und hell,
Die Sonne gar so schön,
Er schaut wohl in die nasse Fluth,
Er denkt an sie und klagt und fühlt den Liebes-Muth.

Und willst Du mich mit Netzen fehlen?
So singt es aus dem Fluß:
Zum Liebsten wollt' ich Dich erwählen,
Komm her, komm her zum Kuß!
Er zieht das Netz mit großer Pein,
Und schau! da zappelt und lacht die Liebste drein.

Da fällt sie ihm an seinen Mund,
Und halst und drückt ihn sehr,
Da war er froh und ganz gesund,
Und klagte nimmer mehr,
Sankt' Peter segnet' ihm den Zug,
Er hat mit seinem lieben Fisch der Lust und Freude überg'nug.

Hans.

Alberner Junge, nichts als skandalöse unvernünftige Lieder hat er im Kopf! — Die Netze da oben müssen in den Strom gezogen werden; komm hinunter in den Kahn. — Man hört Jagdhörner. — Da jagen sie schon so früh im Walde.

Peter.

Die haben's besser, als wir, und wie herrlich das Horn die Felswand hinab klingt und widerhallt, ich wette, daß sie es unten in der Mühle hören. Heut Abend darf ich doch in die Mühle?

Hans.

Komm, Hasenfuß, Liebesnarr, Dummkopf! der Donaustrom könnte Dir wohl unter den Beinen weglaufen, und Du würdest es doch nicht gewahr werden. —

Beide ab.

Christoph (kommt zurück).

Wo mein Herr nur geblieben ist, und die ganze Gesellschaft. Den tollen Herzbold hab' ich sehn vom Pferde fallen, aber ich konnt' ihn nicht erwecken. (Er bläst.) Sie müssen sich doch zusammen finden. Das heiß' ich Lust und Liebe zur Jagd, daß man die Bären nicht in Ruhe lassen kann, wenn man zur Hochzeit reitet. Hölla! (Er bläst.) Da oben ragt schon den Wald das alte Felsenschloß herüber; je nun, ich kann den Weg ohne sie, sie können ihn ohne mich finden.

(Er bläst und geht in den Wald zurück.)

Albrecht,

aus dem Walde mit einem Jagdspieß.

Hier war das Blasen, doch ich sehe Niemand. —
Ha! seid gegrüßt, gegrüßt ihr alten Mauern,
Gesegnet seid da droben, liebe Steine,
Die mir mein Theuerstes, die sie umschließen!
Seh ich euch wieder nach so manchen Tagen?
Dort ist ihr Fenster, in der Sonne glänzend:
Nun schaut sie wohl hernieder, schaut die Donau
Und späht nach mir: oder sie geht im Gärtchen,
Pflückt Rosen, hebt sich auf den zarten Füßchen,
Beugt sich die Brustwehr über, weht, seufzt Albrecht!

Eine Stimme.

Albrecht!

Albrecht.

Wie, war es nicht, als wenn es aus dem Strome,
Vom Felsen drüben meinen Namen riefe?
Es war nicht ihre Stimme!

Gesang.

Auf Bergen nicht und nicht im Thal
Wohnt Liebesglück,

Von Thal und Bergen treibt die Quaal
Dich bald zurück,
Die Heimath weicht, die Ruhe flieht
Wie Sehnsucht dich in ihre weiten sanften Kreise zieht.

Albrecht.

Welch Tönen! Wasser, Berg und Wald erklingen,
Mein ganzes Herz hallt wieder, und dies Echo
Ruft laut im Innersten die Träume wach.
So tönt nicht ihre Stimme; nein, die Wölbung
Des Himmels und die Luft und Erd' und alles
Ein Zaubersang! O voller Donaustrom,
Du rauschest drein und jede Woge hüpft
In Wollust und Entzücken.

Gesang.

Sehnsucht hat ein Thor erbaut,
Drinnen lacht das Lachen, schmachten
Süße Blicke, die entgegen schaut
Der Kuß, die Arme die entgegen trachten,
O komm zum Schloß, auf Bergen nicht und nicht im grünen Thal,
O endlich, endlich komm zum trauten Kämmerlein einmal.

Albrecht.

Was weiß ich? Immer heller wird der Strom,
Als wollten Blumen alle Wellen werden,
Als strebte zu mir her das süße Wort,
Mit Flüstern es dem Herzen zu verkünden,
Was es entbehrt, und längst gesucht, gewünscht,
Und doch den Wunsch, sich selber nicht erkannte.

Gesang.

Rubinen glänzen in dem Saal,
Dir winkt das Hochzeitbette,
O küßt' ich dich ein einzigmal,
O daß ich dich in Armen hätte,
Dir in die lieben Augen tief zu sehn,
Und Kuß auf Kuß in Wollust zu vergehn.

Albrecht.

Ich will, ich muß hinweg, sie ist es nicht,
Ich kenne wohl die zarten Laute Hedewigs,
Das Schloß verbergen dort mir Wetterwolken,
Sie ziehn zum Felsen oben dicht und dichter.
O Hedwig! Will gehen.

Stimme.

Albrecht! Albrecht!

Albrecht.

Es ruft! Mich täuscht kein Irrthum. — Wer?
Hier bin ich! — Weit und breit kein Mensch —
Ich bin allein, einsam ein Klaggeschrei
Im Wald, die Felsen hallen wieder
Gebrochne Töne von der Woge, Grauen
Ergreift mich, greift durch Mark mir und Gebein.
Siglinde erscheint auf dem Wasser.
Welch Frauenbild dort lächelnd in der Fluth?
Die tiefen dunkeln Augen! Wehend weit
Ihr Schleier — und sie winkt — wo bin ich, Himmel?

Siglinde.

Albrecht! mein Albrecht! komm zu meinem Schlosse!

Albrecht.

Wohin?

Siglinde.

Tief unten, wo kein Neid Dich findet,
Kein Argwohn —

Albrecht.

Weh!

Siglinde.

Kein Ueberdruß, Ermatten.

Albrecht.

Zu Dir? — Siglinde versinkt.
Wo bleibst du Bild? Versank das Augenpaar?
Ward in der Fluth dies Lächeln ausgelöscht?
Spiegeln herauf nicht die Korallenlippen?
Jetzt will ich gehn, — wie mich das Wasser ruft —
Wie mich der Strom anschaut, wie heißbedrängt
Die Wellen meines Bluts die Wogen grüßen,
Und Kühlung, Kühlung suchen, — fort! O Hedwig! —
Bist du gestorben? du im Strom versunken?
Hinauf zum Wald! hinauf in ihre Arme!
Es donnert fern, — im Donner ihre Stimme,
Mein Herz erschütternd.

Siglinde schwebt auf dem Wasser, ein Kind in den Armen.

Siglinde.

O mein Albrecht!

Albrecht.

Wieder!

Siglinde.

Du gehst?

Albrecht.

Ein Kind, das winkt und nach mir greift,
Wie Gold die Locken.

Kind.

Willst mich nicht küssen, mit mir spielen, Vater?

Albrecht.

Welch Wort!

Siglinde.

Albrecht! Leb wohl! vergiß uns nicht! —

Versinken.

Albrecht.

Wie? Vater? — Albrecht schallt' es hier? — Wohin,
Wohin sind sie gekommen? Wo ist die Erde?
Wo bin ich denn? Mir wankt der Fuß,
Die Sinne schwindeln, alles läßt mich los
Und bricht und stürzt in, außer mir zusammen,
Und hülflos ich!

Ulrich kommt.

Ulrich.

Wo weilst Du, Freund? Schon lange such' ich Dich.

Albrecht.

Ha! Freund sagst Du? Mein Freund? Wie? War's nicht so?
Du bist mein Freund? Du willst mein Bruder sein?
Du lebst und bist mir nah? Ich kann Dich halten,
Und nimmer wirst Du in den Strom versinken,
Dich nimmt die Fluth nicht mit wie einen Gedanken,
Den wir nicht wieder finden, der nun fort ist,
Versanken, eingeschlungen in das Chaos,
Das in uns ruht?

Ulrich.

Was ist Dir, Liebster? Deine Augen glühen,
Die Wange brennt, was kammerst Du so ängstlich
Mich an?

Albrecht.

Und wie der Schleier wehte,
Als schon die Augen tief, tief eingesunken!

Ulrich.

Besinne Dich, Geliebter, fasse Dich;
Was widerfuhr Dir?

Albrecht.

Laß mich.

Ulrich.

Komm zum Schlosse,
Es harrt Dein die Geliebte.

Albrecht.

Laß mich, — nur sammeln, — nur —

Geht an das Wasser.

O holder Strom!
Ich weiß, — ich kenne dich, — nur gieb mir wieder
Mich selbst. —

Steht in tiefen Gedanken.

Ulrich.

Was kann ihm sein? So sah ich ihn noch nie.
Ist die Gesundheit unsers Leibes nur
Der Elemente Spiel, des Zufalls Gunst,
Und so des Geistes Kraft? — Wie starr er steht
Und in die Wogen schaut. — O mein Geliebter,
Du thust mir weh, besinne Dich, mein Albrecht.

Albrecht.

Bist Du hier, Ulrich? Kommst Du von der Jagd?
Ich suchte Dich.

Ulrich.

Schon lange weil' ich hier —

Albrecht.

Freund, nur Dir, nur Dir kann ich's vertraun,
em sonst? Nie darf es meine Hedwig wissen,
n! sie zuletzt! —
nnst Du es denken, träumen, ahnden nur —
ich weiß nicht, noch hab' ich meine Sprache
och wieder nicht gefunden, keine Worte. —
u weißt, Geliebtester, wie ich schon früh
eher zum Schlosse kam, als meine Eltern
estorben, kaum nur war ich funfzehn Jahr,
edwig um ein'ge Jahre jünger, froh
nd heiter floß mein spielend Leben hin,
ur Krieg und Ruhm war mein Gedanke, kühn
räumt' ich mich als der Abentheuer Helden. —
hun, — o vergieb, nur was Du weißt, erzähl' ich —
hun kam die Zeit, — o wonnevolle Tage,
ls ich in Hedwigs Blick war neu geboren,
em unschuldvollen Lächeln flohn die Träume,
ur Liebe dacht' ich: nun las ich die Bücher,
ie unsre deutschen Meister einst gedichtet,
hun sang ich Liebesreime, ruhte nicht
is ich Dich kennen lernte, — meine Jugend
erknüpfte sich der Deinen, Du mein Freund,
ein Bruder ich — drei Jahr verschwanden so —
rauf —

Ulrich.

Du zögerst jetzt, o sprich, Geliebter.

Albrecht.

rauf, o mein Freund, was ist der schwache Mensch? —
on Liebe trunken, in des Frühlings Bäthe,
ls Blumen auf die üpp'ge Flur gegossen,

Als so wie jetzt die Nachtigall zerfloß
In Liebesklagen und den Hain mit Feuer
Und schmelzendem Gesang durchrieselte, —
Hier, eben hier, als eben so die Donau
Erklang, den Busen voll von Liebesfeuer, —
Schon hatten wir die Sehnsucht uns gestanden,
Schon hatt' ich ihren süßen Kuß gekostet, —
Da führte mich mein Glück, mein Unstern, Schicksal,
An dieses Ufer, und ein Lied zu dichten
Schaut' ich die Fluth mit brünstgen Augen an, —
Ich bog hier um die Felsenecke, — Augen!
Was saht ihr? Glanz und Licht die Blumen all,
Ein Frauenbild, wie aus dem Himmel selbst,
So groß, so klar und leuchtend, saß in Schöne,
In übermenschlicher, an diesem Stein,
Vom reichen leuchtenden Gewand umflossen, —
Sie redete mich an, — ich nahm die Hand
Die zarte, sah den üpp'gen weißen Busen,
Mein Auge wurzelte auf ihren Lippen, —
Im Walde waren wir, in eine Hütte
Eintretend schwand mir rings die weite Welt
In ihren Armen, und zum erstenmal
Lernt' ich des Weibes hohe Schönheit kennen,
Und trank zum erstenmal den Rausch des Wahnsinns
Wild aus dem Wollustbecher, alles Holde
Und Schauerliche, Mährchen, Sehnsucht, Wonne,
Zog Feind und Freund bunthin durch mein Gemüth
Ich kam zum Schloß zurück, noch klang der Wald,
Das Wasser rauschte noch, die Stimme tönte
Empfindlich rührend noch im Ohr; ich mied mit Angst
Die Blicke Hedwigs, — drauf flucht' ich bald alles
Was mir geschehen, zu vergessen, wagte

n sprechen, sie zu küssen, anzublicken,
nd aus der Unschuld blauen Kinderaugen
oß sanfter Schein Verzeihung auf mich hin,
ein Geist ward in dem Blicke neu geläutert, —
ch mied den Ort, wo ich die Fremde fand, —
espenster schienen mir an dieser Stätte
n hausen, da vergaß ich ihn, und endlich
ach langer Zeit verirrt' ich mich hieher,
in Grauen hielt mich fest, ich kehrte wieder,
ur fragen wollt' ich sie, ihr zürnen, fluchen, —
nd nichts, nichts ließ sich sehn, — dann rief der Krieg
mich. — —\
nd nun nach langen mühevoll durchlebten
ier Jahren tret' ich aus dem Wald hieher, —
nd wie ein heimlich Feuer plötzlich aufschlägt,
nd rings das ganze Dach die Flamme frißt;
ie die Lauwine plötzlich nieder schmettert;
ie ungesehn die Wasser aus der Tiefe
ft springen und die Wiesen all' ertränken,
h noch der Schnitter nur den Quell bemerkt,
ie sie die Dämme nieder reißen, Städte, Dörfer,
allast und Kirchen in den Wogensturz
rachend begraben, — so, auf einmal ganz
den Sinn umfangend nahm es meine Seele,
ur sie glaubt' ich zu hören und zu sehn, —
ls wäre jenes Schloß dort ein Gefängniß,
edwig wildfremd und kalt und überlästig,
ls müßt' ich suchen jenes einz'ge Glück,
ich werfen in den Strudel fremder Wunder-
Begebenheiten, als sei sie die Göttin
es Schicksals, Leben, Blume, Schönheit, Reichthum,
nd ew'ges, inn'ges Glück, als — o mein Freund,

Was Du in Liedern sangst, was Dichter suchten,
Was Heiden von dem Wunderland der Götter
Gefabelt, und von Venus und Cupido,
Als sei es hier bei jener Unbekannten,
Als lebe Hedwig nicht, als sei die Liebe
Zu ihr nur Phantasie und Heuchelei, —
O komm! hör nicht die gift'gen Wogen rauschen,
O komm, daß wir hier auf der Erde bleiben,
Hinauf zum Felsenschloß, den Wolken näher,
Den Wald hinein, daß alle grünen Blätter
Im Sturm und im Gewitter brausen mögen,
Daß wir den Wellenklang nicht mehr vernehmen!

Er zieht ihn mit sich fort.

Herzbold kommt betrunken.

Holla! kein Mensch hört, und das Waldhorn hab' ich auch verloren. — Kann sein, daß sie auch schon alle oben auf mich warten. — Das war ja des Teufels Reiterei! — Aber auch nur einem hasenfüßigen Verliebten, und einem Poeten, der an sich schon verrückt ist, ohne alle Ursache, kann es einfallen, wenn sie auf die Hochzeit reiten, sich mit Bären einzulassen, und so im Walde auf und ab, bald zu Fuß, bald zu Pferde. Ich, der ich mich noch zuvor mit einigen Flaschen guten Ungarschen Wein gestärkt hatte, verliere unversehens die Bügel, darauf verliert das Pferd unversehens mich und schmeißt mich mit dem Kopf gegen eine ziemlich harte Eiche, daß ich im ersten Augenblick, mein Seel, nicht wußte, ob ich fluchen oder in Ohnmacht fallen sollte. Wie ich wieder ein weniges zu mir komme, war ich in der einsamsten Einsamkeit, ohne Weg und Steg. Nun, Gottlob, bin ich doch wieder an das Tageslicht gekommen, und sehe dort oben unsre Herberge. Wenn ich nur erst droben

wäre, denn ich bin so grausam durstig, daß mir die Zunge am Gaumen klebt; ich wäre im Stande Wasser zu trinken; ein gutes frisches Quellenwasser ist unter gewissen Umständen nicht ganz zu verachten. — Nun wird da droben bald Hochzeit in aller Frömmigkeit und Einträchtigkeit gehalten werden, und mein junger Herr wird sich im Himmel dünken, denn er hat ein so stilles und kühles Blut, daß ich wohl darauf schwören möchte, er ist noch ein Junggesell.

Lautes Gelächter vom Strom.

Wer lacht denn? Was hört' ich denn? Irgend ein unverschämter, naseweiser Gelbschnabel! — Ich sage, ja, er ist noch ein Junggesell, denn ich habe ihn schon als einen kleinen Jungen gekannt, und er war nie hinter die Mädchen drein, er war immer eine weichgeschaffne stille Seele, die sich schämte, wenn ihn die jungen Weiber nur anredeten, oder gar küssen wollten; nun wird er aber die alten Frauen nicht mehr so gern haben, wie damals.

Noch lauteres Gelächter.

Aber nein, das klingt ja wie eine ganze Spinnstube voll schäkernder Mädchen, die sich erzählen, was der und der zu jener gesagt hat, wenn sie sich Nachts besuchen. — Was Satan! bin ich blind? — Nein, ich sehe zu viel! Der ganze Strom voll Mädchen, nackt und wiegend und tanzend. — Sind wir etwa unwissend in Mahomeds Paradies gekommen? — Alle lachen und tauchen unter. Weg! — o Herzbold! Herzbold! nun seh' ich, daß du alt wirst! Mach dich nur auf eine rothe Nase und zitternde Kniee gefaßt, denn noch niemals haben drei oder vier Kannen dein Gehirn so betäuben können; armer Mensch, dein Lauf ist vollendet! Oder hat es etwa der Fall gegen die Eiche gemacht, daß dir solche Hirngespinste aufsteigen?

Die Doktores sagen, daß heftige Erschütterungen, oder selbst Gemüthsbewegungen, den Menschen zum Narren machen können. Auch giebt es wohl Fälle, daß durch dergleichen Anstoß sich neue seelische Kräfte aufthun, und der Geist einen Blick in das vorborgene Reich der Wahrheit versucht. So hab ich mir von einem erzählen lassen, der, als er eine hohe Treppe herunter geworfen wurde, unten auf einmal griechisch sprechen konnte, als er wieder aufgestanden war, oben konnt' er kaum deutsch; ein andrer, dem man einen tüchtigen Hieb über den Schedel maß, war durch den Kloben mit einemmale Musicus geworden; und so könnt' ich jener Eiche auch vielleicht als meinen aufmunternden Schulmeister zu verdanken haben, Blicke in das Reich der Natur zu thun, und da Weiber und Mädchen zu sehn, wo andre kaum Fische und Krebse finden. Ein Weiser oder ein Narr muß ich auf jeden Fall sein, der Mittelstand verträgt sich mit solchen Gesichten nicht. Scherzweise habe ich vorher vom Wasser gesprochen, und hier springt eine allerliebste Quelle aus dem Felsen, ich will jetzt im Ernst davon schöpfen, um die Phantasien zu vertreiben. — Er schöpft in seinem Huthe, und so wie er trinkt, tritt das Kind aus dem Berge und stellt sich an ihn. Ha! das thut gut! Nun sind mir die Augen heller als erst, — aber was Kuckuk! Ei! ei! so hat Frau Fortuna noch nicht mit mir Armen Versteckens gespielt, als heute; — immer besser! bist Du ein kreatürliches Wesen, — eine wirkliche Figur, — ein gebornes Geschöpf, so sprich, Du kleine Krabbe!

Das Kind weint.

Herzbold.

Warum weinst Du denn, Du schmuckes Thierchen? —

Sprich, kleines allerliebstes Mädchen. Wein' nicht, mir wird so bang um's Herz. Hast Du Hunger?

Kind weinend.

Ich habe keine Eltern, beide todt, ich komm' aus dem Gebirge schon weit her.

Herzbold.

Armes Wurm! Was die kleine Kröte schon hat erleben müssen. Was willst Du denn?

Kind.

Einen Vater, eine Mutter möcht' ich haben?

Herzbold.

Wie alt bist Du denn?

Kind.

Drei Jahr und zwölf Wochen. Bring mich zu Fräulein Hedwig; will sie bitten, daß sie meine Mutter wird.

Herzbold.

Ja, mein Engel, schon gut, aber die denkt jetzt auf eigne Kinder.

Kind.

Die sollen meine Brüder und Schwestern sein.

Herzbold.

Das geht nicht so schnell, Du hast keine Erfahrung, Du kennst die Welt nicht. Was so verliebtes Volk Kinder in die Welt setzt, und läßt sie dann auf gut Glück im wüsten Gebirge herum laufen, andern zur Last zu fallen.

Kind.

Bist Du nie verliebt gewesen?

Herzbold.

Nein, Gott hat mich in Gnaden davor bewahrt; ich habe immer mehr zu thun gehabt.

Kind.

Ja, Du Spitzbube, Du hast es eben gemacht, wie so mancher andre Taugenichts; gelt? Armen Mädchen etwas vorgeschwatzt und gelogen, und sie dann mit ihrem Jammer sitzen lassen, und nachher noch obendrein hübsch männlich gethan mit dem starken Herzen? So sind wir armen Mädchen immer die Betrogenen. Und Du, Herzbold, hast ganz die Miene dazu.

Herzbold.

Ha! wie? Was? bin ich verhext? da nur stehn kann ich und das Maul aufsperren, nichts sagen, nichts denken. Das wird ein Zeitalter werden, in dem die dreijährigen Kinder schon so räsonniren: das heiß' ich Fortschritte in Kultur und Bildung. Dagegen sind wir nur Backfische gewesen. Und der Kobold weiß meinen Namen. Bald fürcht' ich mich, so klein dies Ding ist. Um Gottes Willen, bist Du ein Kind, oder ein Rind, oder der Satan selber, der mich narren will?

Das Kind lacht.

Herzbold.

Und ich träume es doch nicht; nein, es hat seine Richtigkeit.

Kind weinend.

O führe mich auf das Schloß, mich hungert sehr. Erbarme Dich einer armen Waise.

Herzbold.

Komm, Wahrsager, Zigeuner, ich mag Dir nichts abschlagen. Mögen die droben sehn, wie sie mit Dir fertig werden. Was geht's mich an? darf ich mir die Hand ausbitten?

Kind.

Hier, mein Lieber. Ach, Du bist doch nicht so böse.

Herzbold.

Fahre nur fort in Deiner geistreichen Unterhaltung, und wenn Du manchmal zu hoch sprechen solltest, so laß Dich herab, die dunkeln Stellen einigermaßen zu erläutern. Sie gehn ab.

Hans und Peter kommen zurück.

Hans.

Nichts gefangen. Da, nimm die Netze auf den Buckel, es ist schon Mittag.

Peter.

Es ist heiß.

Hans.

Fort, Du Langsam. An Dir liegt alle Schuld. Sogar die unvernünftigen Fische, so stumm sie sind, haben gemerkt, daß Du ein verliebten Narr bist, und sind Dir mit Verachtung aus dem Wege gegangen. Der Bengel ist noch mein Unglück, er ruinirt mich. Auf den Abend wieder her, die Nacht muß einbringen was der Tag eingebüßt hat.

Peter.

So hat man denn gar keine freie Stunde.

Hans.

Wer hat Schuld als Du? Halt's Maul! Fort, nach Hause, die Mutter wartet mit dem Essen!

Geht ab.

Dritte Scene.

(Zimmer.)

Ulrich, Hedwig.

Ulrich.

Mein schönes Fräulein, mein theure Freundin,
Sogleich eilt Albrecht her in Eure Arme,
Drum zürnet nicht, vergönnt ihm noch Erholung.

Hedwig.

O Gott! wie hab' ich diesen Augenblick gewünscht, —
Seht nur, ich kam fast ungeschmückt, mir war
Jedweder Augenblick, der unsre Trennung
Vermehrte, wie ein Tod, — und nun, — er liebt mich nicht,
Er hat mich wohl vergessen. —

Ulrich.

Keine Thränen
Geliebtes Kind, macht nicht die schönen Augen
Mit Weinen roth, — er wird sogleich sich finden,
Ihm war nicht wohl, nun sitzt im Hof er drunten
Im Schatten jener Linde, schaut sich um,
Erinnert sich der alten guten Zeit
Und sammelt sein Gemüth.

Hedwig.

So laßt uns ihm
Entgegen eilen, daß ich dort ihn frage,
Daß ich ihm nur in seine Augen schaue,
Dann ist ja alles gut.

Ulrich.

Hier kommt er selbst.

Er geht ab. Albrecht tritt ein und sinkt stumm in die Arme der Hedwig. Pause.

Hedwig.

Du weinst?

Albrecht.

O laß mich, laß mich, Süße, Dir
Zu Füßen hin in Thränen, Seufzern rinnen,
Es bricht mein Herz, — o zu gewaltsam, — Gott!

Hedwig.

Wie ist Dir?

Albrecht.

Gut und wohl; — da sind wir wieder,
Stehn wieder auf der alten Stelle! sieh doch
Die alten Sessel da, — die Bank im Fenster,
Von wo wir oft das Thal hinab geschaut, —
Ha! noch der Einschnitt auf dem runden Tische,
Die eingeschlungnen Namen Hedwig, Albrecht, —
Gewiß, mein Herz, ich weiß nicht was ich sage, —
Mir geht das Zimmer rund, — auch Du weinst, Hedwig?

Hedwig.

Ach, alles ist noch so, und Du, mein Albrecht, —
Ach lieber Gott, was soll der Mensch doch wünschen —
Ja, dieser Augenblick, er stand seit Jahren
Verklärt vor meiner Seele wie ein Himmel,
Da fliegst Du wie ein Engel her vom Himmel,
Nahmst mich in Deinen Arm, in mir der Himmel —
Und nun, — wie dunkle Schwermuth, Angst und Furcht,
Welch Todesbangen zuckt durch meine Seele —
Ah, sieh, da hast Du noch den lieben Ring

An deinem Finger, hier die kleine goldne Kette,
Die ich an jenem Abend Dir geschenkt,
Als Du einmal so traurig warst, so fremd, —
Ha! weißt Du noch? — Ach, liebster, liebster Albrecht!
Kennst Du mich denn, liebst Du mich denn, wie sonst?

Albrecht.

So senk' Dich denn mit aller Zärtlichkeit
In dieses kranke Herz, so blühe denn
In allen tiefen Schmerzen in mir auf,
Du Liebste, Einz'ge, — lange war ich weg,
Nun bin ich da, nun wollen wir nicht weinen.
Hat denn Dein Mund das Küssen nicht verlernt?
Wie diese Thrän' aufgeht im hellen Auge
Mit Lächeln ringend, glänzend schwillt, und hängt
Wie ein Demant, nun fällt, nun fällt sie nieder,
Entrinnt dem Käfig dieser schönen Wimper,
Und so im Kuß verlösch ich Deinen Seufzer
Der ihr will folgen, wie ein Vögelein
Das andre sucht in freier Luft.

Hedwig.

Mein Albrecht!

Albrecht.

Wer kennt der Sehnenden
Thränenden
Freudvollen Schmerz?
Ein bangender Scherz
Spielt Freiheit ringend,
In Seufzern klingend
Durch's bebende Herz.
Ich kann mich nicht fassen,
Mich dünket verlassen,

Verstoßen zu sein;
Nur Lieb' hat empfunden,
Wie innig verbunden
Die Wonnen und Wunden
Im sel'gen Verein.

Hedwig.

Das war Dein erstes Lied, das Du mir sangst.

Ulrich tritt ein mit dem Kaplan Johannes.

Ulrich.

Der Herr Kaplan sucht Euch im ganzen Hause.

Johannes.

Da seid ihr wieder, lieber gnäd'ger Herr!
Der alte Graf wird auch sogleich erscheinen,
Euch Willkomm sagen; Euch ist ja bekannt,
Wie ernst und finster, und wie menschenscheu
Er immer der Gesellschaft sich entzieht,
Und diese Schwermuth hat noch zugenommen,
Und ganz vorzüglich jetzt seit wen'gen Tagen. —
Doch wie ist Euch? Mich dünkt, Ihr seid verändert,
Ihr glüht, Euch ist doch wohl?

Albrecht.

Ich bin gesund,
Du alter theurer Pfleger meiner Jugend,
Doch diese Hitze, — ja der Tag ist heiß, —
Wo ist denn Wolf? Lebt noch der alte Knecht?

Johannes.

Wolf! Wolf! Euch ruft der gnäd'ge Junker Albrecht.

Wolf kommt.

Albrecht.

Mir ist so heiß, bring' schnell etwas zur Labung.

Wolf geht.

Johannes.

Da kommt der Graf.

Graf Erhard tritt ein.

Erhard.

Laßt Euch umarmen, seid mir hoch begrüßt.

Albrecht.

Mein theurer Vater, nehmt mich gern zum Sohn.

Wolf kommt zurück.

Wolf.

Hier Wasser aus dem kühlen Felsenbronn.

Albrecht

stößt ihn, wirft den Becher weg.

Nein, Wasser kühlt nicht diesen heißen Durst,
Gieb Wein mir, goldnen, glutherfüllten Wein,
Mich schaut aus dem krystallnen kalten Naß
Ein wildes Auge an mit Feuerblick.

Wolf.

Wie Ihr befehlt.

Johannes.

Ein Fieber plagt Euch, Ritter.

Erhard.

Die wilde Jugend, wie wir alle waren.

Trompeten.

Wolf.

Da hält der Zug des Herzogs vor der Burg.

Erhard.

Kommt ihm entgegen, unserm gnäd'gen Herrn.

Alle gehn ab.

Ulrich,

der zurück geblieben ist.

Sie ist es. Wie das bange Herz mir klopft.
Sie steigt vom Pferde, nickt mit liebem Gruß
Den Freunden zu; die hohen Federn schwanken
Vom Huth ihr nieder über goldne Locken,
Den edlen Leib deckt herrliches Gewand,
Breit nach folgt dienend ihres Kleides Saum
Im Lieb' um ihren schönen Fuß zu wallen.
Was zögr' ich noch? Ich geh' ihr rasch entgegen,
Und wenn ein sanfter Blick mich dann bemerkt
Und freundlich unterscheidet, bin ich selig.

Geht ab.

Hedwig und Albrecht kommen zurück.

Hedwig.

Ja, nun kenn' ich Dich wieder, nun erst bist Du
Der alte, ja, das sind die treuen Augen,
Das stille Lächeln um den kind'schen Mund:
So lieb' ich Dich, so solltest Du mir bleiben,
Nicht klug, nicht fremd, — nicht — ach, ich schwatze so,
Nun hab' ich zu Dir so wie sonst Vertraun, —
Nicht wie Du warst solltest Du jemals sein.

Albrecht.

Nur wie ein Fieber hat es mich befallen,
Und so verlassen. Liebes, holdes Mägdlein,
Dein bin ich doch in jeglichem Gedanken,
Ja jeder Puls in mir klingt Dir nur Liebe.
Wie war ich so verlassen ohne Dich,
Wie ist mir wohl, wenn ich Dein Auge sehe.

Hedwig.

Der Vater ist seitdem recht schlimm geworden.

Albrecht.

Es ist die alte Krankheit, die ihn drückt,
Er meint es immer gut mit Dir und mir.
Doch müssen wir nicht zur Gesellschaft wieder?

Hedwig.

Ich schäme mich vor dieser hohen Frau,
Der Herzogin, sie ist so schön, so groß,
Sie sieht so mächtig drein und so verständig,
Ich werde roth, wenn ich mit ihr muß sprechen.
Ja, Albrecht, schon vorher fiel es mir ein,
So eine solltest Du zur Frau Dir nehmen,
Ich armes Kind bin Dir nicht schön genug.

Albrecht.

Du liebes Herz, mit Dir nur bin ich glücklich,
Denn Deines Wesens holde Lieblichkeit
Ist mehr als jener Herrlichkeit und Pracht.

Herzbold kommt mit dem Kinde.

Herzbold.

Nur herein, nur herein hier, Du kleines Unkraut, hier ist die Herrschaft. Gott grüß Euch, gnädiger Herr, und meine schöne, junge, schmucke Gräfin; hier bring ich Euch das Neuste vom Jahr, das ich draußen im Walde, wie eine Erdbeere, aufgelesen habe.

Hedwig.

Was will das Kind?

Herzbold.

Bei Euch bleiben, vor der Hand Euer eigen werden. Es ist eine arme verlassene Waise aus dem Gebirge.

Hedwig.

Komm zu mir, kleines Mädchen.

Kind.

Willst Du mich hegen,
Mütterlich pflegen,
Wird meinetwegen
Des Himmels Segen
Dir allerwegen
An's Herz sich legen.

Hedwig.

Ein hübscher Spruch. — Sieh, mein Albrecht, wie schön, wie klug, — ich nehme sie an, als mir vom Himmel gegeben.

Kind.

Ach Du liebes Fräulein! Du bist so schön, und dabei auch so gut.

Albrecht.

Wie heißest Du?

Kind.

Sie nannten mich Adelfriede.

Hedwig.

Herzbold, führe die Kleine in meine Kammer. — Komm, mein Albrecht, in den Saal zu dem Herzog, der Vater schmählt sonst. Beide ab.

Herzbold.

Siehst Du, kleine böse Sieben, nun hast Du Dein Glück gemacht, wenn Du hübsch artig und folgsam bist.

Kind.

Sorge Du nur für Dich selbst. Sie gehn ab.

Graf Erhard tritt ein.

Zu eng ist mir mein Haus; die stummen Wände
Stehn mir wie Schwätzer da. — Du dunkles Nest,

So muß aus dir ein Sammelplatz von Thoren
Auf deine alten Tage werden, Lachen
Und Neckerei, Gesang in die sich tummeln?
Und diese Fremden! Möcht' ich doch, — he Wolf!

Wolf kommt.

Erhard.

Sind sind im Saale?

Wolf.

Ja.

Erhard

Nun, ich muß hin.
Nur diese sieben Tage, dann begrüß' ich
Die alte liebe Einsamkeit von neuem.

Ab.

Wolf.

Der alte Griesgram ist doch nie zufrieden. —
Bin ich's denn aber? Nein, die Knechtschaft hier,
Das sauertöpfsche Leben, all der Zeter,
Muß bald in helle Lust ausschlagen, ja,
Ich halt's nicht aus; dann will ich jubeln, schrein,
Die alte Haut vor Lust und Wonne schütteln.

Geht ab.

Prolog zur Magelone.

1803.

Die Nacht.

Absteigen muß ich jetzt von meinem Thron,
Des heil'gen Lichtes Ankunft ahnd' ich schon,
Die goldne Heerde merkt die Abschiedsstunde
Und kehret heim vom dunkeln Thalesgrunde;
Die Schatten zittern, die mein Leben fühlen,
Die Morgenröthe will mit Wolken spielen,
All' meine Kinder wollen mich verlassen,
Hülflos, erschreckt, weiß ich mich nicht zu fassen;
Verfolgt, durchbohrt vom scharfen Strahl, dem glühenden,
Sink' ich betäubt und stürze mit den fliehenden.

Die Träume.

Mutter! Die Kinder, die schwebenden,
In Aengsten erbebenden
Nimm sie mit dir! —
Weh! wohin fliehen? —
Was uns deckte, wiegte, bewehrte, entziehen
Die glühenden, blühenden Lichter uns hier.
So enteilt, so flieht zu den dunkelsten Gestaden,
Die unterird'schen Brunnen zu trinken, zu baden
Im Gerieſel tiefer Quellen — — wohin entrückt sind wir? —

Die Wolken.

Uns kommt in süßen Grüßen ein stilles Leben,
Wir wachen und fließen in Küssen zusammen,
Da schießen liebende Flammen
Und zieh'n uns fort, dem heil'gen Strahl uns hinzugeben.

Der Jüngling erwacht.

Ich war gefangen! Wer hat mich befreiet
Und aufgelöst des Hauptes düstre Binde?
Mein Geist, mein Muth war mit sich selbst entzweiet,
Angst, Trübsal, Furcht nahmen zu ihrem Kinde
Das bange Herz, zu fremder Noth geweihet;
Es floh das wüste Heer im Morgenwinde,
Ein Hauch hat Traum und dunkle Nacht verzehret,
Und mein Gemüth im Morgenlicht verkläret.

Die Sonne.

Ich will zu meinem hohen Thron aufsteigen:
Morgenroth, Diener, leg' die güldnen Decken,
Zum Fußtritt durch die lichtazurnen Strecken,
Ruf durch den weiten Raum ein heil'ges Schweigen:

Schön will ich mich den Unterthanen zeigen,
Wald, Berg, Thal, Fluß mit meinem Glanz bedecken,
Das Luftgefieder schnell zum Gruß erwecken,
Der Pracht soll Niedres sich und Hohes neigen.

Die Vögel singen, Wasser rauschen, hallen
Gebirg' und Wald, mein Auge dringt zum Dunkeln;
Geblendet, trunken, kommt mir Dank von allen:

Ein kühler Thau soll ihre Inbrunst lindern;
Wie Wald, Strom, Thal und Berg von Pracht erfunkeln,
Blüht doch mein Bild nur in den Blumenkindern!

Die Wasser.

Wie grün neigt sich das Gras in unsre Wellen,
Wie lieblich schaut die Blum' in unsre Fluth,
Vom Himmel will sich Duft zu uns gesellen,
Glanz bringt und Luft in unser kühles Blut,
Wir fühlen in uns Lieb' und Leben quellen;
O wie uns wohl der blaue Himmel thut!
Wir gehn wie Gedanken, wie süßes Gefühl, die enteilenden;
Uns drängen die Schwestern vorüber den Ufern, den weilenden.

Denn ach! Du Ufergrün, du Blumenroth, du Scheinen
Vom lieben Licht, das grüßend uns umfängt,
Ihr möchtet euch so gern mit uns vereinen,
Wie ihr euch tief in unser Auge drängt,
Ihr spiegelt euch in Thränen, die wir weinen,
Hört Schluchzen, das sich in die Rede mengt;
Nur Bildniß, Erinnrung, in lieben Gedanken, sehnsüchtigen,

Begleitet uns still, die vertriebenen Wandrer, die flüchtigen.

Die Blumen.

Wer je mit Wollust schaute
In seinem goldnen Strahl
Den hohen Himmelssaal,
Und seinem Licht vertraute;
Wer in der tiefen Nacht
Die goldnen Lichter fühlte,
Mit Augen sehnend zielte
Nach ihrer Liebes-Macht;
Gern Mond und Sonne dann,
Die Stern' all im Gemüth
Verklärt als Liebe sieht;
Der schau' uns Blumen an.
Wir sind nicht hoch, nicht ferne,
Tief, wie ein liebend Herz,
Sich regt ein heitrer Schmerz
Beim Anblick unsrer Sterne.

Der Wald.

Als der Frühling gekommen,
Die Erde die Wärme empfunden,
Die Luft durch Strahlen geläutert,
Ist des Himmels Dunkel erheitert,
Das Eis von den Wassern entschwunden,
Sind grüne Pflanzen entglommen;
Da haben meine Kinder

Sich wiederum besonnen,
Und ihren Schmuck nicht minder
Wie Blumen rings gewonnen;
Es sprangen tausend Bronnen
Mit grünen Strahlen empor,
Da wuchsen die dunkeln Schatten,
Die kühle liebliche Nacht
Aus dürren Zweigen hervor,
Da schwebten über den Matten
Die Dämm'rung, die Düfte, die Klänge,
Die grünenden Betten der Liebesgesänge;
Sie hat der Frühling in rauschender Pracht,
Ein tönend Gezelt,
Mit lieber Hand wieder aufgestellt.

Der Jüngling.

O Wald, was sagst du, welch ein süßes Blicken
Von Blumen will mein Leben in sich ziehen?
Wasser, steht still, mir dünkt, es will entfliehen
Ein Wort in eurem Strom, mich zu beglücken.

Sonne, du willst mir Licht hernieder schicken,
Die Farben, die in Blumen sterbend blühen,
Glanz, der im Grün erlöschend nur kann glühen, —
Wozu Gesang, Strom, Licht und Blumenpflücken?

Wie tiefe Nächte dehnt es sich im Innern,
Wie Morgenroth will es die Nacht verschlingen,
Wie milder Abend fließen müde Scheine.

Uneinig trennt sich alles im Vereine:
Wie alle Kräfte zur Besinnung ringen
Kann ich nicht, was ich bin, mich selbst erinnern.

Die Sonne.

Empor zum reinen Himmelslicht, dem blauen,
Sieh' auf und fühl' in dir des Segens Fülle,
Durch dunkle Nacht bliz' auf ein kühner Wille,
Dann wirst des Herzens Reichthum du vertrauen!

Die Wasser.

Dann senken sich durch die verklärten Auen
Die milden Wogen, fließen durch die Stille;
Ahndend, was kühl in deinem Geiste quille,
Wirst du dich süß im klaren Spiegel schauen.

Die Blumen.

Dann regt ein süßer Trieb sich liebetrunken,
Wasser und Licht sie wollen sich begatten,
Es spielen vor dir Farb' und Freude schwebend.

Der Wald.

Angst, Zweifel, Furcht ist in die Nacht versunken,
Friede, Vertrauen wächst auf in dichten Schatten,
Süßer Gesang erfrischt das Laub froh bebend.

Der Jüngling.

Vernehm' ich nicht die allgewalt'gen Schwingen,
Die der Natur erhabner Geist bewegt,

Und wie er Berg, Wald, Luft und Ströme schlägt,
Die Harf' im dunkeln Heiligthum erklingen?

Aus Wollustdämmrung will ein Bild sich ringen,
Das in der tiefsten Brust mein Geist gehegt,
Und wie es Haupt und Glieder wachsend regt,
Muß es in Schmerz und Lust zum Tag hindringen.

Die Jungfrau tritt aus dem Walde.

Sie nah't, von der die Blumen mir gesprochen,
In der des Lichtes Lieblichkeit erglänzt,
Aus deren Aug' ein selig Dunkel blickt:

Nun ist mein Herz als Frühling aufgebrochen,
Und jeder Sinn ist dicht mit Wonn' umkränzt,
Mein bist du, Himmel! denn ich bin entzückt.

Die Jungfrau.

Und Thränen, Liebster, wollen dich begrüßen,
Denn dieses Glück, das seine rosige Hand
Holdlächelnd beut, das leuchtend blickt mit süßem
Erröthen, ach! ist es wohl hergesandt
Mit Schmerz und Leid die flücht'ge Lust zu büßen,
Ist dieser Gruß zum Scheiden schon gewandt?
Vielleicht verharrt der Gast, sieht er die Demuth
Und wie Entzücken sich verklärt in Wehmuth.

Beide.

O heilige Thränen,
O süßer Schmerz!
Es bricht das Herz

In Glück und Lust,
Doch fühlt die Brust
Ein stilles Kranken,
Ein zitternd Sehnen,
Sich hin zu senken
In ew'ges Licht,
Das nicht Gedanken,
Entzücken nicht
Und Schmerzen denken.

Ein Prolog.

1796.

Scapin

als Vorredner an den Leser.

Scapin.

Willkommen! und verzeiht, daß ich Euch ennuyire,
Mich als ein Prologus im Prologus prostituire:
– Wie Scapin? — und du wagst es, ohn' Erröthen,
Als Vorredner der Vorred' aufzutreten?
Begreift, wenn man heut zu Tag ein Original sein soll —
's ist so schwer — und drum wird man zuweilen toll,
Die meisten Leute nehmen's auch für neu;
Ist's ihnen recht, so ist's ja einerlei.
Je toller drum man's treibt, je origineller,
Man macht den Boden flugs zum Keller,
Und alle die vorübergehn, schrein:
Ein seltner Mensch! er scheint original zu sein,
Scheint's doch wenn man's Prolog zu manchen Werken liest,
Daß dem Prologen grad ein Prolog nöthig ist.
Drum kann, was ich jetzt thu, auch mit Vernunft bestehn,
Ich kann satisfaisirt also von dannen gehn.
Und untersucht ihr nur die Sach etwas genauer,
So seht ihr ein, daß auch vom Fürsten bis zum Bauer

Jedweder Vorred' nur zu einer Vorred' macht,
Und weder groß noch klein darüber lacht,
Denn der hat's warlich schon im Leben weit gebracht,
Der in dem großen oder kleinen Staat
Sich nur dem wirklichen Prologe naht.
Ich wollt' Euch also nur von Eurem eignen Leben
Durch mein Bemühn 'ne kleine Zeichnung geben,
Ihr seht, ich zwinge mich, moralisch recht zu sein,
Drum müßt Ihr unbesehn 's Aesthetische verzeihn.
Hofft Ihr nun doch, statt kalter Küche Braten,
Statt den Prologs ein durchgeführtes Stück,
So ist Euch warlich nicht zu rathen,
Ich wasche meine Händ' und zieh mich so zurück;
Doch glaubt nicht, daß ich dieserwegen meine
Daß ich illotis manibus erscheine,
Ihr müßt Euch nach der Poesie bequemen,
Metaphern nicht gleich ernstlich nehmen,
Sonst seht Ihr Schätze und es sind nur Scherben,
Ihr taugt gleich schlecht zum Lesen, Leben und Sterben.

Geht ab.

Ein dunkles Parterre, keine Lichter brennen, das Orchester ist noch leer, einige Herren und Damen sitzen auf den Bänken.

Peter und Michel kommen hereingestolpert und stoßen mit dem Kopfe an die Frisur des Herrn Polykarp.

Michel.

Verzeihen Sie, mir kömmt es dunkel vor.

Polykarp.

Schon gut, — mir brummt das ganze Ohr.

Peter.

lan muß doch auch 'mal in's Theater gehn.

Michel.

lan ſagt es wär' hier viel zu ſehn.

Polykarp.

ls jetzt ſind mir noch ſehr im Trüben.

Melantus.

ch wollt' ich wär' zu Hauſ' geblieben.

Peter.

och hoff' ich es ſoll beſſer kommen,
onſt hätt' ich kein Billet genommen.

Melantus.

ch ſitze hier nun ſchon ſo lange,
ich glaube gar es wird mir bange,
ie Finſterniß macht viel Beſchwerden,
ch mein' doch, es ſoll heller werden.

Michel.

ie Stimme iſt mir ſo bekannt, —
i, guten Abend, Herr Melant.

Melantus.

hr Diener: wie iſt's Wohlergehn?

Michel.

ottlob! man kann jetzt doch ſchon etwas ſehn.

Melantus.

elieben Sie nicht Platz zu nehmen?

Michel.

Wir werden uns nun ſchon bequemen.

Hier ist auch mein Vetter vom Land,
Von der Mutter her mit mir verwandt.

Melantus.

Freu' mich, daß ich Sie kennen lerne.

Peter.

Gehorsamer Diener, 's geschieht gar gerne. —
Sobald nur erst die Lichter scheinen,
Muß man hier gut sehn, sollt' ich meinen.

Michel.

O schaun Sie, schaun Sie doch die vielen Leute!
Was für ein Stück giebt man denn heute?

Melantus.

Der Himmel weiß, ich darf es nicht entdecken,
Vielleicht: Irrthum an allen Ecken.

Polykarp.

Verdammt! da soll man nun hier sitzen
Und vor Erwartung frieren und schwitzen,
Möchte man doch nur den Kuchenjungen schicken,
So könnte man sich doch an irgend was erquicken.

Peter.

Wie einem nun die Augen helle werden!

Melantus.

So gehts mit allen Dingen auf Erden.

Michel.

Mich dünkt, Sie sprechen so betrübt;
Wo fehlt's? wenn's Ihnen zu sagen beliebt.

Melantus.

Ach, bester Mann, ich habe viel Kummer,

Wir sitzen am Ende hier im Dunst,
Mir wird im Kopfe immer dummer,
Und glaube dabei nicht recht an eine Kunst.
Es kann wohl sein, daß wir vergebens harren,
Und, lieber Freund, dann sind wir rechte Narren,

Peter.

Ja wohl, das wär ein schlechter Spaß.

Michel.

Mit Ihr'r Erlaubniß, erklären Sie mir das.

Melantus.

Sehn Sie, wer kann uns dafür stehn,
Daß man hier wirklich wird was sehn?
Wir hoffen am Ende vergebens auf Lichter,
Es giebt vielleicht weder Direktor noch Dichter;
Wird man den Vorhang aufwärts rollen?

Michel.

Gevatter! das sind wunderliche Schrollen.

Peter.

Es fehlt nicht viel, ich gehe gleich hinaus,
Wir säßen ja gleichsam hier in einem Narrenhaus.

Michel.

Sie melankolen wohl zu Zeiten,
Daß Sie mit solchen Grillen streiten,
Denn bedenken Sie nur mit allen fünf Sinnen,
Was würden wir dabei gewinnen?
Nicht wahr? Sie wünschen was zu sehn,
Sonst würden Sie nach Hause gehn?
Woher käm Ihnen das Begehren
Wenn endlich keine Stücke wären?

Sie begreifen, daß ich philosophisch spreche,
Die Beweise nicht bloß vom Zaune breche,
Und darum sein Sie nur zufrieden,
's wird uns gewiß ein schönes Stück beschieden.

Peter.

Ja das ist auch mein wahrer Glaube.
Sie sehn, weil ich mich manchmal schnaube,
Hat man Schnupftücher in der Welt,
Um einzukaufen dient das Geld;
Ich pflege immer so zu schließen:
's giebt Schuhe, sie passen zu den Füßen;
Und folglich müssen auch Füße sein.
Wo Füße sind, da ist ein Bein;
Und so schließ ich nun immer weiter,
Am Ende find' ich den ganzen Reiter
Und werde so mit jedem Tage gescheidter.
Sehn Sie, man sollte doch bedenken:
Warum säßen wir auf diesen Bänken?
Sie sind sogar mit Tuch beschlagen.
Den Vorhang sehn wir vor uns dort,
Er muß doch wozu sein und darum fahr' ich fort
Meine Meinung deutlich vorzutragen,
Daß wenn wir nur geduldig hoffen,
Wird das Theater endlich offen.

Polykarp.

Gottlob! nun brauch ich nicht zu fluchen,
Da kömmt ja der erwünschte Kuchen.

Er kauft reichlich ein, setzt sich nieder und fängt an zu essen.

Anthenor.

Nachbarn! mit Erlaubniß, es thut mir leid,
Allein Ihr seid alle nicht recht gescheidt,

Ich will Euch zwar Eure Hoffnung nicht rauben,
Doch scheint mir alles nur Aberglauben.
Denn seht! ich schwör's bei meinem Leben,
Es hat noch nie einen Direktor gegeben,
Wie sollte also ein Stück entstehn?
Die Idee, geb' ich zu, ist recht schön;
Allein wer soll sie exekutiren?
Wir zahlen, so mein' ich, unsre Gebühren
Und sitzen dann hier und dichten und trachten;
Und das ist schon für ein Stück zu achten.
Habt Ihr schon einen Direktor gekannt?

Peter.

Lieber Gott, Ihr wißt's, ich komme vom Land.

Anthenor.

Könnt Ihr mir einen Direktor definiren?

Peter.

Ich glaube, der Mann will uns vexiren.

Anthenor.

Was ist also ein Direkteur?
Ihr denkt und rathet hin und her,
Verwirret Euch in die Kreuz und Quer,
Und daraus folgt denn nur am Ende —

Melantus.

O schließt nur ja nicht zu behende!

Anthenor.

Daß wenn man's gründlich überlegt,
Sich dahinten kein Direktor rührt noch regt,
Daß hinter dem Vorhange nichts sich rührt,
Ein Stück wird vor dem Theater aufgeführt

Von uns, die wir als wahre Affen
Behaupten, alles sei nur geschaffen
Um zu einem künftigen Zwecke zu nutzen
Und darum verschleudern die Gegenwart.

Michel heimlich zu Peter.

Das ist ein Kerl von schlimmer Art,
Man sollte ihm die Nase putzen.

Peter.

Wie wenn man ihn mit Philosophie zu Boden legte,
Daß er sich weder rührte noch regte?

Michel.

Das hilft bei ihm nichts, er ist ein Block,
Aber ich habe hier einen tüchtigen Stock,
Damit möcht' ich ihm eins versetzen,
Daß er die Zukunft lernte besser schätzen.

Peter.

Doch, wenn Sie keinen Direktor annehmen,
Wie können Sie sich denn bequemen
Hier zu sitzen in aller Welt?

Anthenor.

Weil's mir draußen noch wen'ger gefällt.
Das Sitzen hier macht mir Vergnügen,
Ich betrachte die Menschen um mich her,
Und dieses amüsirt mich mehr
Als würde uns ein Stück angeführt,
Das nur die Leute ennuyirt.

Michel.

Hinterm Vorhang ein Licht! seht her!
Was gilt die Wette, der Direkteur

Arrangirt schon alles zum Stück
Und bald hebt sich der Vorhang.

Anthenor.

Nun, viel Glück!
Wenn's so weit kommt, doch dann nur und nicht ehe
Glaub' ich, daß etwas Aehnliches geschehe.

Ein Lampenputzer tritt auf mit einem Licht in der Hand.

Peter.

Der Direkteur!

Mehrere Stimmen.

Wo? wo?

Peter.

So wie er leibt und lebt
Steht er ja da, seht hin! was gebt
Ihr mir, wenn ich zu sprechen wage
Und selber nach dem Stücke frage?

Polykarp.

Wir alle sind Euch sehr verbunden,
Es währt vielleicht noch ein'ge Stunden.
Zum Amusiren hab' ich vor der Hand
Wohl auf 'ne Stunde noch Proviant.

Mehrere Stimmen.

Nun fragt ihn, denn das kann nicht schaden.

Peter steht auf.

Verzeihen Sie, ich bitt' in Gnaden,
Sie möchten unsre Bitte gewähren
Und uns in Unterthänigkeit belehren,

Was, wie und wo das Stückchen wird gespielt,
Nach dem ein jeder ein Begehren fühlt?

Lampenputzer.

Was schwäzt denn wohl da unten? he?

Michel.

Nun, Peter, hörst Du wohl? O weh!
Ein schwäbischer Dialekt? — oder irrt sich mein Gehör
Nein schwäbisch spricht wohl nicht der Direkteur.

Peter.

Wir dachten, weil Sie mit dem Lichte
Die dunkle Finsterniß vertreiben,
Sie wären irgend einer vom Gewichte,
Sie könnten uns vielleicht beschreiben,
Von was für Ton, von welchen Arten
Das Stück sei, das wir hier erwarten.

Lampenputzer.

Wie? Schie erwarte da ein Stück?
Das istchs das erste, wasch ich höre.

Polykarp.

Das scheint noch alles weit zurück,
Indessen zieh' ich draus die Lehre,
Daß man sich halte an dem was wir besitzen.
Was kann das Hoffen und Erwarten nützen?

Lampenputzer.

Man schikte mich, um ein'ge Lichter anzuzünden.

Michel.

Nun wird es sich ja doch wohl finden,
Der Oberste schickt ihn gewiß hieher;
Nicht wahr? der man, der ist der Direkteur?

Lampenputzer.

Der Direkteur? der schickt? der man, —
Nein, nein, Schie irren schich in mir,
Scho viel ich von begreifen kann
Isch's blos etwasch zu finster hier.

Peter.

Doch sagt, wer kümmert sich darum?

Lampenputzer.

Nun, nehmen Schie's nur halt nicht krumm,
Wenn Schie's Dunkelsein besser gustiren,
Scho will ich mich geschwinde retiriren.

Geht ab.

Michel.

Der Kerl kann wirklich nicht kapiren.

Anthenor.

Kommt Ihr nicht bald auf meine Hypothese?

Michel.

Herr! sei er still, er macht uns böse,
Man muß hier keine solche Reden führen,
Er weiß den Henker vom Dirigiren.
Wie kann er den Direktor läugnen?
Daß wir ihn nicht so derbe zeichnen,
Damit er sich nicht wieder unterstehn
Und andern mit solchen Exempeln vorgeht:
Was würde aus dem ganzen Theater,
Käm jedermann auf sein Geschnatter?

Anthenor.

Doch mit Erlaubniß, seid so gütig nur,
Zeigt vom Direktor mir die kleinste Spur.

Michel.

Gottloser Mensch! wie kann er alles so verachten,
Muthwillig zu verleugnen trachten?
Hat er kein Geld am Eingang denn gegeben?
Sieht er den Vorhang nicht? war nicht so eben
Ein Mann, ein edler Mann, ein Abgesandte
Vor unsern Augen da, der den Direktor kannte?
Fing nicht schon an ein schönes Licht zu leuchten?
Bis wir den edlen Mann mit unsern Reden scheuchten?
Was kann er dazu sagen? he?
Er wird sich nun auf's Leugnen legen.

Anthenor.

Das wär ein wenig zu verwegen;
Doch wenn ich anders Logik recht versteh,
So können Sie daraus nicht schließen,
Daß ein Direktor hinten sei.

Michel.

Nun warte, ha! Das sollst Du büßen.

Er hebt den Stock auf.

Peter.

Je, schlagt den Kerl doch zu Brei!

Stimmen.

Was ist denn da für ein Rumoren?

Peter.

Meine Herrn, wir werden von 'nem Kerl geschoren,
Der uns beweist, wir wären hier unnütze,
Der manchen hier mit seinem Witze
In seinem Glauben — irre leitet,
So weit in seinem Irrthum schreitet,

Daß er behauptet, vom ganzen Direktor
Gucke noch kein Härchen hervor,
Und der zu uns sagt, wir sind nicht gescheidt,
Wenn einer sich auf's Schauspiel freut,
Er sagt, es wäre nur alles Trug,
Wir wären uns selber Komödie genug.

Baal.

Warum werft Ihr ihn nicht hinaus?

Stimmen.

Er gehört gar nicht in dieses Haus.

Anthenor.

Aber Leute, es gefällt mir noch weniger da draus.

Baal.

Wir werden ihn nicht lange fragen.

Michel.

Ich habe ihn schon hier beim Kragen.

Baal.

Hinaus mit dieser Lästerzunge.

Anthenor wird hinausgeworfen.

Polykarp.

Doch — sagt, wo ist der Kuchenjunge?
Das verzehrt sich schneller als man denkt.

Baal.

So haben wir's nun zum besten gelenkt,
So können wir doch nun nach dieser harten
Bekämpfung wieder in Ruhe erwarten
Was uns das güt'ge Schicksal beschеert,
Und mancher wird noch durch seinen Fall belehrt.

Das Orchester fängt an sich zu füllen, die Musikanten stimmen auf ihren Instrumenten.

Peter.

Sagt doch, was soll denn das bedeuten?

Michel.

Sie wollen eine Musik bereiten.

Baal.

Bereiten? 's ist ja schon Konzert,
Ihr seid der Harmonie nicht werth.
Hört, wie ein Ton mit dem andern kämpft
Und jeder sich doch selber dämpft.
Wer, ach! bei diesem Klang nichts fühlt,
Für den ist nie ein Stück gespielt.

Melantus.

Sie bereden mich nicht, daß Melodei
In diesem Scharivari sei.

Baal.

Je mehr Scharivari, je besser,
Der Genuß ist drum um so größer.
Sie scheinen nichts von zu verstehn,
Drum will ich als Exempel vorgehn,
Und damit nur jeder gänzlich schweige:
Ich spiele selber etwas auf der Geige,
Doch hab' ich's noch nie weiter getrieben,
Bin immer beim Scharivari stehn geblieben.

Melantus.

So dürften Sie auch gar nicht wagen
Ihr Urtheil hier so dreist zu sagen,
Ein jeder, der nur Ohren hat,
Ist dieses Kreischens länge satt.

Baal.

Was gehn für Laster hier im Schwunge?
Herr, mit der groben Läſterzunge,
Sie verdienten, daß Sie's wiſſen,
Sie würden wie Anthenor 'rausgeſchmiſſen.

Melantus.

s iſt keiner, der ſich's unterſtände,
An mich zu legen ſeine Hände.

Baal.

Hier iſt er! denn es iſt bekannt,
Auch davon bin ich Dilettant.

Er ergreift den Melantus.

Meine lieben Zuſchauer und Freunde,
Entled'gen wir uns ſchnell unſrer Feinde,
So haben wir dann deſto größre Ruh
Und ſehn den Werken des Direktors zu,
Und werden im lieblich himmliſchen Koncert
Nicht mehr von Flegeln der Art geſtört.

Melantus wird hinausgedrängt.

Peter.

Das geht hier ſtreng zu, wie ich merke.

Michel.

Der Kerl hat 'ne große Stärke.
Man darf nun nicht mehr diſputiren,
Will man nicht ſeinen Platz verlieren.

Peter.

Die Leute waren zu ungenirt,
Drum wird an ihnen ein Exempel ſtatuirt.

Polykarp.

O weh mir! — ach! mein Herz will brechen —
Bin kaum im Stand — ein Wort zu sprechen —
Was fang' ich armer — geschlagner Mann
In diesen — großen — Nöthen an?

Baal.

Da seht Ihr nun, was unsre Sinnen
Mit uns für schlechtes Spiel beginnen,
Ihr könnt gar leichtlich es ermessen,
Der Sünder hat sich überfressen.

Polykarp.

Ach nein! — es ist mein schlimmes Glück,
Ein hartes unverdient Geschick —
Sie meinen wohl die wen'gen Kuchen —
Ach! könnt' ich irgendwo Hülfe suchen.

Baal.

Das ist die Strafe der Sinnlichkeit!

Polykarp.

Und ist es denn nicht Grausamkeit,
Die armen Dinger von Sinnen, uns angeschaffen,
So unerhört für Sinnlichkeit zu strafen?
Ach! — vor den Augen wird mir's trübe,
Helft mir, o helft — aus Nächstenliebe!

Er sinkt um und wird von einigen hinausgetragen.

Peter.

Sollt' das noch eine Weile währen
So wird das Theater sich bald wieder leeren.

Michel.

Wenn immer nicht neue wiederkämen,
So möcht' das Publikum bald ein Ende nehmen.

Baal.

Merkt's Euch, Ihr lieben Nachbarsleute,
Da seht Ihr ein Exempel heute,
Wohin elende Sinnlichkeit uns führt,
Daß man Hoffnung zum Stück und alles verliert.

Ein reisender Engländer.

Der Henker hol' ein solches Publikum,
Ich scheere mich den Teufel nichts darum,
Good dam! macht Essen so viel Beschwerden,
Wird aus der Hoffnung auch nichts werden,
Und eben fällt mir's ein: daß ich mich ennuyire,
Es ist besser, daß ich mein Eintrittsgeld verliere,
Als hier unter abgeschmackten Narren
Nichts thu' als auf was Abgeschmacktes harren.

Baal.

Sie wollen, mein geliebter Freund,
Von dannen gehn, so wie es scheint.

Der Engländer.

Nicht anders!

Baal.

Haben Sie überlegt,
Was dieser Schritt für Folgen hegt?

Der Engländer.

Das hab' ich nicht in Acht genommen,
Ich will den Narren hier entkommen.

Baal.

Die Narren werden nicht verschwinden,
Auch anderswo sind welche zu finden.

Der Engländer.

So ist's doch eine neue Sorte,
Ich geh von dem verwünschten Orte,

Wo der dicke Kerl für sein bischen Geld
Sich für den Allerklügsten hält. Er geht ab.

Baal.

Wer wird das wen'ge Warten scheuen?
Es wird ihn warlich noch gereuen. —
Die Störer sind nun weggebracht,
Nicht wahr, nun hoffen Sie mit Macht?

Peter.

Sein Sie nur so gut mir vorzuschreiben,
Ich hoffe, und ich laß es bleiben,
Wie Sie es gütigst haben wollen,
Wenn ich nur wüßte, ich muß mich schämen
Damit Sie mich nur nicht 'rausschmeissen sollen.

Michel.

Nein, nein, hier sitzt sich's gut und schön,
Wir werden gewiß bald etwas sehn,
So zu sprechen, — was für Sachen kämen.

Gottfried.

Sehn Sie, ich will's Ihnen deutlich machen:
Vor's Erste ist es nichts zum Lachen,
Vor's Zweite, ist es nichts zum Spaßen,
Vor's Dritte, schön ist es über die maaßen,
Und Viertens, keine Schlägerein,
Und Fünftens, keine Zänkerein,
Dann Sechstens ist es äußerst schön,
Und schließlich, werden Sie's ja selber sehn.

Peter.

's ist mir doch lieb, ich bin geblieben,
Er hat wohl selbst das Stück geschrieben.

Michel.

Mich wundert, wie der gute Mann

So klar und deutlich davon reden kann,
Als hätt' er's ehmals schon gesehn —
Es ist aber doch gewiß recht schön.

Ein zweiter Lampenputzer tritt auf.

Michel.

Da seh ich wieder ein Licht erscheinen.

Peter.

Was wird Herr Baal dazu meinen?

Michel.

Herr Baal, wir sind gar sehr gequält,
Weil es uns an einer tüchtigen Meinung fehlt,
Wollten Sie nicht etwas für uns denken?
Und uns dann Ihre güt'ge Meinung schenken?

Baal.

Lieben Freunde, das kann gar leicht geschehen,
Muß mir den Mann erst näher besehen.

Der Lampenputzer hat indessen Lichter angezündet.

Rüpel.

Das ist doch gleich ein andres Wesen,
Man kann nun die Avise lesen.

Lampenputzer.

Ich zündete die Lichter an,
Und sieh, das war sehr gut gethan,
Vorher war alles nur Schattenreich,
Jetzt sieht das Publikum doch Menschen gleich.

Das Publikum.

Wir sind Ihnen dafür in allen Stunden
In tiefer Unterthänigkeit verbunden.

Lampenputzer.

Ich hoffe, das Stück soll bald beginnen.

Peter.

Wir trachten darnach mit allen Sinnen.

Lampenputzer.

Ich bin so dreist und will es wagen,
Ihnen kürzlich meine Meinung zu sagen,
Ich kenne den Herrn Direktor persönlich,
Es ist ein guter Mann, gewöhnlich
Seh ich ihn einmal Tag für Tag,
So daß ich wohl so von ihm sprechen mag.
Sein einzger Wunsch ist Ihr Vergnügen.
Ja er hat mir es nicht verschwiegen,
Daß wenn sie nur noch etwas sich gedulden wollen,
Sie sich gewiß verwundern sollen.

Michel.

Ob man das alles darf so glauben?

Peter.

Es ist noch manches loszuschrauben.
Wenn nur Herr Baal voller Güte
Sich mit einem kleinen Wink bemühte.

Das Publikum.

Herr Baal, wir sind sehr verlegen,
Sie wissen wohl, der Meinung wegen.

Baal.

Ganz recht und mir wird's auf die Dauer
Wahrhaftig doch ein bischen sauer,
Für alle zu glauben, für alle zu denken,
Und so geschickt die Gemüther zu lenken.
Indessen mein' ich, daß dieser Mann
Wohl schwerlich vom Direktor wissen kann.
Der Direktor macht sich nicht so gemein,
Er ist für solche viel zu fein,

Ich halte dafür, er macht mir Wind,
Und wir sind Thoren, wenn wir geduldig sind.

Ein Theil des Publikums wirft mit Aepfeln nach dem Lampenputzer, worauf sich dieser zurückzieht.

Rüpel.

Wir kommen jetzt Ideen nagelneu,
Und ich sage sie Ihnen ohne Scheu.
Wenn ich das Ganze überlege,
So können wir Nachbarn allewege
Hier gar nicht im Theater sein,
Es ist nur Lug und Trug und Schein.

Michel.

Sie führen uns auf neues Eis;
Doch wo bleibt denn nun Ihr Beweis?

Rüpel.

Ein Beweis so klar wie der Tag,
Wer ihn nur begreifen mag.
Wir bilden uns nämlich ein, wir sind,
Und daraus folgt denn nun geschwind,
Daß alle Dinge, die wir so erleben,
In uns nur als Phantome schweben.

Peter.

In uns? Es schwebte nur in mir
Das ganze große Theater hier?

Rüpel.

Nicht anders.

Peter.

Mit allen diesen Bänken?

Rüpel.

Natürlich!

Peter.

Das wird mir den Verstand verrenken.

Michel.

Die Meinung verdirbt uns alle den Magen,
Wir haben genug an unsrer Seele zu tragen.

Rüpel.

Sie empören sich gegen meine Gründe,
Was gilts, daß ich's mir noch komm oder erfinde?
Ich bin der einz'ge hier, der existirt,
Und sich die andern nur imaginirt,
Dann steht es billig kaum zu begreifen,
Wie ich so kann Erfindung auf Erfindung häufen,
Und daß ich hier so eingepresset sitze,
Und das Gedränge macht, daß ich schwitze,
Und doch kann ich's verfluchte Imaginiren
Nicht lassen, ich muß dies alles producieren.

Michel giebt ihm eine Ohrfeige.

Darin scheint mir kein Menschenverstand,
Und drum bestraft Sie diese Hand.

Rüpel.

Daß ich mir diese Ohrfeig' nur erdenk', ist Ihr Glück,
Sonst brächt ich warlich Ihr Genick.

Michel.

Wo hab' ich ein Genick? Sie stellen sich's nur vor.

Rüpel giebt ihm wieder eine Ohrfeige.

Sie haben Recht und drum schlag ich Sie auch ans Oh
Es ist nur meine eigne Seele,
Die ich dadurch ein wenig quäle.

Peter.

Das ist ein wahres Ungeheuer.

Michel.

Hier ist der gute Rath nun theuer.

Peter.

Nur zugeschlagen, ich helfe mit,
Denn bei dem Kerl ist doppelter Profit,
Denn erstlich kriegt er allewege
Von uns schwer abgewogne Schläge,
Dann kriegt er auch noch die, Ihr hört's ihn selber sagen,
Die wir aus diesem Kampfe tragen.

Stimmen.

Ruhig, wozu soll das Gelärme?

Rüpel.

Es ist nichts, meine Herrn, als daß ich ein wenig schwärme.
Wir leben in aller Einigkeit,
Ich fingire mir nur 'ne Streitigkeit,
's ist nur um ein wenig Geduld zu thun,
So wird die Imagination wohl wieder ruhn.

Baal, der aus einem Schlafe erwacht.

Nun weiß ich alles, lieben Leute,
Ein Familienstück giebt man uns heute,
Der Lampenputzer ist dem Direktor verwandt,
Wir haben gänzlich ihn verkannt;
Wenn der Vorhang sich nun endlich hebt,
So sehen wir, was jeder in seinem eignen Hause erlebt,
Wie der Obre sich um die Familie bemüht,
Die Kinder durch Lohn und Strafe erzieht.
Am Mittag ißt er sich wacker satt,
Beim Verdauen er Langeweile hat,
Läßt sich dann ein'ge Arien singen,
Und thuts in allen möglichen Dingen

Wie wir es immer haben gethan;
Und das sehn wir zur Erquickung an.
Wie wird es uns ergötzend laben,
Unser langweilig Leben im Spiegel zu haben!

Gottfried.

Ich freue mich schon jetzt darauf,
Ging' doch der Vorhang endlich auf!
Doch hoff' ich, werd' ich auch erfahren
Was gestern für Leute beim Nachbar waren,
Und wer in das neue Haus gezogen,
Man hat so manches darüber gelogen.

Peter.

Wir sehn vielleicht auch Herrn Melante
Und manche andre Bekannte,
Meine Muhme die wollte nicht mit mir kommen,
Sie hat vielleicht auf'm Theater Platz genommen.

Michel.

Mir ist ein Knecht jüngst echappirt,
Der wird vielleicht mit aufgeführt:
Man sollte dann aber darnach streben,
Ihm ein'ge wenige Prügel zu geben.

August.

Ich glaube vielmehr, daß wir etwas sehen
Was vor noch nimmermehr geschehen,
Gemälde, die doch nicht Gemälde zu nennen,
Maschinen, die sich bewegen können,
Und bunte tausendfarbge Strahlen
Die alles schön und herrlich mahlen,
Daß wir vor Wolken und schimmernden Dunst,
Vor unbegreiflich schöner Kunst,

Im Ende nichts vom Theater werden gewahr;
Das ist meine Meinung auf ein Haar.

Philipp.

Keine Vernunft kann sich durchaus nicht bequemen,
Nur eine der Meinungen anzunehmen.
's so zu glauben ist nur dumm,
Ich find' einen andern Weg mir weit herum,
Denn ohngefähr glaub' ich dieselben Sachen,
Nur muß ich mir darüber ein Systemchen machen,
Und daß bei Leibe sich nur nicht der Vorhang hebt
Bis mein System ist fertig ausgewebt,
Daß ich nicht unvorbereitet, wie ein Schwein,
In all die Freude plumpe hinein.

Baal zu Hanswurst.

Mein Sohn, Du sprichst kein einzig Wort,
Hab' ich Dich dazu unterricht?
Nun sprich, bist gern an diesem Ort?
Wie? oder liebest Du ihn nicht?

Hanswurst.

Verzeiht, mein Vater, ich habe sacht
Indeß über alles nachgedacht,
Das ist noch nichts und zeigt von keinen Gaben
Irgend eine lumpige Meinung zu haben,
Doch das, dünkt mich, verräth Geschick,
Mit einem kühnen Adlerblick
Durch das ganze mannichfaltige Gebiet zu streifen,
Was roh ist, niedlich glatt zu schleifen,
Von Eichen Birnen abzuessen,
Den leeren Raum genau zu messen,
In jedem Unsinn Wahrheit auch zu finden,
Und alles zu einem Ganzen zu verbinden.

Eure Meinung, Vater, ist bekannt,
Ich nehme sie an und mache sie etwas galant,
Dazu nehm ich ein bischen vom Anthenor hinein,
So vermeid' ich dadurch der Einseitigkeit Schein.
Auch ist Herr Polykarp nicht gänzlich zu verachten,
Nur muß man fleißig dahin trachten,
Es mit Herrn Philipps Sätzen zu vereinen,
Und auch zugleich, was Rüpel meint, zu meinen.
Ich nehme mich auch Herrn Melantens an,
Auch Gottfried und Herr August ist ein guter Mann.
Es muß uns allenthalben glücken,
Von einem zum andern zu legen Brücken,
Und so meine Freunde, bleibt es uns offen,
Auf die wunderlichste Weise zu hoffen,
Auf Sachen, die uns jetzt im Augenblick
Unsinnig scheinen, aber wir kommen schnell zur Ueberzeugung zurück.
Ich dächte, das wäre der beste Schwank,
Und die Zeit würde uns so am wenigsten lang.

Das Publikum.

Ja, ja, das ist die beste Methode,
Wir sind schon alle in der Mode.

Der Autor.

Ein Fastnachts-Schwank.

1800.

Der Autor in seiner Stube.

Wie mir's in allen Gliedern liegt!
Die Augen kann ich kaum erheben,
Bin durch und durch recht mißvergnügt
Und führe ein meschantes Leben.
Von allen geneckt, von keinem gefühlt,
Vergebens Poesie ausgespielt —
Da kommen sie dann und loben, wie's scheint,
Ist eigentlich als Tadel gemeint,
Und drehn sich und winden sich närrisch herum,
Sind überklug, deswegen unterdumm. — —
Wo bist du, herrliche Frühlingszeit?
Wie liegst du von diesen Mauern so weit!
Kommt Sonne über die Dächer geflossen,
Scheint mitleidsvoll in die Kammer herein: —
Ich habe noch keine frohe Stunde genossen,
Mich nicht ergangen im lieblichen Schein,
Statt aller frohen freien Natur,
Druckfehler um mich in Korrektur,
Gewöhne mich alles zu korrigiren,
Die ganze Welt zu rektifiziren,
Schau ich von der Höh hinab in die Thäler,
Seh ich allenthalben nur Schöpfungsfehler,
Und fange zu brummen an, endlich zu hassen,
Möchte bogenweis umdrucken lassen,
Kömmt mir alles nur wie Stümperwerk vor,
Und fühle recht gut, ich werd' ein Thor. —

Warum seid ihr entschwunden
Ihr fröhlichen Jugendstunden,
Als noch Baum und Blume mit mir spielten,
Und Erd' und Himmel mit mir fühlten,
Mich alle als ihres Gleichen hielten?
Jetzt bin ich unter der Presse
Und leide schlimmen Druck,
Verhandelt auf der Messe,
Und komme täglich weiter zurück.
Da ist an keine Ergötzung zu denken,
Kein Volksfest, kein fröhlich Gelag,
Man muß sogar am Feiertag
Mit Sorgen sein Gemüth nur kränken.
Will ich zum Wald die Schritte lenken,
So folgt mir die Erinnrung nach,
Und alle Sorgen werden wach,
Will nichts mir die Erquickung schenken.
Kurzum, soll andre amüsiren,
Daß sie vergessen ihr prosaisch Leben,
Und muß mich selber ennuyiren,
Vor mir will keine Hoffnung schweben,
Und da hilft auch kein Sperren und Zieren,
Ich muß es nur so dulden eben. —

Es klopft.

Herein!

Ein Fremder tritt herein.

Fremder.

Verzeihen, daß ich so dreist gewesen,
Ich habe gar manches von Ihnen gelesen,
Du mußt auch sehn den Mann so dacht ich,
Betrachten ihn mit großem Fleiß,

Bin jetzt auf einer gelehrten Reis',
Einen Umweg von einer halben Meile macht' ich.

Autor.

Bin Ihnen trefflich obligirt.

Fremder.

Sie sind doch wohl nicht occupirt?

Autor.

Ich bin es niemals, oder immer.

Fremder.

Sie deuten auf das Frauenzimmer,
Das im Meister die schöne Rolle spielt,
Natalie, die nie oder immer Liebe fühlt:
Hab' bei dem Buche gar manches gedacht,
Geschaudert, geweint, mich erfreut und gelacht,
Es ist doch gar ein trefflich Werk,
Versteht man's, ist überstiegen mancher Berg.

Autor.

Sie scheinen der Dichtkunst sehr ergeben.

Fremder.

Ich kann wohl sagen, sie ist mein Leben,
Doch lieb' ich auch den Ernst daneben.

Autor.

Ganz Recht, der Ernst, den muß man lieben,
Treibt man ihn nicht, wird man von ihm getrieben.

Fremder.

Ach Lieber! es giebt so viel zu lernen,
Die Wissenschaften täglich um sich fressen,
Da darf man sich nur ein bischen entfernen,

Hat man das Beste gleich vergessen,
Und wenn man dann mit dem Zeitalter nicht geht,
Kommt man nur allenthalben zu spät.

Autor.

Die Unruhe sich jetzt schneller regt,
Die volle Stunde häufger schlägt,
Da muß die Uhr wohl vorwärts kommen,
Das Repetirwerk ist heraüsgenommen,
Eine neue Feder hinein endlich kam,
Die alte war etwas gar zu lahm.

Fremder.

Sehr wahr, und werth, sich zu notiren, —
Ich darf Sie doch wohl auch zitiren,
Wann ich die Reisebeschreibung edire,
Und Sie dort namentlich aufführe?

Autor.

Sie werden mir dadurch viel Ehre erzeigen,
Doch mehr noch, wenn Sie gänzlich schweigen.

Fremder.

So wenig mein Werklein wird bedeuten,
Kommen Sie doch zu lauter ehrbaren Leuten.
Was haben Sie jetzo unter der Feder?

Autor.

Jetzt hat die Feder mich unter sich.

Fremder.

Es scheint, mein Herr, Sie scherzen entweder,
Oder ich bin ihnen hinderlich.

Autor.

Das Erste so wenig wie das Zweite,

ist nur meine Art so heute:
ch weil sie's wissen wollen zumal
beite an einem Poetischen Journal,
leicht ist's Ihnen auch schon bekannt.

Fremder.

l ei! das ist ja ganz charmant!
etisch? das heißt, wie ich es fasse,
gleichsam Gedichte von Zeit zu Zeit,
s Ganze wird aber in der Masse
nz unpoetisch weit und breit,
ir haben der Journale längst genug,
etisch Journal ist ein Widerspruch.

Autor.

s wird sich eben nach jedem bequemen,
o wie er will, kann's jeder nehmen.

Fremder.

o hab ich's unter andern selber gern,
r eine will die Schaale, der andre den Kern,
üssen's nur nicht am Interessanten fehlen lassen.

Autor.

nn man nur wüßte, was interessirt.

Fremder.

intressirt zum Beispiel, über die maßen,
s da und da für Komödien aufgeführt,
e der und der die Rolle genommen,
s für Witz von Paris und London gekommen.

Autor.

dergleichen Dingen bin ich unerfahren.

Fremder.

So müssen Sie sich mit andern paaren,
Um Korrespondenz und Konnexionen,
Karikaturen und Spionen,
Um Neuigkeiten, aus Wien und Berlin
Und dergleichen Amüsanten bemühn.

Autor.

Doch seh ich eben nichts Neues geschehn.

Fremder.

Man muß nur von sprechen, man kann es nicht s
Wer wird die Dinge so schwerfällig nehmen?
Man muß sich eben zum Glauben bequemen;
Wer fodert, daß Gilreys Bilder witzig wären?
Es handelt sich drum, sie zu erklären.

Autor.

Mein Herr, das ist mir nicht gegeben,
Zu führen ein solch erbärmlich Leben.

Fremder.

Ja ja, sie glauben wohl, was sie leisten,
Sind kaum ein Gilrey für die Meisten,
Und, Spaß a part, wie meinen Sie das,
Halten Sie denn ihren Spaß für Spaß?
Ihre Reime
Und Träume,
Dazwischen die Blumen und Bäume,
Und alles, man weiß nicht geht man,
Fällt, oder steht man,
Kein Silbenmaas, Rhytmus durchaus nicht,
Daß alles so bunt und kraus herausbricht,

Sammt den Aufputz vielerlei Plunders,
Das halten Sie wohl für was Besonders?

Autor.

ir Eifer bringt Sie in's Parodiren.

Fremder.

man muß sich leider wohl enthusiasmiren,
enn man sieht die Zeichen der Zeit,
en unnützen Stolz, die Ueberklugheit,
aß sie anfangen, brave Leute zu hassen;
ein, selber leben und leben lassen!
er eine schreibt Journale und kritisirt,
er andre schreibt Journale und spintisirt,
in dritter fängt's an und satirisirt,
anz gut, doch muß man keinen verachten,
licht meinen, das Gute für sich zu pachten,
ie andern zu verkleinern streben,
ie Menge der Leser muß den Ausschlag geben.

Autor.

ch freue mich, daß ein Patriot
ich annimmt seines Vaterlandes Noth.

Fremder.

i schön! sehn Sie, wie gut der Rest
on sanften Gefühlen ihnen läßt,
as andre ist doch nur Saus und Braus,
ommt nichts bei alle dem heraus.

Autor.

ie Sind wohl auch ein Schriftensteller.

Fremder.

s liest jetzt keiner, er schreibe denn auch,

Das ist jetzt allgemein Gebrauch,
Nutzt überdies für Küch' und Keller.

Autor.

Worauf ist ihr Bemühn gericht't?

Fremder.

Mehr auszubreiten der Wahrheit Licht,
Doch fang ich's sachtchen sachtchen an,
Bin sehr der Menschenliebe zugethan,
Suche zu befördern Lieb' und Eintracht,
Geh nicht auf die Gegner als ob man ein Schlachtschlacht,
So daß man ihr Quieken gassenweit hört,
Denn dadurch wird selten einer bekehrt.
Sie werden bald manches in der Nationalzeitung
Von aller meiner Bemühung finden,
Dann geb' ich mir noch mehr Ausbreitung,
Such mich mit andern zu verbinden,
Die auch für die gute Sache glühen,
Und sich zu Deutschlands Besten bemühen:
So wirken wir dann zur Geselligkeit,
Wie die Verfasser der Ruhestunden,
Erzeigen Tausenden eine Gefälligkeit,
Die Nachwelt ist uns noch verbunden,
Erschnappen wohl gar, o Herrlichkeit,
Ein Bischen von deutscher Unsterblichkeit.
Ich empfehle mich Ihnen, hab' sehr mich gefreut, —
Muß gehn, besuche noch andre Leut. — Geht.

Autor.

Man sagt wohl: laß dich nicht erboßen,
Belache lieber die Narrenpossen,
Doch kömmt's einem manchmal in die Glieder geschossen,

Daß man möchte mit Prügeln und Knütteln
Diese Zartheit und Trefflichkeit durcheinander rütteln.
Keinen sind Engel, und sind in der Regel
Beim Licht besehn gar ordinäre Flegel.
Man närrt sich nur, denn nimmer nie
Verstehn sie, fühlen sie Poesie. —
Was willst du nur das Geschriebne häufen,
Durch wunderbare Länder schweifen?
Denkst du die Meister zu übertreffen,
Deren Töne bei ihnen nicht wiederklingen?
Wie kannst du dich nur selber äffen?
Denkst du die goldne Zeit zurück zu bringen?
Wie war es denn, als noch die starre Brust
Geöffnet war den Schmerzen wie der Lust?
Welch Genius hat doch beflügelt
Den dunkeln Kerker ehemals entriegelt?
Jetzt sind sie zu, und kein Erwarmen,
Kein Sonnenschein dringt zu den Armen,
Sitzen drinn in ihrem dunkeln Haus,
Man hört sie aus der Ferne winseln,
Und ihre Liebesmelodien pinseln.
Guckt höchstens mal einer in der Schlafmütze raus,
Und wundert sich, daß draussen auch Welt,
Die ihm aber wegen der Größe nicht gefällt.
Der Schlüssel zum Gefängniß scheint verloren,
Und wer weiß, wenn der Held einst wird geboren,
Der sie aus ihrer Marterkammer hebt
Und sie zu Lust und Trauer neu belebt.
Sie denken nichts, sie fühlen nichts,
Sie wissen's nicht und entbehren des Lichts,
Und auch die Sehnsucht ist ihnen versiegt,
Sie sind nicht verdrüßlich, noch weniger vergnügt.

Was nutzt alles Dichten und Trachten,
Da sie's so kecklich verachten?
Mit aller Kunst, o wahres Wort!
Man keinen Hund aus dem Ofen lockt.
O hätt' ich Flügel mich himmelan zu schwingen,
Könnt' mir einer den flüchtigen Pegasus bringen,
Damit in den blauen Luftrevieren
Mit aller Freude herum zu spazieren,
Sonne und Mond und Sterne näher zu besehn,
Und hier in Qualm und Dampf nicht zu vergehn!
Da klopft es schon wieder an meiner Thür.
Herein!

Die Muse tritt lächelnd herein.

Autor.

O Himmel! ich vergehe schier,
O du lieb holdes Angesicht,
So schau ich wieder dein Augenlicht?
Ich bin's nicht werth, unwürdger Knecht,
Daß du den Weg zu mir gericht.

Muse.

Wie muß ich Dich in Unmuth finden,
Was konnte so Deine Sinne binden?

Autor.

Ich fühle die Schaam im neuen Erquicken,
Ich erkenne mich wieder im hohen Entzücken,
Dein Auge in mein Herz 'nein lacht,
Hat allen Frühling wieder gebracht.
Ich fühle mich jetzt von Geistern umgeben,
Die Kraft von Himmel und Erd' um mich schweben,
Und ihnen entgegen mein fröhliches Streben,

s haben sich verjüngt die Stunden,
ie Vorzeit sich wieder mit mir verbunden,
ch habe mich auf mich selbst besonnen,
nd richte wieder den Blick zur Sonnen.

Muse.

ch hörte Dich schrein, wie ein mürrisches Kind,
u wolltest Dich nicht in der Einsamkeit sehn,
rum kam ich Dich zu trösten geschwind,
aß nicht in Aengsten möchtest vergehn.

Autor.

u bist so gut und freundlich mir.

Muse.

ei auch nur gut und freundlich Dir,
edenk, daß jeder der Nächste sich.

Autor.

rgeben bin ich dir ewiglich,
ein Herz, mein Sinn und all mein Blut,
ient ewig dir mit treuem Muth,
er Gedanke an dich mich hatte verlassen,
rum fing ich an die Welt zu hassen,
ein Gegenwart löst die verworrenen Schatten,
ie dicht mich eingeenget hatten,
ie fröhlich spielt Zukunft und Vergangenheit,
aß es mich recht in's Herz hinein freut,
ie fühl' ich zu Muth und Lachen mich tüchtig,
ie freun mich die grotesken Gestalten,
ie mich für ihres Gleichen halten.

Muse.

un geht, mein Freund, Dein Puls wieder richtig.

Autor.

Im Auge iſt mir ein Aug' entſtanden,
Im innern Ohr ein neues Gehör,
Nun iſt mir alles ganz recht um mich her,
Ich fühle, ich kam mir ſelbſt abhanden.

Muſe.

Du mußt nie ſelber werden ein Thor,
Rückſt Du die Thorheit andern vor.

Autor.

Hat man auch noch ſo große Antipathie,
Und haßt das Gemeine von Herzensgrund,
So kommt doch plötzlich, man weiß nicht wie,
Eine trübe armuthſeelge Stund,
Sieh da, ſo hat man die Sympathie.

Muſe.

Bleib nur der Fröhlichkeit ergeben,
Und thu nicht mit Dir ſelber grollen,
So fühlſt Du ſchon das gute Leben
Wie alle Menſchen es leben ſollen.
Blick um Dich heiter und fühle Dich friſch,
Im Dichten kühn, und fröhlich bei Tiſch,
Trink in Dich munter machenden Wein,
So wirſt Du immer ein Weiſer ſein.

Autor.

Ja wärſt du mir nur immer zur Seit,
Erlöſchte wohl nie die Freudigkeit.

Muſe.

O Thor, haſt Du mich nicht beſſer erkannt?
Meinſt wohl, ich ſei in Geſtalt gebannt?

Schau an umher das grünende Land,
Horch, wie der Vöglein Lieder klingen,
Wie süße Düfte zu Dir dringen,
Wie Hain und Flur, der Strom sich regt,
Im ewigen Leben mit Wellen schlägt,
Wie der Wind, ein Athem, niedergeht,
Erfrischend durch Laub und Kräuter weht,
Schau auf zum hohen Himmelssaal,
Erwäge die ewige Bläue zumal,
Ja in Dir, Dein eignes Herz erspäh
Und warst Du nur mein Schüler je,
So siehst Du mein Bild, wohin Du blickst,
Und Dich an meiner Lieb' entzückst.

Autor.

So redlich willst du's mit uns meinen?
Wer möchte sich so hart versteinen,
Sich deinem Liebesdienst entziehen,
Nicht licht in deinem Herzen blühen?

Muse.

Ja, wer mich trägt in seinem Herzen,
Den will ich auch im Herzen tragen,
Er darf mir alle Wünsche sagen,
Ich schenk' ihm Muth, das Höchste zu wagen,
Ich will eine Wagenburg um ihn schlagen,
Daß feig vor ihm entfliehn die Schmerzen,
Versöhnt um ihn mit bunten Freuden scherzen.

Autor.

Ich will auch künftig nie mehr lästern,
Bedenk nur mein mit deinen Schwestern.

Muse.

Verkünde unsern Dienst nur weiter,

Daß sie so recht, — Sie verstehn mich schon,
So tüchtig und kräftig, — ich will nur sagen,
Daß sich das Spielen doch dann verlohnt,
Und man kann Beifall von dannen tragen.

Autor.

Ich wollte gern, daß das Ganze rührte,
Nichts Einzelnes die Gemüther irre führte,
Daß Neubegier nicht unnütz spannte
Und so das höhere Interesse verbannte,
Es war mein Zweck, verschönert zu geben
Ein Bild von dem großen verworrenen Leben.

Schauspieler.

Nun seh mir ein Mensch nur solchen Zweck!
Ei gehn Sie mir doch damit weg!
Das Ganze, verstehn Sie, läuft darauf ab,
Ob aus dem Parterr erschallt: Klipp klapp!
Ob's in die Hände, in die Beine fährt,
Das ist, was die guten und schlechten Dichter bewährt,
Und werden Sie sich nicht anders richten,
So fürcht' ich, Sie werden für die Beine dichten.

Autor.

Sie haben da eine eigne Theorie.

Schauspieler.

Mein Bester, die Praxis trügt uns nie,
Sie mögen sich wohl mit kurioſen Idealen,
Gar trefflich die Phantasie vollmahlen,
Doch wenn man die Wirklichkeit etwas kennt,
So hat's damit gar bald ein End.

Autor.

Was ist denn aber die Wirklichkeit?

Schauspieler.

Sie ist wirklich und in der That
Nur auf dem Theater zur jetzigen Zeit,
Das meiste im Leben ist übertrieben,
Doch in der Kunst hält man noch Rath
Mit Enthusiasmus und mit Lieben. —
Ihrem Helden fehlts an großer Gesinnung,
Das paßt auch nicht in unsre Innung.

Autor.

Daran hab ich nicht Schuld gehabt,
Er war damit nicht mehr begabt.

Schauspieler.

Kurz, ändern sie ihn, daß er sich fügt,
Wenn Ihnen am Beifall des Zeitalters liegt,
Er muß sich ja doch nach Ihnen genüren.

Autor.

Doch wird dabei das Ganze verlieren.

Schauspieler.

Was haben Sie denn für ein Ganzes im Sinn?
Sie wissen's ja selbst, kein Ganzes nicht,
Ein Stück ist's, wie man immer spricht,
Vielleicht lag sonst ein Ganzes darin,
Das war für die Dinger ein großes Glück,
Doch jetzt ist jedes nur ein Stück;
Man muß auch dran was spielen können,
Sonst wird es keiner ein Schauspiel nennen,
Kein Ganzes stellen wir nimmermehr dar,
Was ließe sich auch daran wohl spielen?
Die Zuschauer wollen was tüchtiges fühlen,

Denn dafür bezahlen sie richtig und baar;
Kämen wir nun mit einem Ganzen angestochen,
Sie thäten wahrhaftig im Ganzen pochen.

Autor.

Ich habe mehr gedichtet für die Welt,
Auf Ihre Kunst nicht Rücksicht genommen.

Schauspieler.

Da sind Sie ganz in die Irre gekommen,
Die jetzige Welt ist immer das Geld,
Jemehr Geld man hat, jemehr auch Welt,
Welt ist nichts als eine falsche Aussprache,
Das andre aber bezeichnet die Sache.
Wollen Sie sich nun nicht korrigiren,
So kann ich den Helden ihres Stücks nicht entrepreniren.

Geht ab.

Muse.

Warum machst Du Dir solche Beschwer,
Stehst mit den Thoren in Verkehr?

Autor.

Ich that es nur, um auch im Weiten,
Im Volke deinen Dienst zu verbreiten.

Muse.

O laß sie nur in ihrem Eigenthume,
Denn sie sind fern von meinem Heiligthume.

Autor.

Man kann sich freilich übereilen,
Man wünscht doch für die Menge zu schreiben.

Muse.

Die Menge! gäb' es eine Menge!

Doch ziehn sich tausend in die Enge,
Es scheint am Ende kaum noch Einer,
Beim rechten Licht besehn, gar keiner.

Ein Recensent tritt herein.

Recensent.

Ich bringe Ihnen das Buch hier wieder,
Es war mir doch zu sehr zuwider.

Autor.

Ich danke für Ihre Aufrichtigkeit.

Recensent.

Ja, lieber Mann, es thut mir leid,
Ich spräche gern, wie sich's geziemt,
Ein wenig, wie man's nennt, verblümt,
Aber Ihre Schriften sind gar zu schlecht,
Als daß man's Ihnen nicht sollte sagen,
Vielleicht kann's doch dazu beitragen,
Daß Sie sich kehren auf Wege, die recht,
Und nicht auf Pfaden so kreuz und quer:
Sie machen sich selber das Leben schwer.

Autor.

Wollen Sie's mir nicht ein wenig erläutern?

Recensent.

Daran würde jede Bemühung scheitern,
Alles was Sie suchen ist excentrisch,
Alles was Sie wollen ist unverständlich,
Alles was Sie schreiben ist ohne Verstand,
Und drum kann man nur vor der Hand
Sie warnen, daß Sie werden ein anderer Mann.
Leben Sie wohl, ich habe meine Pflicht gethan. Ab.

Muse.

Was bedeutet diese Kreatur?

Autor.

Er ist ein Wächter aller Poetischen Natur,
Er zieht sich alle Kunst sehr zu Gemüthe,
Und meistert verständig an jeder Blüthe,
Er studirt beständig Poesie,
Und glaubt doch, daß sie da sei, nie,
Hält all Bemühn zu dichten für verloren,
Poeten und Künstler sind ihm Thoren,
Doch wäscht er immer an diesen Mohren,
Er nimmt sich ihre Krankheit zu Herzen
Und möchte sie bleichen und entschwärzen,
Im gemeinen Leben man ihn nennt
Wenn von ihm die Rede, der Recensent.

Muse.

Dergleichen Erfindung ist gewiß modern.

Autor.

Sie nennen sich deine Priester gern
Und meinen, sind von der Bildung der Kern,
Ehemals gab es Prophetenschüler,
Jetzo hat man Recensirmühlen,
Was sie unter sich haben muß brechen oder biegen,
Vom Großen und Starken, das sie mühlen,
Sagen sie stets: ich kann es nicht klein kriegen!
Denn klein muß alles sein, was sie fassen und fühlen,
Kommt ihnen ein Tüchtiger unter die Hände,
Der sich nicht will verkleinern lassen,
So schimpfen sie auf ihn aus der Maßen,
Beschließen ihr Urtheil so am Ende:

in Monstrum ist dieser, der Natur mißglückt,
einer kriegt ihn klein, er ist verrückt.

Muse.

ie Maschinerie ist nicht übel erdacht;
ier werden diese Werkzeuge nicht verlacht?

Autor.

as Lachen sich bei uns Menschen fast verliert,
ir fürchten, wir würden dadurch gethiert,
nd wenn man sich mit Gelächter beschwert,
o ist es meistens der Mühe nicht werth.
ie wollen lachen mit Natur,
nd über eine Wahrscheinlichkeit,
as Lächerliche soll aber nicht sein lächerlich pur,
ondern drinn stecken eine Erbaulichkeit,
eil nun Recensenten ganz und gar lächerlich sind,
cht über sie kein Menschenkind.

Muse.

icht einen Aristophanes unter sie schicken.

Autor.

ein, Beste, sie rissen ihn warlich zu Stücken,
enn er verletzt die feine Sitte.

Muse.

as nennt ihr so, das sag', ich bitte.

Autor.

h was! es ist ein dummes Wesen,
u solltest es in den Büchern lesen,
s ist eben das, was ihnen fehlt,
nd weil nun jeden das Gewissen quält,

Daß sie sich fühlen durch und durch gemein,
So wissen sie nicht wo aus noch ein,
Und finden in jedem Scherz, in aller Lust,
Nur Spiegel ihrer verächtlichen Brust,
Sie erschrecken vor jedem spaßhaften Spaß,
Und schreien: pfui! indecent und kraß!
Sie fühlen den Scherz nicht, nur ihre Gemeinheit,
Drum finden sie nicht Verbindung und Einheit.
Seitdem der Witz in den Brunnen gefallen
Sind Steine drüber gebaut von allen,
Nun warnt man jeden, nicht nahe zu gehn,
Viel weniger in den Brunnen zu sehn,
Es heißt: du könntest dich überpürzen,
Und ebenfalls wie der Witz 'nein stürzen,
So wärst du unten auf immer verloren,
Und wohntest zeitlebens bei dem Thoren,
Flieht was ihr könnt vor dem Witze weit!
Das nennen sie ihre Sittlichkeit.

Muse.

Du scheinst mir doch zu übertreiben,
Wird doch irgend wer was Lust'ges schreiben.

Autor.

Es giebt allerdings leichtfertige Vögel,
Denn Ausnahme leidet jede Regel,
Die haben gehört, daß geizige Leut
Verwerflich sind zu aller Zeit,
Das schildern sie denn, so wie den Neid,
Habsucht und ander dergleichen Gebrechen,
Wodurch sie diese Laster schwächen.
Dann giebt es welche, die gehn schon weiter
Und machen sich gleichsam ein Bischen breiter,

rsuchen die Poesie höher zu führen,
genten aus der Ferne zu schikaniren,
deln verblümt die und die Anstalten,
lten sich aber immer aus dem Schuß,
rschaffen dem Publikum großen Genuß
d man muß sie für ungeheuer witzig halten.

Muse.

t seid auf die Art im ganzen Land.
it aller Lustigkeit abgebrannt.

Autor.

ttlob! wir sitzen recht auf dem Sand.

Muse.

) wohl und behalte guten Muth,
o geht es Dir beständig gut.

Muse ab.

Autor.

hätte sie doch länger verweilt,
) lange sie mich angeschaut
ar ich recht durch und durch erbaut,
) sie nun wieder hinweggeeilt,
) kommt die kleinliche Furcht zurücke,
) bange, wenn ich um mich blicke,
e Häuser umher, die wankenden Gestalten
h drücken und keinen Trost enthalten,
e bedeuten nichts und wandeln todt einher,
) fühle die ganze Welt so leer. —

Ein alter Mann tritt herein.

Alter Mann.

r junge Autor wohnt wohl hier?
) klopfte zweimal an die Thür,

Doch keiner rief, wie gebräuchlich: herein!
Drum trat ich ohne weitres ein.

Autor.

Verzeihn Sie mir, ich war zerstreut,
Es geht mir manches im Kopf rum heut.

Alter Mann.

A ha! wohl neue Plane gewiß?

Autor.

Ich weiß nicht recht, es war das und dies.

Alter Mann.

Ich muß Ihnen sagen, gegen dies und das
Hab' ich eigentlich einen großen Haß,
Man muß beständig das Rechte wollen
Und auch die rechten Mittel ergreifen,
Denn wenn die schönen Wissenschaften reifen sollen
Muß man nicht hie und dorthin schweifen,
Man muß auf ebnen Straßen bleiben,
Fein gründlich, doch verständlich schreiben,
Den Plan von allen Seiten überlegen,
So giebt nachher der Himmel seinen Segen,
Daß es die Leute lesen, verstehn und lieben,
Und so muß man sich weiter üben,
Und höher steigen und höher und immer höher noch,
So kömmt man am Ende erstaunlich hoch.

Autor.

Das kann ich mir wirklich so ziemlich denken,
Es geht fast so, wenn sie einen henken,
Doch hat's ein solcher noch keinem gedankt,
Wenn er zu solcher Höh' gelangt.

Alter Mann.

h meine, mein Freund, in der Literatur,
uß man durchmachen gar manche Kur,
leiden manche böse Stund,
man sich glauben darf gesund.
an muß die Jugend überstehn,
man kann aus den Augen sehn,
ann muß man wieder rückwärts gehn,
ann wieder vorwärts ein'ge Schritte,
o bleibt man trefflich in der Mitte:
as meiste ist doch die Bejahrung,
as allermeiste die Erfahrung.
aben Sie sich schon viel zu erfahren bemüht?

Autor.

an sieht zuweilen das, was man sieht.

Alter Mann.

i Teufel einmal! wozu ist denn die Welt,
Bozu geschehn denn die trefflichen Thaten,
a wenden Sie sich an Männer, die rathen
on Herzen gern, wo's Ihnen fehlt.

Autor.

ch habe die Welt schon lange gesucht,
och scheint sie vor mir auf der Flucht.

Alter Mann.

Bo dachten Sie sie denn zu attrappiren?

Autor.

Ich wollte sie in meinem Innern spüren.

Alter Mann.

Da mußte sie Ihnen wohl echappiren.
Ich muß die Ehre haben, Ihnen zu sagen,
Im Innern spür' ich nur den Magen,
Und außerdem die schreckliche Phantasie,
Und, wenn Sie wollen, ein Bischen Genie.

Autor,

Ich bitte, ich will Sie gar nicht geniren.

Alter Mann.

Doch all das Ding muß uns nicht irre führen,
Das muß man wissen zu bezähmen
Und ihm sein wildes Feuer zu nehmen,
Man muß es gleichsam pulverisiren;
Geschieht diese Vorsicht nicht bei Zeiten,
So weiß ich manche, die 's zu spät bereuten,
Man mußte sie nachher trepaniren,
Sie dachten, wie sich's nicht wollte gebühren.

Autor.

Sie hielten sich immer wohl in den Schranken?

Alter Mann.

Ha Gnade Gott jedem rebellschen Gedanken,
Der nicht so denken wollte wie ich,
Zum Unsinn macht ich ihn unbesehn,
Das ist wohl tausendmal geschehn,
So hielt ich mich stets fein säuberlich.

Autor.

Doch mit der Phantasie ward es Ihnen sauer?

Alter Mann.

Im Anfang etwas, doch auf die Dauer

Kam ich auch bald mit ihr in Gang,
Auch sie begab sich unter den Zwang.

Autor.

Das ist sonst gegen ihre Natur.

Alter Mann.

Glauben Sie denn an die Kreatur?

Autor.

Sie haben mich erst in dem Glauben bestärkt,
Weil Sie sagten, Sie haben sie in sich gemerkt.

Alter Mann.

Sie lassen sich, mein Seel, leicht berücken,
Das ist nur eine Art sich auszudrücken.
Ich habe eine lebhafte Phantasie,
Und sehn Sie, darum bild' ich mir ein,
Es müßte eine Phantasie in mir sein,
Hat aber dergleichen gegeben nie.
Was man so nennt, ist nur ein Spaß,
Hat eigentlich nie was damit gemeint,
Und damit es klingt nach irgend was,
Und es ein wirkliches Wesen scheint,
Hat man das Unding, wie bekannt,
Um Zeitvertreibe Phantasie genannt.

Autor.

Was ist's denn, was den Dichter macht?

Alter Mann.

Wenn ich Ihnen soll meine Meinung sagen,
Ich bitte, geben Sie jetzo Acht,)
So wär' es wohl Zeit in unsern Tagen,

In denen man alle Sektirer veracht,
Daß man's mit Dichtern eben also macht;
Sie sind doch alle nur schlechte Gesellen,
Und besser bei Fabriken anzustellen:
Ach Gott, da ist die Arbeit ohne Ende,
Fehlen leider noch immer thätige Hände.
Ich bin zwar selbst ein Dichter gewesen
Und wurde zu meiner Zeit gelesen,
Schreib' auch noch mit unter was zum Spaß,
Doch trag ich gegen alle Dichter Haß,
Es giebt in der Welt so viel zu thun,
Da gilt kein Schwatzen, kein Müßiggehn,
Wer da will zuschaun oder ruhn,
Der muß von der Welt gar wenig verstehn,
Das Vaterland fordert auch unsre Pflichten,
Da ist nicht Zeit, dummes Zeug zu dichten.

Autor.

Sie sind aber warlich gar zu strenge
Und treiben die Dichter sehr in die Enge.
Sie sprechen von Welt, wo ist sie zu finden?
Ich möchte sie gar zu gern ergründen.

Alter Mann.

Man muß Welt haben, Welt anzutreffen,
Sonst ist das ganze Ding ein Aeffen,
Wie man muß einen Witz besitzen,
Um zu verstehn der andern Witzen.
Das ist überhaupt in der ganzen Welt
Gar absonderlich übel bestellt,
Daß alles, was gut ist und tüchtig,
Daß alles, was sauber geht und richtig,

Man nur in mir vereinigt findt,
Die andern Menschen sind alle blind.

Autor.

Das ist doch aber zum Erstaunen.

Alter Mann.

Es haben mir viele nicht glauben wollen,
Sogar meine besten Freunde raunen
Sich einer dem andern in die Ohren,
Daß mir davon die Ohren grollen,
Ich gehörte eigentlich selbst zu den Thoren:
Doch ist davon keine Silbe wahr,
Wie sie wohl selber denken können,
Man will mir meinen Ruhm nicht gönnen,
Doch krümmt mir alles das kein Haar.
Noch einmal von der Welt zu sprechen,
So thut's der Welt itzt selbst an Welt gebrechen,
Es ist gar eine grobe Zeit,
Wo man mißhandelt die schönsten Leut,
Ja Mißhandel ist der ganze Handel,
Unwandel aller Handel und Wandel,
Die guten Köpfe sterben ab,
Und Schelme tanzen auf ihrem Grab,
Kurzum, wenn ich, mein Lieber, nicht wäre,
So entstände eine gewaltige Leere.

Autor.

Mir ist noch nie ein Mann vorgekommen,
Der so wenig ein Blatt vor den Mund genommen.

Alter Mann.

Es geschieht auch in der That nur selten,
Daß einer so in sich vereint alle Welten.

Ich hab's verkündigt und immer verkündigt,
Doch haben sich alle so schwer versündigt,
Daß keiner mir glaubt, noch nach mir hört,
So sehr mein Mund sie auch belehrt,
Will keiner an meine Bildung glauben,
Meinen, mir hingen zu hoch die Trauben;
So schwimm ich denn in Wassersnoth
Und droht mir stets der nahe Tod;
Will ich nur etwas oben bleiben,
Muß ich in jeder Messe schreiben,
Doch hilft mir nichts, daß ich vermessen,
Denn leider werd' ich mit jeder Messen
Im Reich nur mehr und mehr vergessen.

Autor.

Wenn Sie nun sterben, wie wird's da stehn?

Alter Mann.

Sonder Zweifel muß die Welt dann untergehn,
Gesprochen ganz aufrichtig und ehrlich
Kann ich die Sache darthun klärlich,
Dann widersetzt sich keiner der bösen Sache,
Und so kommt denn des Himmels Rache,
Verschlingt die Erde mit Mann und Maus,
Und dann ist alles zusammen aus.

Autor.

Freilich ist jetzt keiner ihrer Meinung,
Drum kommt sie so besonders heraus,
Es fehlt den Leuten jetzt an Vereinung.

Alter Mann.

Das ist der Punkt, mein werther Herr,
Darum ist was Gutes zu leisten so schwer,

Darum ist Kritik zurückgegangen,
Darum verstummen, die ehemals sangen.
Ja vormals waren andre Zeiten,
Da wollte die Sache mehr bedeuten,
Da ward sie geführt von andern Leuten,
Da galten noch die großen Männer,
Da gab es mich und andre Kenner,
Seitdem hat alles sich verkehrt,
Ist die Kunst keinen Schuß Pulver mehr werth.
O könnte nur Lessing wiederkehren,
Der zeigte den Leuten, wie dumm sie wären,
Und sie mich recht müßten verehren.

Lessing durch das Dach in einer Wolke.

Autor.

O weh! das Haus bricht in einander,
So muß ich's lassen repariren.

Alter Mann.

O Lessing, großer Held, was kann Dich rühren,
Von jenseit zu uns herüber zu wandern?

Autor.

Bewirth' ich einen so großen Herrn,
So trag' ich auch die Kosten gern.

Lessing.

Ich komme durch die Wolken nieder,
Weil Ihr mir gar zu sehr zuwider,
Verschont doch meinen guten Namen,
Nie war ich eine Krücke für die Lahmen,
Nie nicht ein Esel für die Zahmen.

Alter Mann.

Bewahre! als wenn wir das nur glaubten,
Conträr, wir wollen deine Ehre behaupten.

Lessing.

Zum behaupten gehört noch stets ein Haupt,
Ihr aber, die ihr weder zweifelt noch glaubt,
Nicht selber denkt und andre nicht versteht,
Daß ihr so schändlich mit meinem Namen umgeht,
Das erregt mir noch oben meinen Zorn,
Ist mir in der besten Seligkeit ein Dorn.
Die ihr nicht kriegen könnt, haltet Friede,
In der Dummheit Namen, seid ihr's noch nicht müde,
Das alte Spiegelfechten fortzuführen,
Bei jedem Quark meinen Namen zu zitiren?
Ihr behauptet kein noch so dummes Ding,
Keine Albernheit, sei sie noch so gering,
So wird die Schwerfälligkeit selber flink
Und schreit: grade so meint es Lessing!
Ihr Unmeiner, nein, ihr seid nicht die Meinen,
Nun ich todt bin, denkt ihr, ihr könnt es mir bieten,
Ich kann nicht mehr bejahn, nicht verneinen:
Nun soll ich als eure Fahne erscheinen,
Euer Feldgeschrei im pöbelhaften Wüthen,
Und opfert mich auf, ihr barbarischen Scythen!
Wodurch verdiente denn mein großer Sinn,
Daß ich der Dummheit Heilger bin?
War dies von meinem ganzen Leben,
Von meinem kühnen mißverstandnen Streben,
Von meinem hohen Eifer der Beschluß,
Daß ich euch, Korporalen, zum Profose dienen muß?
Ihr, die ihr nie das kleinste gefühlt,

Wohin ich mit meinen Pfeilen gezielt,
Die ihr nicht ahnden konntet, nicht fassen,
Wie ich eures gleichen mußte hassen,
Wie ich immer, wo nach ihr mit allen Sinnen trachtet,
Herzinnig und tiefsinnig habe verachtet:
Nun sagt, was habt ihr denn mit eurem Geschrei?
So redet dreist heraus und frei!

Alter Mann.

Ach lieber Himmel, ich bin verlegen,
Was kann dich nur so zum Zorn bewegen?
Auf Erden hab' ich dich nie so schlimm gesehn;
Kömmst scheltend aus der Seligkeit? das ist nicht schön!

Lessing.

Im Himmel lernt man erst das rechte Zürnen,
Weil es ist der Liebe erste That.
Hier unten, bezwungen von allen Gestirnen,
Wird oft der himmlische Zorn bald matt,
Das Irdische hält uns in seinen Schranken,
Ertödtet zu oft die Göttergedanken.

Alter Mann.

Ach wie denn, Freund? ich dachte nur Frieden
Sei uns dort oben auf immer beschieden.

Lessing.

Ja Frieden, den ihr nimmermehr kennt:
In wem kein unsterbliches Feuer brennt,
Wer hier nicht schon steigt zur Liebe hinan,
Wird dort in Krieg, in ewgen Bann gethan.

Alter Mann.

So wäre auch nicht die Vergebung aller Sünden
Da oben im Himmelreich zu finden?

Lessing.

Ja aller, außer wie die Schrift verheißt,
Der Sünde gegen den heilgen Geist,
Die ihr ohne Ruh und Rast begeht,
In der euer ganzes Wirken steht,
Ja Gott verfolgt ihr und seine Gerechte,
Und seid des Satans leibeigene Knechte.

Alter Mann.

Wir glauben eben an beide nicht
Und halten das für das wahre Licht,
Das andre ist Finsterniß, die uns sonst deckte,
Und meinten, du wärst von unsrer Sekte.

Lessing.

Wohl eurem falschmünzenden Stempel
Dient jedes Götterbild nur zum Gepräge,
Der Irrlehre nur zum neuen Exempel,
Jedweder Weg wird euch zum Irrwege;
Ja wohl brachte euch zu Tage nur,
Ein Tagelöhner der Natur,
Nicht Menschen, Christen oder Heiden,
Müßt ihr verzweifeln an allen Freuden,
Stumm bleibt's in euch, wird nimmer wach,
Ihr ahmt zu schlecht die Menschheit nach.

Alter Mann.

Ich bitte dich, verfolg uns doch nicht,
Es hat dich keiner so sehr gepriesen,
Den Leuten so umständlich die Schönheit bewiesen,
Die Trefflichkeit deiner dramatschen Gedicht.

Lessing.

Das ist es, was ihr von mir wißt,

lles andre iſt euch verborgen blieben.
ch hatte immer ein heimlich Gelüſt
ie Schöne der Poeſie zu lieben,
och wollte ſie mir ihren Genuß nicht gönnen,
rum durft' ich die Holde niemals erkennen.
ch war eines Predigers Sohn' in der Wüſt,
och kehrte ſich keiner an mein Ermahnen,
ing jeder fort auf ſeinen Bahnen,
ch wollte, wie vieles, die Poeſie verkünden,
ch wußte, ſie mußte ſich bald entzünden,
rum tauft' ich mit Waſſer und mit Verſtand
inige Weſen, Schauſpiele genannt.
lach mir iſt ein anderer größrer erſchienen,
eſtimmt als Prieſter den Muſen zu dienen,
er hat getauft mit Feuer und Geiſt,
Die all ſein Wirken und Dichten beweiſt,
r wandelt unter euch in Göttlichkeit,
och wer erkennt ſein ſtrahlend Ehrenkleid?
erſtockten Herzens bleibt ihr ſtets in blöden Sinnen,
ünnt weder Heil noch Troſt, Verſtand noch Vernunft
gewinnen,
o bleibt denn dumm, fahrt fort in eurem Zeitvertreibe,
och bleibt honetten Leuten, abſonderlich aber mir vom
Leibe!

Die Wolke erhebt ſich wieder und verſchwindet mit ihm.

Autor.

er Tauſend! das iſt ein gewaltiger
nd überaus geſtrenger Herr!

Alter Mann.

s iſt nicht ſein Ernſt, er liebt das Uebertriebne,
as beweiſt ſo manches von ihm Geſchriebne.

Er war ein ganz vorzüglicher Mann,
Doch wandelte ihn schon oft im Leben die Grobheit an,
Daß er seine besten Freunde nicht wollte erkennen
Und ihnen nicht auch die gehörige Größe gönnen;
Da hatten wir manches auszubaden,
Doch kamen wir immer wieder zu Gnaden. —
Es ärgert mich nur, daß er mich hier blamirt,
Und leicht den jungen Mann irre führt.
Hören Sie, mein Freund, glauben Sie ihm kein Wo
Ich meine er war auch nicht mal hier,
Denn er ging plötzlich wieder fort,
Und die Decke ist ganz eben und schier,
Da müßte sich doch eine Oeffnung zeigen,
Drum mein' ich, es war nur Lug und Trug,
Wollen gütigst den ganzen Vorfall verschweigen,
Ich habe schon sonst der Geister genug
Gesehn in meinem verblendeten Sinn,
Wohlverstanden, wenn ich nicht bei mir selber bin.
Denn sonst in meinen gesunden Tagen
Dürfte weder Geist noch Geistesgleichen es wagen,
Mir nahe zu kommen in mein Revier,
Ich wies' ihm augenblicks die Thür. Geht ab.

Autor.

Es scheint heut ein kurioser Tag,
An dem ich noch manches erleben mag,
Es ist als wär' die Zeit in Gährung
Und trachtete nach einer seltsamen Gebärung.

Der Bediente kommt herein.

Bediente.

Mein Herr, es ist ein Fremder draus,
Der sagt, er spräche sie gar zu gern.

Autor.

o sag' ihm nur, ich sei nicht zu Haus,
i giebt sonst wieder neuen Lärm. Bed. ab.
i wohl mag der ein Fremder sein,
on mir und allem, was ich denke.
a laufen sie in die Häuser herein
id geben sich einen vornehmen Schein,
ann noch als brächten sie einem Geschenke,
aß man die Zeit mit ihnen verliert,
aß sich auf sechserlei Art ennuyirt.

Bedienter kommt wieder.

Bedienter.

er Herr sagt, er ginge nimmermehr,
r sei ein zu großer Bewunderer,
im eine Entschuldigung anzunehmen,
ie müßten sich dazu bequemen
hn in Guten oder Bösen zu sich zu bitten,
r ist auf einige Meilen umgeritten.

Autor.

Was ist es denn für eine Art von Mensch?

Bedienter.

r scheint ein wenig wetterwendsch,
at seines Tuch zu seinem Kleide,
r thut gewiß keinem Menschen was zu Leide.

Autor.

o sag' ihm nur, er wär gebeten,
ütigst zu mir herein zu treten.

Bediente ab, der Bewunderer tritt herein.

Bewunderer.

ch mein werther Herr, ich bin darin so eigen,

Daß ich ein wenig neugierig bin,
Von Jugend auf stand darauf mein Sinn,
Schon als Knabe lief ich zu manchem Spektakel hin,
Wo sich nur irgend was mochte zeigen.
Bitte ergebenst, sie wollen mir nicht verschweigen,
Ob ich Sie in ihren Arbeiten störe,
Denn sonst hab' ich sogleich die Ehre,
Mich wieder gehorsamst zu empfehlen,
Drum sein Sie so gut es nicht zu verhehlen.

Autor.

Man muß sich um die Zeit nicht quälen,
So lange man lebt, kann sie uns nicht fehlen,
Und dann kommt vollends die Ewigkeit,
So hat man dann noch mehre Zeit.

Bewunderer.

Ich freue mich also, daß ich Sie kennen lerne,
Ich hätte sie längst gekannt gar gerne,
Sie glauben nicht, wie ich mich an Ihren Schrift
ergötzt,
Wie sie mich in meine Jugend zurückversetzt.

Autor.

Sie haben sie also übersetzt;
Doch sind Sie auch jetzo noch nicht alt.

Bewunderer.

Ach nein, ich meine aber nur der Sternbald,
Ich schriebe dergleichen gar zu gerne,
Auch solche freie gereimte Lieder,
Sie tönen in meiner Seele wieder,
Vielleicht gelingt's, daß ich auch Ferne
Einmal zusammenreime mit Sterne.

Autor.

Sie scheinen die Sache schon inne zu haben,
So kann es Ihnen nicht werden schwer.

Bewunderer.

Doch bleiben meine Gedichte so leer,
Mir ist's, als fehlen mir die Gaben.

Autor.

Es findet sich alles, wenn man sich übt
Und nur das Gute recht innig liebt.

Bewunderer.

Auch fühl ich wohl, daß ich durch meine Talente
Mit der Zeit was Großes leisten könnte,
Nur macht mir das die meisten Sorgen,
Daß es nicht geschieht heut' oder morgen.

Autor.

Ja freilich ist es besser gethan,
Man wird alsbald ein großer Mann,
Die Geduld ist nicht allen gegeben,
So lange in der Mitte zu schweben.

Bewunderer.

Man muß nur jeden Vorsatz zur Religion machen,
So kann man über die ganze Welt lachen,
Und das Lachen muß wieder Religion werden,
Dazu die Natur, die wir haben auf Erden,
Und dies mit göttlicher Liebe verbunden,
Einge Blumen noch hineingewunden,
Und alles in Poesie verschmolzen,
Macht einen schon ziemlich zu einem Stolzen.

Autor.

Mein werther Herr, ich versteh' Sie nicht.

Bewunderer.

Haben Sie das Verstehn nie bis zur Religion getrieben?
Ich dächte denn doch das sei das wahre Blumen-Lieben.
Die Natur ist immer natürlich,
So bin ich auch gleichsam figürlich,
Ach Gott! die Rose ist ein schönes Kind,
Mich entzückt zugleich die edle Lucinde.

Autor.

Sie scheinen sie nicht verstanden zu haben.

Bewunderer.

Ich habe so meine Art, mich dran zu laben,
Denn jedweder Mensch hat seine Gaben,
Ich verächte Gottlob! die Sittlichkeit.

Autor.

Doch hätten Sie dazu noch künftig Zeit,
Man fängt doch erst gelinde an.

Bewunderer.

Der erste, der's denkt, mag's also treiben,
Doch ich, der ich die Sachen lesen kann,
Muß nicht beim Anfang stehen bleiben,
Ich mache mir alles zur Religion,
Und sitze drin wie auf einem gepolsterten Thron.

Autor.

Doch wenn nun alle auf die Erfindung geriethen?

Bewunderer.

Das wäre freilich ein übler Umstand,
So hätte man gar nichts Eignes mehr.

Autor.

Das müßte Ihnen dann ein andrer vergüten,

Vielleicht verbreitet sich dann im Land
Schon wieder eine neue Lehre,
Sie können sich immer zur neusten bekennen,
Die Religion alsdann den andern gönnen.

Bewunderer.

Ich habe mir das so schön angewöhnt
Und finde, daß es ganz lieblich tönt,
Auch sind noch alle dagegen in Empörung
Und wie in allgemeiner Verschwörung,
So daß sie in selbsteſten innersten Gemüthen
Im herzesten Herzen dagegen wüthen,
Da giebt es also noch keine Bekehrung.

Autor.

Das sagen Sie nicht, es findet wohl Beifall,
So hört man die Dinge dann überall.
Sie drücken sich aber kurioſe aus.

Bewunderer.

Es muß immer aus dem innersten Gemüth heraus,
Und oft will es nicht weichen und wanken,
Oft fehlen wohl selber die Gedanken,
Da muß man die Sprache recht bei der Wurzel kriegen,
Aus dem Innersten sprechen, es mag brechen oder biegen,
So ist es mir schon oft gelungen
Zu gerathen auf treffliche Vorstellungen.

Autor.

Es ist gewiß, die Welt thut jetzt große Schritte,
Sie hat die rechten Sieben-Meilen-Stiefeln angezogen,
Meint man, man ist in der Bildung Mitte,
So ist man gewöhnlich sehr betrogen,

Sie rennt voraus und immer voraus,
Man wird verdrüßlich und geht nach Haus.

Bewunderer.

Somit wäre alsdann die Bildung aus,
Doch hoff' ich, Sie schreiben für uns noch fleißig.
Ich muß gestehn, ich ahme Sie nach,
Habe auch hier bei mir mitgebracht
Etliche artliche Lieder, an die hundert und dreißig.

Autor.

Ich bitte, daß Sie mich entschuldigen mögen,
Sie anzuhören geht über mein Vermögen.

Bewunderer.

Nur eins und das andre, Sie werden sich wundern,
Denn meine Poesie ist ein wahres Kunterbuntern,
Sie haben mich außerdem begeistert,
Drum wär' ich gern von Ihnen gemeistert.

Er liest.

Stille, stille,
Wie die Welle,
In den Seen
Blumen stehen,
An dem Rande,
Sanfte Bande,
Und es flimmern
In den Schimmern,
Süße Töne,
Ach wie Schöne!
Komm und kröne
Mein Verlangen,
Denn dein Bangen
Ist so ferne

Wie die Sterne,
Liebesblicke,
All mein Glücke,
Binden Flammen,
Sich zusammen,
Daß sie schwammen,
Ach die schöne Zeit,
Weit! weit!

Autor.

Ich muß Sie bitten, hier inne zu halten,
Mir schwindelt vor den vielen Gestalten,
Die sich so ungenirt entfalten.

Bewunderer.

Nicht wahr, es geht recht kraus durch einander?
Man sieht gleichsam nur lauter Lichter wandern.

Autor.

Ein ungemein zartet Genius drinne haust,
Es paßt zusammen, wie auf's Auge die Faust,
Da springen einem auch die Funken und Lichter
Um so dichtrischer, als man darauf schlägt dichter,
Daß einem Hören und Sehen vergeht
Und man sich doch vor purem Sehn nicht kann lassen: —
Daß nichts in seinem Zusammenhange steht,
Das ist die Kunst es zusammen zu fassen.

Bewunderer.

Ganz recht, das ist's eben, was ich von Ihnen lerne,
Doch eh ich mich noch ergebenst entferne,
Will ich noch zur zweiten Lektüre schreiten
Und Sie dadurch zur dritten vorbereiten.

Er liest.

Wanke, wanke,
Mein Gedanke,
Tönt die Flöte,
Morgenröthe?
Nein verschwunden
Sind die Stunden!
Wiederkehren
Soll mir gewähren,
Was ich verloren
Eh' ich geboren.

Autor.

Ich bitte Sie, ich sinke um,
Mir wird im Kopfe gar zu dumm.

Bewunderer.

Sie treiben wohl ihr Zuhören bis zur Religion?

Autor.

Ach nein, ich fühle mich krank und matt,
Mir ist, als müßt' ich sterben schon,
Des Lebens bin ich völlig satt.

Bewunderer.

Ei! ei! das wäre ein großer Verlust!
So haben Sie's wohl auf der Brust?

Autor.

Nein, nein, ich sterbe an meinen Liedern,
Sie fangen mir an, so zu zuwidern,
Sie sind mir eine so ekle Speis'
Daß ich mich nicht zu lassen weiß.

Bewunderer.

Treiben Sie Ihren Ekel bis zur Religion?

rlauben Sie mir jetzt einen andern Ton,
jetzt will ich Ihnen lesen, was im Spaßen
in ihrer Manier ich habe gethan.

Autor.

ich nein, ich bin ein verlorner Mann,
ich weiß durchaus mich nicht zu fassen,
ich muß Sie bitten, mich zu verlassen.

Bewunderer.

Nun nun, ich komme wohl morgen wieder
Und lese Ihnen noch einige Lieder.

Früh, früh,
Ei sieh,
Durch den Wald,
Laut erschallt
Vöglein-Stimmen,
Die verschwimmen
Wie ein Flimmen
Durch Gesträuche
Und die Eiche
Sieht darein,
Als müßt' es so sein.

Doch jetzt muß ich gehn, denn wenn ich bleibe
Ich das Abschiednehmen bis zur Religion treibe.

Verbeugt sich und geht ab.

Autor.

Ist das der Lohn von allem Bemühen,
Von allen Fackeln, die wir glauben zu zünden,
Daß wir dergleichen Blüthen erziehen?
Wie muß da alle Hoffnung schwinden!
Wenn man das Rechte will ergründen,
Und möchte dringen bis zum innern Kern,

Hingabe der Gottheit sein Leben gern,
Die verlornen Geister mit schönem Bestreben,
Die erstorbne Welt sucht zu beleben,
So streut man nur Worte in den Wind,
Die nachher zum Mißbrauch gut genug sind.
O edler Freund, was strebtest du Lucinden,
Die Gluth dem Volke zu verkünden?
Sie laufen hinzu, und keiner dich kennt,
Und es hilft kein Rufen: „Rühre nicht, Bock, denn es
brennt!“
Alle Mühe, alles ernste Ringen,
Glauben sie besser zu entbehren,
Sie meinen, es müsse im Schlaf gelingen,
Und stellen sich, als ob sie Titanen wären,
Und wissen, daß selbst Backen und Brauen
Sich nicht läßt mit dem Genie pur zwingen.

Ein Weltmann tritt herein.

Weltmann.

Ich komme zu Ihnen mit Freundes-Vertrauen,
Man hat mir gesagt, daß Sie mancherlei dichten,
Wodurch Sie wollen die Welt bekehren,
Da muß man sich nach den Umständen richten,
Selbst lernen, will man andre belehren,
Sie führen aber scheint's, ein eremitisch Leben,
Und sind wohl gar dem Spekuliren ergeben.

Autor.

Ich will nichts, und mag mir nichts vornehmen,
Es dient doch nur, es zu verfehlen,
Man muß nur sich und andre quälen,
Was hilft es, wilde Steine zähmen,

ie Zeit des Orpheus ist verflossen,
an hält dergleichen jetzt für Possen.

Weltmann.

ıd auch mit Recht, mein werther Freund,
ie kennen die Welt nicht, wie es scheint,
ie wollen mit Geisseln drunter schlagen,
it Posaunen wie zum jüngsten Tage blasen,
och muß man alles still gewähren lassen,
nd kommt die Zeit, wird man den Sieg von dannen
tragen.

Autor.

ich möchte mich lieber gleich in die Nichtigkeit ergeben,
enn ganz verdrüßlich fällt mir doch mein Leben.

Weltmann.

i warum das! das thut nicht noth,
eitig genug kommt immer noch der Tod,
uch muß man schaffen und wirken und thätig sein,
enn dergleichen wird immer räthlich sein,
ur nicht sich in sich zurücke ziehn,
as ist die schädlichste Medizin.

Autor.

ich verzweifle an allem, keiner versteht mich,
nbefangen in der Poesie keiner ergeht sich,
ir wird am Ende vor allen Worten bange,
eder Schritt wird mir sauer auf meinem Gange.

Weltmann.

as macht, weil Sie die Welt nicht studiren.
ich nicht auf gehörige Vielseitigkeit appliziren,
enn wenn Sie sich selber so eng borniren,
as muß sie nothwendig irre führen.

Autor.

Die Irre! das ist das rechte Wort!
Wo ist denn nicht zu irren ein Ort?

Weltmann.

Nun, zum Beispiel, wenn man sich das Ganze vor
Und, wie schon gesagt, beobachtet die Welt,
Sich sucht von allen Seiten
In allen Kenntnissen und Gedanken zu verbreiten,
In Politik, Statistik, neuer Geschichte,
Das sind die großen gewaltgen Gewichte,
Die die Uhr der Welt in Bewegung setzen,
Die Schleifsteine, die die Ingenia wetzen.

Autor.

Wenn ich die alte Welt mit der neuen messe,
So hat die neue für mich kein Interesse.

Weltmann.

Das ist es, wo Sie wieder irren,
Das macht, weil sie das Interesse verwirren,
Sie wollen kein reines Interesse haben,
Sich immer an einem poetischen laben,
Doch dauert das unmöglich auf die Länge,
Man kömmt dabei gewaltig in die Enge.

Autor.

Ach leider! bin ich schon in dem Gedränge,
Und sehe kein Mittel heraus zu kommen,
Denn mir ist aller Muth genommen.

Weltmann.

Ei, mein Werther, das muß sich alles fügen,
Ihr richtiger Verstand wird gewiß am Ende siegen,
Man muß sich nur in die Zeiten schicken,

o kann es nicht anders, es muß uns glücken;
inmal stolziren, und dreimal sich bücken,
as glauben Sie mir, so wie nun die Welt ist,
st jetzt zumal das rechte Verhältniß.
on allem, was da ist, ein wenig erhaschen,
nd damit anfüllen seine Taschen,
nd mit jedem, den man vorüber wandelt,
in bischen mit der vielen Kenntniß gehandelt,
ur rechten Zeit Allmosen spendirt,
nd sich bescheiden dazu verneigt,
ls sollt' es keiner sehn, doch daß man es zeigt,
ann wieder mit allen Vieren hauthiert,
estoßen in Hoboen und Posaunen,
aß rings umher die Leute erstaunen.
och niemals ohne Absicht gelobt,
och weniger drein mit Knütteln geschlagen,
enn wer die gute Sache zu stürmen strebt,
er kommt zu kurz in unsern Tagen,
arum bezähmen Sie ihren Unwillen,
der schaffen Sie ihn lieber gänzlich fort,
nd glauben Sie mir nur auf mein Wort,
chon dadurch wird sich manches erfüllen.
ur frisch gelobt, so lobt man wieder,
ereingen sich zum Band die Glieder.
nd hat man gar den Ruf von bescheiden,
o loben sie einen mit tausend Freuden,
enkt jeder: hält dich der Mann doch für klüger,
m Ende bleibst du immer sein Besieger.
at man nun lange genug geschont,
o sieht man, wie man oben thront,
on allen Seiten Feuerwerke brennen,
nd jung und alt dann unsern Namen nennen;

So ist die Welt, doch sind Sie grob,
Empört das Grobzeug sich darob,
Und wenn Sie vollends dabei sakrisch,
Wird all das Mengelmus aufrührisch,
Und schreien: wir wollen ihn sämmtlich nicht lesen,
So ist seine Macht auf Erden gewesen.
Ich bitte, Sie glauben, daß ich nicht scherze,
Und nehmen sich meinen Rath zu Herzen,
Nur hübsch der Vielseitigkeit sich befliſſen,
Müssen scheinen so ziemlich um alles zu wissen,
Dazu die liebe Humanität,
Die jetzt in allen Kalendern steht,
So kann es Ihnen bei meiner Seelen
In unsrer Welt gar niemals fehlen.

Geht ab.

Autor.

So will man mir denn alles rauben?
Soll ich an eine Welt noch glauben?
Wohl gar noch an die Psychologie
Und an ein nachahmendes Genie?
Mir fällt mein ganzes Bewußtsein um,
Steht auf den Kopf und macht mich dumm,
Da treten die Leute nur flugs herein,
Und schreien mir zu: so sollst du sein!
Ich weiß mich nicht zu rühren und zu regen,
Ja wohl ist mir die Welt zu überlegen,
Ich kann an vielem nehmen kein Theil,
Tausend Dinge machen mir Langeweil,
Ich bin so unbeholfen und ungelenkisch,
Einseitig sehr, noch mehr altfränkisch. —
— Was kommt herauf die Treppe schollern,
Mit schwerem Tritt herauf sich kollern?

Barlich, der tritt nicht sanftlich nieder,
s klingen alle Fenster wieder,
s scheint, er trägt Stiefeln mit Eisen beschlagen,
Wenn der in meine Thür eintritt,
so sprengt von ihm ein einzger Tritt
die Wände wie die Pfosten ein;
Das wird der Wirth zu meinen Visiten sagen?
Da klopft das Ungethüm. — Herein!

Der Altfrank tritt herein.

Der Altfrank.

einen guten Tag, mein junges Kerlein.

Autor.

Du lieber Gott, wer mag der Herr sein?
Mit diesem langen weißen Bart,
Mit dieser Mütz, seltsamer Art,
So wunderlich mit Schellen behängt,
daß jede Bewegung wiederklingt,
Mit diesem langen tüchtgen Knüttel,
Dem Dolch in seinem breiten Gürtel?

Der Altfrank.

kennst mich wohl nicht, du kleiner Wicht?

Autor.

Mitlebens sah ich kein solches Gesicht.

Der Altfrank.

Das weiß ich Dir gar wenig Dank,
So höre denn, ich bin, Gottlob, der Altfrank,
der alte Franke, den sie nicht lassen ruhn,
sondern wenn sie einmal was Gutes thun,
sehn ihren Nächsten in tiefen Nöthen,

Zu Gott dem Herrn inbrünstig beten,
Wenn Kinder ihre Eltern lieben,
Die Söhne gehorchen, die Töchter in Tugend sich üben,
So schreit das Volk, mit bösem Maule zänkisch:
Ei seht doch Leute, wie sind sie da altfränkisch!
Doch wer nach Huren fleißig geht,
Den Freund verläumdend auf dem Markte steht,
Gott's Wort nicht acht't, die Kirchen verhöhnt,
Am liebsten begeht, was am schwersten verpönt,
Geizt, wuchert, das Geld zusammenscharrt,
Der ist ein Kerl neumodischer Art,
Und endlich verzweifelnd stirbt im Tode,
Der ist ein artiger Mann nach der Mode.

Autor.

Wie bist du nur darauf gefallen
Mir deinen Besuch zu gönnen vor allen?

Der Altfrank.

Weil du mir immer warst gewogen,
Warst mir, ohne mich zu kennen, ergeben,
Magst gern das alte deutsche Leben,
Das hat mich nun zu dir gezogen.
Du bist nicht für das Moderne und Neue,
Du liebst in der Natur das Weite und Freie,
In aller Poesie das Volle und Tücht'ge,
In allem Scherz das Wilde und Flücht'ge.
Du hassest, was nicht redlich gemeint,
Du verehrst, was gesund und brav dir scheint,
Da hört' ich dich nun aus der Ferne fluchen,
Das bewog mich denn dich zu besuchen.

Autor.

Du erzeigst mir warlich sehr viel Ehre,

enn ich nur aufgelegter wäre,
o steht es um meine Laune mißlich,
h bin verstimmt und fast verdrüßlich.

Der Altfrank.

h was, verstimmt! das ist dummes Gezeug,
illst du nicht besser reden, so schweig!
ibt über all's in der Welt ein Räsonniren
ld kann seine eigne Laune nicht regieren?
er heißt dich doch von Laune sein?
as soll auch so was Neumodsches sein.
teht dir der Magen schief, auf frisch
etz dich an einen vollen Tisch,
ehn dir die Leut ein schiefes Maul,
o sei zum Fratzenziehn auch nicht faul,
Bill hündisch Volk dich wild anschrein
o denk: da schlag' das Donnerwetter drein!

Autor.

o was zu denken ist aber unschicklich.

Der Altfrank.

o was dachten und sagten wir augenblicklich
lann uns was Dumms in die Quere kam
ld sich zu viel herauß er nahm.

Autor.

afür sind wir auch besser erzogen.

Der Altfrank.

lt's Maul, denn das ist doch erlogen.

Autor.

hr seid ein rauher, barscher Mann,
h bitte ergebenst, fahrt mich nicht so an.

Ihr habt gar keinen geselligen Ton
Und seid der Grobheit zu sehr gewohnt,
Man kann doch friedlich und freundlich sein,
Und braucht nicht wie ein Bär zu schrein.

Der Altfrank.

So ist nun meine Art zu sprechen,
Ich thu die Zähne weit auseinander brechen,
Geh du mit deiner schwernoths Redensart,
Holunken nur die murmeln in den Bart.

Autor.

Treten Sie nur nicht meiner Ehre zu nah',
Sonst muß ich Sie bitten, sich zu entfernen,
Ich möchte nicht gerne mit Ihnen lärmen,
Weil ich Sie heut zum erstenmal sah,
Drum gehn Sie lieber fort im Stillen,
Hab' außerdem schon meine Grillen.

Der Altfrank.

Die werden aus deiner Narrheit quillen.
So halt' doch, Kerl, die Nase in die Höh!
Wann sah man einen Deutschen je
Also die Schuh besehn und granzen,
Auf so erbärmliche Weis' gramanzen?
Hast ehrlichs Blut und bist kein Schuft,
Schau dreist hinein in die freie Luft,
Thu' mit Beinen strampfen, mit Händen handthieren
Und steh nicht als gingst gewöhnlich auf Vieren,
Als wär dein Aufrechtwandeln Ausnahme nur
Und gegen deine hündische Natur.
Die Sonn' schaut auf dich, so schau sie auch an,
Die Sterne betracht, so hast du wohl gethan,
Erwäge in deinem herzhaften Gemüthe,

e du und alles nur mancherlei Blüthe,
) alles in einem großen Stamme steht
ück in Gottes Kräfte geht.
ch bist du allzusehr verdrossen
' steckst voll dummer irdscher Possen,
steck die Nas' in ein gutes Buch,
wirst du wieder gesund und klug,
schau von unserm deutschen Mann
s Gedicht vom Faust mal wieder an,
liegt für dich noch manch Verständniß,
von viel Hundert nicht haben Kenntniß:
) willst mal recht in die Tiefe schauen
allen Sinnen dich erbauen,
n Wein des Lebens schlürfen ein,
) recht im Frühling heimisch sein,
) aus allen Blüthen Nachtigallen
) tausendfach Gesänge schallen,
ndlichfach die Geister quallen,
hab dir ja ein Buch erschlossen,
' schon manch Himmelsstunde hast genossen,
gab ich dir noch außer Göthe,
oram, jene Morgenröthe,
n dem Propheten, den sie schelten,
n aufgeschlossen alle Welten,
s heilger unentweihter Mund
: Gottheit Tiefe hat verkundt,
n großen deutschen Jakob Böhme,
ß er von dir die Schwermuth nähme,
wedes Wort in ihm dir lacht,
) all umzogen mit Glanz und Pracht,
hat durchaus sich gesponnen ein
eitel Glori und Heiligenschein. —

Nun sprich, was fehlt in der Welt dir noch,
Daß du mürmelst und brümmelst verdrossen doch?

Autor.

Das alles will nicht recht erklecken,
Es fehlt mir noch an hundert Ecken,
Ich bin ungeschickt und ungewandt,
Interessire mich nicht für Welt und Land,
Bin immer auf meine Vorsätze erpicht
Und habe kein recht Welt-Interesse nicht,
Drum kann ich auch in meinem Leben
Nie so recht Red' und Antwort geben,
Von vielen guten Wissenschaften
Will nichts in meinem Gemüthe haften,
Und kurz, ich bin mit meiner Seele
Auf so gar wenig eingeschränkt,
Worauf sie ewig sinnt und denkt:
Das ist es, worüber ich mich quäle.

Der Altfrank.

Ei was! das ist eine schlechte Art
In alles seine Nase zu stoßen,
Bei sich zu führen eine Taschen-Allgegenwart,
Und doch vom Kleinen wie von dem Großen,
Das Rechte nicht zu wissen und zu erkennen,
Und pur die Dinge mit Namen zu nennen.
Auch will es sich nicht schicken und fügen,
Das Universum in den Kopf zu kriegen,
Bleibt doch jeder nur sein eigen.
So schau die Bäume mit ihren Zweigen,
Schau Blumen an und alle Pflanzen,
Sie sind die Theile des großen Ganzen,
Doch jedes prangt in seiner Schöne,

ins Fremde kein's hinüber schweift
Das Widerwärtge nie ergreift,
ür sich bestehn die mannichfaltgen Töne,
Sollte sich Natur in Eins einrühren,
Müßte dann das Chaos zurücke führen.
Die Schöpfung hat sich dadurch nur geboren,
Weil jede Kraft sich aus dem Ganzen verloren,
Und einzeln das Ganze figurirt:
Der Mensch ward aus allen Theilen formirt,
Innewohnend in ihm sind alle Geister,
Drum ist er der Natur auch Meister,
Doch hat er in sich einen Klang,
Der tief sein Wesen ganz durchdrang,
Wenn er den Ton nun wieder hört,
Wird gleich sein Innres ganz empört,
Alle Geister steigen auf in die Erinnrung,
Der Ewigkeit Strahlen fallen in die Dämmrung,
Er strebt in seine alte Wurzel zurück,
Und erhascht seines Lebens Silberblick:
So hat jedwedes in aller Natur
Seine eigne bestimmte Signatur.
Dich treibt es liebend zu umfassen,
Was die meisten um dich verachten und hassen,
So laß denn deinem Geiste Raum
Und bilde fertig deinen Raum,
Laß dir den Muth niemals entgehn,
Willst du nur sehn, so wirst du sehn,
Dann glänzet dir im süßen Geisterlichte,
Die du gewünscht, die himmlischen Gesichte.

Autor.

Und dann fühl' ich mich wieder so verloren,
Daß ich mir diese Liebe auserkohren;

Hält nicht fast jeder mich für einen Thoren?
Sie wollen nichts von dergleichen Dingen wissen,
Und weit entfernt, daß sie sind hingerissen,
Noch mehr, daß sie sich sollten darnach sehnen,
So sitzen sie nur und gähnen.
Wie soll das einen nun wohl stärken,
Wenn sie einen Autor gar nicht bemerken?
Das ist doch wohl noch zu verzeihn
Daß man will gern verstanden sein.

Der Altfrank.

Was nimmst du das nur so genau,
Ob sie heiß oder kalt sind, oder lau?
Kannst sie doch nicht bei Haaren ins Verständniß reißen,
Nicht bei den Ohren hinüberzerrn?
Daß sich um dich nicht kümmern die meisten,
Das glaub' ich dir von Herzen gern,
Allein das muß dich nicht bekümmern.
Schreib's dir und deinem Sinne recht,
Thu dich des Besten stets befleißen,
Und sei den Musen ein würdger Knecht,
So mags dann funkeln oder flimmern.
Mögen sie dich tadeln oder loben,
Das Gute bleibt am Ende oben.

Autor.

So will ich mich denn niedersetzen
Und ohne weiters mich ergötzen,
Meine alte Arbeit wieder suchen,
Und nicht mehr auf die Zeiten fluchen.

Der Altfrank.

Das wird dir immer nützlich sein,
Auch will ich mich darüber freun,

Wann du zu Stande bringst was Tüchtigs,
Was Gutes, Großes und was Wichtigs;
Erwärme dein Herz in alter Liebe,
Erwecke in dir die alten Triebe,
Wenn dir die neue Zeit nicht gefällt
So gedenk der braven alten Welt,
Mit Andacht geh zu den alten Ruinen,
Die auf den hohen Bergen verwittern,
Die schaun dich an mit wehmüthigen Mienen
Und erzählen dir von Thaten und Rittern,
Besuche zumal die Wald-Kapellen,
Wo sich heilge Geschichten vor dich stellen,
Die alte katholische Religion,
Als sie noch schmückte ihren Thron,
Und schöner die Welt durchströmte,
Ein selger Tod die Märtrer krönte:
Als deutsche Freiheit noch stolzirte,
Vor ganz Europa hell pranchirte,
Das alles magst du kühnlich preisen
Verkündigen in vollen Weisen,
Was sonst erregte deinen Muth,
Beseligte in Adern dein Blut,
Sieht nicht noch alles in einzeln Spuren,
Wandelst nicht noch auf denselbigen Fluren?
Willst du ein Deutscher sein geacht't,
Verkünd' der Deutschen Stolz und Macht,
Laß all das eitle Gewäsch und Gramanzen
Den Welschen oder flüchtigen Franzen.
Sei stolz, wie's einem Deutschen ziemt,
Der seines Vaterlands sich rühmt,
Der erkannt der alten Zeiten Adel,
Die großen Männer ohne Fehl und Tadel,

Thu dann, was du schon lang gewollt,
Was du auf mein Geheiß schon längst gesollt,
Versuch es in lebendgen Bildern
Die verwilderte Zeit zu schildern,
Die die letzte deutsche war,
Den heilgen Krieg der dreißig Jahr
Das theure Mutterland verheerte
Und seine letzte Kraft verzehrte,
Dies stell in mancherlei Schauspiel dar:
Daß du der Mitwelt mögest geben,
Erinnerung und Denkmal von deinem Leben.

Autor.

Deine Worte erwecken die alte Lust,
Den sonstgen Trieb in meiner Brust;
Den Vorsatz will ich treu bewahren,
Ich lasse Furcht und Zweifel fahren,
Magst du nur ferner mein gedenken,
Und mir, du treuer Mann, deine Liebe schenken.

Der Altfrank.

Du hattest immer zu mir begehrt,
Drum hab' ich deinen Wunsch gewährt,
Du hast mich endlich mit Augen gesehn
Und darfst nun über mich Rede stehn;
Doch hör' ich dich wieder aus der Fern
Wie ein Kindlein winseln, schreien und plärrn,
Ueber Recensenten und Kritiker klagen,
Dich mit Wehmuth und Demuth und Dummmuth plagen
So sag ich mich gänzlich von dir ab;
Dann magst du andre Freunde treffen,
Die mögen dich ängstigen oder äffen,
Und stoßen dich in die Grube hinab.

ann such in der Aufklärung Schutz und Schirm,
d treib' es wie das modernste Gewürm:
eh über das Bessere höhnisch hinweg
d liege bei Memmen und Narren im Dreck.

Geht stampfend ab.

Autor.

n schwerer Fluch, den da der grobe Mann
sprochen hat, ein fürchterlicher Bann:
uß denn das Alte grob stets sein?
as will mir doch bei alledem nicht ein.
meint am Ende, die rechte Witzesart
ge in dem verteufelt groben Fischart:
d wollt' ich davon das Bescheidenste schreiben,
e würde mir kein honetter Leser bleiben. —
as Feuer im Ofen brennt hell und knistert,
s wollt es den ganzen Ofen sprengen:
ir ist als ob es mit Stimmen flüstert,
s löste der Ofen sich in Gesängen:
enn alles Poesie und Musik noch wird,
faltet sich die Welt doch zu verwirrt. —
h sehe den Ofen in seiner Basis wackeln,
springen, meiner Seel, die Kacheln,
ampf und Gestank erfüllt das Zimmer
d drinne steht ein Frauenzimmer.

Der falsche Ruhm tritt aus dem Ofen heraus.

Autor.

er bist du wunderbares Bild?
ag an, was du von mir haben willt,
ir steigt der Dampf in alle Sinnen,
h möchte fort, kann nicht von hinnen.

Falscher Ruhm.

Ich bin der Ruhm, der die Welt durchkreuzt,
Der alle Helden mächtig reizt,
Der Lohn für alle Arbeit,
Ich wohn' in Licht und Klarheit,
Wo Feuer brennt, da brenn' auch ich,
Drum kam ich aus dem Ofen säuberlich
Mit meinen Kränzen dir entgegen
Dir zu ertheilen meinen Segen.

Autor.

Doch deine Kränze, mit Verlaub,
Bestehn ja nur aus dürrem Laub.

Falscher Ruhm.

Du Thor, geht man durch Feuer risch,
So bleibt das grüne Laub nicht frisch.

Autor.

Wie kannst denn du der Ruhm doch sein?
Ich dachte, der wohnte im lichten Schein,
So kömmst du her in Qualm und Gestank,
Das macht mir doch etwas mein Herze bang.

Falscher Ruhm.

Nicht viel gezweifelt; ich hasse das Licht,
Denn weil ich, leider, beim Lichte besehn,
So gar sehr reizend bin eben nicht,
So will ich lieber im Qualme stehn:
Was du Gestank thust höslich nennen,
Das ist ja eben mein Geruch,
Woran die Menschen mich erkennen,
Und der mir anzieht die Menge genug.
Nun sprich, ich habe nicht Zeit zum Hänseln,

in ich bin immer in Thätigkeit,
: und da zu krönen treffliche Leut,
ht einer dir an von meinen Kränzen?

Autor.

sind aber alle voll Staub und Aschen.

Falscher Ruhm.

fülle den Kopf nicht, sondern die Taschen,
) mußt du haben, willst du was gelten,
' Gold hat immer sehr gegolten,
m mögen sie um dich lärmen und schelten,
: volle Tasche wird nimmer gescholten.
ist dich zu meinem Dienst bequemen,
mußt dich weder erzürnen noch schämen,
ßt nie an keine Herrlichkeit glauben,
ch weniger dich mit Andacht verschrauben,
Menge ist deiner Gottheit Stimme,
dummer du mengst, je größer deine Menge,
) stehst du recht dicht im großen Gedränge,
fürchtest du dich vor keinem Grimme.
au an, wie lieblich jetzt die Welt,
der Armuthseligkeit ist bestellt,
fehlt ihnen allen von Osten nach Westen,
Norden nach Süden an dem Besten,
m wer die Leute halbwege ergötzt,
d gleich in alle Sprach übersetzt,
h niemals hatt' es ein Dichter kommoder,
lt ihm auch gänzlich der Menschenverstand,
in Ruhm geht doch von der äußersten Oder
an des Mittelmeeres Strand;
kommen gelaufen die Irren und Britten,
r Poesie zu Enge Länder und demüthig bitten

Sie dich und reichen genuine Guineen
Für sehr ungeniete Genien,
Und sprechen: sei unser Shakespeare,
Wir sehn, der unsrige ist ein Käsebier,
Flugs wirst der berühmte Shakspeare du,
Und wärst du selber der Kotzebue.

Autor.

Das Ding ist wahrlich so übel nicht,
Wenn du mir hältst, was dein Mund verspricht.

Falscher Ruhm.

Du mußt nur, wenn es dir soll glücken,
Dein Vorurtheil gegen den Dampf ersticken.

Autor.

Wenn mich der Dampf nicht wird ersticken.

Falscher Ruhm.

Der muß dein Element ja werden,
Dann wandelst du auf dieser Erden,
Als der berühmte große Hans Dampf,
Und überstanden ist aller Kampf,
Die meisten halten's doch für Rauch,
In dem ja lebten die Götter auch.

Autor.

Was hör' ich oben für ein herrlich Singen,
Das durch das ganze Lustrevier erschallt?
Es ist, als ob die Töne widerklingen
Aus einem grünen Vögelvollen Wald,
Und wie sie kommen süße Düfte schwingen
Hernieder sich, und gaukelnd mich umwallt
In allen trunknen Sinnen die Bemeistrung,
Ich möchte sagen fast, das ist Begeistrung.

ich seh das Dach sich oben wieder spalten,
Das Haus muß heute wahrlich untergehn,
Wie sich die Bretter alle dort entfalten
Dringt durch sie her ein heller Lichtstrahl schön,
Es brechen nieder mächtige Gestalten,
Und fahren auf dem lieblichen Getön,
Verwirrt weiß ich mich wahrlich nicht zu fassen,
Wo soll ich alle die Besuche lassen?

Der wahre Ruhm schwebt von Genien getragen herunter.

Autor.

O holdes Bild, ich stürze in die Knie,
Und bete zu dir im andächtgen Schweigen,
Mein Herz erhebt sich, und noch nimmer, nie
Sah ich die Majestät, wie du sie zeigen
Mir willst in deinem Glanz, ich ehre sie
Und möchte gern dir zugehören eigen,
Mit Zittern ist das andre Bild entwichen,
Es ist vor deinem vollen Glanz erblichen.

Der Ruhm.

Nicht daß du wirst von Thoren laut gepriesen,
Nicht daß die Welt, die eitle, dich verehrt,
Nicht daß du Schmeichler siehst zu deinen Füßen,
Daß man dein Lob von allen Zungen hört,
Nicht Lohn und Gold hat sich als Ruhm erwiesen,
Es hat dein eignes Herz dich schon belehrt,
Daß nur im Innern dir der wahre Ruhm,
Ist dir dein Ziel und Streben Heiligthum.

Und wollen sie dich höhnen und verkennen,
Fällt dir auch nur ein mittelmäßig Loos,
Will auch die Welt nicht deinen Namen nennen,

Dünkt sich der Thor auch über dir und groß;
Wird nur im Herzen dir die Flamme brennen,
Hegt dich die Andacht nur in ihrem Schooß,
So blüht im Herzen dir die goldne Blume,
Auch ungekannt wohnst du im hohen Ruhme.

Autor.

Die heut'gen Stunden will ich nie vergessen,
Sie sollen tief in meinem Innern blühen,
Nie will ich mich im Uebermuth vergessen:
Ja ewig will ich, heilge Kunst dir glühen,
Kein fremdes Bild soll in mir auferstehen
Und von der vorgesetzten Bahn mich ziehen.
Ich sehe vor mir wundervolle Höhen,
Nach ihnen sei der feste Schritt geleitet,
Und sollte rings um mich die Welt vergehen.
Was thuts, wenn Pöbel hinter mir auch schreitet,
Sein Wüthen mir den Weg verkümmern will,
Von einem süßen Licht bin ich geleitet.
Die ewgen Ströme werden nimmer still.
Der freche Hohn sinkt unter bald in Schweigen,
Die Nacht nimmt ihn in ihre schwarze Hüll'.
Bald muß das schöne Morgenroth sich zeigen,
Es dämmern schon die wolkigen Gestalten,
Die Finsterniß muß sich hinunter neigen. —
Dann bitt ich noch: nicht Spaß für Ernst zu halten.

Ludwig Tieck's

Schriften.

Vierzehnter Band.

Erzählungen und Novellen.

Berlin,
bei G. Reimer,
1829.

Dem

Baron von Rumohr.

Sie gern verweilt meine Erinnerung bei Ihrem amen. Im Jahr 1804 lernte ich Sie in ünchen kennen, als mich bald darauf eine were Krankheit befiel, die mich der Bewe- ung und jeder Lebensfreude beraubte. Brü- rlich tröſteten, zerſtreuten Sie mich, halfen ie mir. In manchen Stunden, da ich den ebrauch der Hand nicht hatte, ſchrieben Sie eder, was ich Ihnen von meiner Bearbeitung r Niebelungen diktirte. Dieſe Hefte, von ihrer Hand, bewahre ich als ein theures Ange- enken. Mit Ihnen reiſete ich im Jahr 1805

nach Italien, lebte viel mit Ihnen in R
und in Ihrer Gesellschaft kam ich im fol
den Jahre nach Deutschland zurück.
Kunst, den Forschungen über diese, haben
Ihr Leben gewidmet. Oefter sind wir
wieder begegnet, und die alte Freundschaft
nicht erloschen.

L. Tieck.

Inhalt.

Schicksal.
Die männliche Mutter.
Die Rechtsgelehrten.
Die Versöhnung. Ein Märchen.
Peter Lebrecht.
Der Fremde.
Die Freunde.
Der Geheimnißvolle. Eine Novelle.

Schicksal.

Erzählung.

1795.

Zu allen Zeiten haben die Menschen sich gern deutlich machen wollen, was sie sich unter dem Worte Schicksal zu denken hätten. Man sieht dies hohe bedeutungsvolle Wort so unendlich oft geschrieben, man hört es täglich nennen, und wenige verbinden einen Begriff damit; es ist für uns eine Art von Symbol, ein Bild, unter welchem wir gewöhnlich den Gang der Umstände zusammenfassen, deren natürlichen, nothwendigen Zusammenhang wir recht gut einsehen. Oft beehren wir einen Zufall mit diesem Namen des Schicksals, der für uns bloß deswegen Zufall ist, weil wir uns nicht um die Ursachen seines Einschreitens bekümmert haben; oft sogar lassen wir uns von unsrer menschlichen Schwäche so weit verleiten, unsre armseligsten Fehler einem höhern, unsichtbaren Wesen zur Last zu legen, in einer bedauernswürdigen Vergeßlichkeit nennen wir zuweilen die Folgen eines Rausches oder einer Unmäßigkeit Schicksal, wo wir bloß uns selbst und unsre Sinnlichkeit anklagen sollten.

Man hat viel darüber gestritten, ob und wie sich der freie moralische Wille mit dem Schicksal vereinigen ließe. Der Leser darf nicht fürchten, daß ich gesonnen sei, zu diesem Streite auch mein Scherflein beizutra-

gen; dieſe ernſthafte Einleitung ſoll mir dazu dienen, ihn auf meine wahrhafte Geſchichte um ſo aufmerkſamer zu machen. Es iſt die Geſchichte eines Mannes, der lange Zeit von Widerwärtigkeiten verfolgt wurde, die ihm durch alle ſeine Plane kreuzten, der im bittern Unmuthe hundertmal ſein hartes Verhängniß anklagte, der es immer von neuem verſuchte, gegen dieſes ſogenannte Verhängniß anzukämpfen. Der geneigte aufmerkſame Leſer mag entſcheiden, ob er nicht meiſtentheils ſelber Schuld an ſeinem Schickſale war.

So ernſthaft ich aber auch angefangen habe; darf doch Niemand eine Erzählung im hohen tragiſchen Style erwarten, in welchem der Held durch tauſend Leiden, eines fürchterlicher als das andere, endlich dahin gebracht wird, daß er ſich, den Himmel und das Verhängniß verwünſcht, in aufgethürmten Bildern ſpricht, und ſich in die Dunkelheit ſeiner Metaphern verliert; alles dies will ich dem Leſer erſparen, weil wir jetzt an ähnlichen Erzählungen ſchon einen überflüſſigen Ueberfluß haben. Man wird auch bald inne werden, daß mir der Held meiner Geſchichte, Anton von Weiſſenau, zu einer ſo fürchterlichen Darſtellung gar keine Gelegenheit giebt.

Er war der Sohn einer ziemlich reichen Familie, die in einer angenehmen Gegend des ſüdlichen Deutſchlands auf ihrem einſamen Gute lebte. — Der Sohn zeigte von Kindheit auf viele Fähigkeiten, man ließ ihn daher ſchon früh in allen Wiſſenſchaften unterrichten. Der Vater verſchrieb ſich einen Hofmeiſter, der auf einer der dortigen Univerſitäten für einen Polyhiſtor galt, und gab ihm ein anſehnliches Gehalt.

n seinen talentvollen Sohn in allen Kenntnissen voll-
mmen zu machen. Neben diesem Hofmeister wurden
ch andere Lehrer gehalten, die ihn in der Musik
d im Tanzen unterrichten mußten. Anton hatte
n gutes Gedächtniß, und einen Verstand, der schnell
ne Sache, wenn sie nicht zu schwer war, begriff, er
ar dabei gut gewachsen, und hatte vor allen Dingen
n ansehnliches Vermögen zu hoffen; zum Unglück
ar er dabei der einzige Sohn, so daß Hofmeister
nd Eltern, Frauen und Fräulein, Nachbarn und
auern ihm von Kindheit an schmeichelten, daß alles
ewundert ward, was er nur sagte und that, und er
uf diese Art eitel und eingebildet wurde, daß er sich
hon früh für verständiger als alte Männer hielt, und
ch ihm dadurch die Verachtung manches gescheidten
annes zuzog.

Als man glaubte, daß er von seinem Hofmeister
chts mehr lernen könne, ward er auf eine Universi-
t geschickt. Er vertauschte sie bald mit einer protes-
antischen, um dort mit mehr Bequemlichkeit die Auf-
lärung studiren zu können. Er legte sich anfangs mit
roßem Eifer auf die schönen Wissenschaften, er machte
iele Verse und schrieb sogar ein Schauspiel: aber
ald behagte ihm dieser leere Schaum, wie er es
annte, nicht mehr, er trieb nun die Philosophie
us allen Kräften, suchte alle Systeme zu fassen und
u begreifen, er las täglich den Plato und Aristoteles,
es Cartes und Newton, Leibnitz und Wolf. Von
nen kühnen Träumen des menschlichen Geistes, die
an die offenbarte Philosophie nennen könnte,
ing er endlich zur kritischen über, und ward in
urzer Zeit ihr wärmster und eifrigster Anhänger, weil

sie ihn über alles erhob, was je Leute, die man für gescheidt gehalten hatte, gesagt und geschrieben hatten. Bald war er in der ganzen Stadt als der ärgste philosophische Klopffechter bekannt, in seinem Zimmer und auf der Straße, bei Besuchen und auf Spaziergängen hatte er die Wuth zu widerlegen und Proselyten zu machen. Leute, die nicht so streitsüchtig waren, wie mieden ihn gern.

Nach dreien Jahren kam er zur Freude seiner Eltern und Verwandten in sein Vaterland zurück. Schon nach einigen Wochen nannte man ihn in der ganzen Gegend nur den philosophischen Edelmann; er suchte alle Gutsbesitzer zu bekehren, sprach mit dem Feuereifer eines Apostels, und alle Leute, bei denen es ihm nicht gelang, haßte und verachtete er. Da die Bekehrungen in unsern Zeiten nicht gerathen, so sah er sich bald einsam und verlassen; um so emsiger ergab er sich nun ganz dem Studio seiner Lieblingswissenschaft. Man sah ihn nicht anders, als in Gesellschaft eines Buchs oder gen Himmel gerichteten Augen in transcendentalen Regionen mit der Seele wandernd.

Welche Früchte, welche neue bisher ungeahnte Entdeckungen wird dieser Eifer nicht hervorbringen! — Doch vielleicht, daß sich die Scene ändert. — Man sieht wenigstens schon in der Gegend dort ein Mädchen, die vielleicht bei ihm das Bekehrungsgeschäft mit besserem Erfolge versucht, als es ihm selbst bis jetzt gelungen ist.

Ohngefähr eine Viertelmeile von Weissenau lag das Gut des Herrn von Birkheim. Sein Vater

ein Kaufmann ein sehr reicher Mann geworden, sein Sohn hatte sich nach dessen Tode adeln lassen und den ansehnlichen Landsitz gekauft, eine reiche Frau geheirathet, und mit ihr eine Tochter gezeugt, die er nach dem Tode seiner Frau selber erzog. — Als er alt wurde, fiel es ihm nach und nach ein, daß das Geld für den Adelsbrief ziemlich unnütz ausgegeben sei, und er suchte es nun von allen möglichen Dingen wieder abzusparen; darüber kam er so sehr in die Gewohnheit des Sparens hinein, daß er in der ganzen Gegend für einen Geizhals ausgeschrien war. In einen Fehler nimmt der Mensch so leicht und so geschwinde zu, als im Geize; bald lebte der Herr von [illegible] allein einsam auf seinem Gute, von Niemand besucht, da er selber keinen Freund oder Bekannten hatte; bald schaffte er alle Bedienten ab, die Gouvernante seiner Tochter ward fortgeschickt, und er saß nun mit dieser allein in seinem Schlosse, nur von einem kalten Bedienten und einer alten Köchin aufwartet. Er las manche neuere Bücher über die Erziehung, und keine gefielen ihm so sehr, als die, welche auf Einschränkung der Bedürfnisse drangen, darauf, daß man junge Leute, besonders Frauenzimmer, mehr von den Wissenschaften zurückhalten sollte. Der Vater befolgte alle diese Vorschriften bei seiner Tochter sehr genau, er hielt ihr keine Lehrer und Lehrerinnen, die alte Köchin war neben ihrem eigentlichen Amte ihre Kammerjungfer und Aufwärterin, Sittenmeisterin und Erzieherin. Da das Mädchen auf die Art keine Lehrstunden hatte, konnte sie desto fleißiger spazieren gehen; sie wußte weder Astronomie, noch Mathematik, weder Philosophie noch Musik, aber auf

ihren einsamen Spaziergängen bildete sich ihr gesunder natürlicher Verstand aus, unbefangen geht sie durch die Allee, um einem Philosophen den Kopf verdrehen, der alles, was sie nicht weiß, an den Fi gern herzählen kann.

Auf einem Spaziergange begegnete Anton d Jungen reizenden Caroline; sie sang ein lustiges Li chen, und ging schnell mit einer Verbeugung an ih vorbei. Er las ein tiefsinniges Buch. Ihr schwarz Auge streift seinen finstern Blick, der sich schwer a langsam vom Buche aufhebt; sie geht vorüber, und kann es nicht unterlassen, ihr nachzusehn. — Gedank voll setzt er sich auf eine Rasenbank, er glaubt ü über die menschliche Seele nachzudenken, und wi holt sich nur in der Phantasie die leichtschwebende G stalt des Mädchens. Was ist es, das diese Erin lung unaufhörlich in seine Seele zurückbringt? Er k es nicht begreifen, und verfällt in angenehme Träu reien, als Caroline wieder von ihrem Spaziergan zurückkömmt. Er steht ehrerbietig auf, macht e tiefe Verbeugung, und vergißt es darüber, ihr i Gesicht zu sehen. Als sie fort ist, will er ihr na um den Blick ihres schwarzen freundlichen Auges a zufangen; er steht unschlüssig, die Zeit verläuft, u sie ist verschwunden. Unwillig nimmt er die philos phische Abhandlung aus dem Grase auf, und g nach Hause.

Tiefsinnig setzt er sich in einen Stuhl. Er fra sich: was ihm sei? und kann auf diese Frage in de ganzen Wörterbuche seines Verstandes keine Antwo finden; er greift nach seinen Büchern und wirft s

plötzlich wieder weg, denn sie kommen ihm alle abgemacht vor.

Der Leser wird es sogleich errathen, was die Urh dieser gänzlichen Veränderung war: nichts anders, s Liebe. Mit diesem Worte bezeichnen wir täglich wisse Erscheinungen in der menschlichen Seele, die s sehr räthselhaft, ja unbegreiflich vorkommen würn, wenn wir uns nicht daran gewöhnt hätten, das ort Liebe zu nennen, und uns nun einzubilden, hätten sie erklärt; jedermann versteht dies Wort ders, in jeder Seele zeigt sich diese Verwandlung eine verschiedene Weise. Was war es aber eiliches, das in dem einzigen Blicke lag, der bewirkte, Anton so plötzlich sein Steckenpferd abgeschmackt n? — Ihr, die ihr die menschliche Seele in ihre klein Bestandtheile zerspalten wollt, antwortet lieber nicht, n ich werde euch nie Recht geben. Schweigt eben, ihr kalten materiellen Philosophen, die ihr den Knoen zerschneidet, statt ihn aufzulösen, und die ihr alles auf n physischen Trieb hinausleiten wollt, denn euch de ich noch weniger glauben.

Mag es zugehen wie es will, genug, Anton war n diesem Tage ein ganz andrer Mensch. Er sperrte h nicht mehr auf seinem Zimmer ein, er ließ sich ue Kleider machen, er ging oft spazieren, und am östen in der Nähe des Schlosses, wo Caroline hnte. Er sah sie zuweilen am Fenster, zuweilen egnete er ihr auch in der Allee; er ward jedesmal, enn er sie sah, verwirrt und schüchtern; er hatte es h selbst noch nicht gesagt, daß er liebe: wie hätte t es ihr sagen können?

Einige Wochen waren so verflossen, als Anton mit sich einig ward, daß er wohl verliebt sein müsse. Er verglich es mit dem, was er ehemals in Romanen und Schauspielen über die Liebe gelesen hatte, und zweifelte dann wieder; er schlug eines der neuesten Bücher nach, und berechnete, wie viel Verstand er noch verlieren müsse, um sich mit Ehren als Liebhaber produziren zu können; denn er fand sich gegen die Verliebten außerordentlich kaltblütig und vernünftig. Er ließ endlich die Bücher liegen, und beschloß, vorbereitet, und wenn es nicht anders sein könnte, auch unpoetisch einen Sturm auf das Herz des geliebten Gegenstandes zu versuchen.

Die Gelegenheit dazu fand sich sehr bald. Bei einem schönen Sommertage saß er wieder in der Allee, die nach dem Schlosse des Herrn von Birkhe führte, als Caroline herunter kam, um sich im Schatten der Bäume zu erquicken. Anton machte wieder seine Verbeugung, Caroline die ihrige, indem sie im Begriff war, weiter zu gehen. Jetzt sammelte der furchtsame Liebhaber allen seinen Muth, und bot ihr seinen Arm beim Spazierengehen an; das Mädchen nahm ihn, und sie schlenderten neben einander den Gang hinunter. Anton drückte sich fast das Herz um dem Fräulein etwas Schönes, Zärtliches oder Verbindliches zu sagen: aber wenn er eben damit über die Zungenspitze fahren wollte, so kam es ihm jedesmal abgeschmackt vor, daß er es eilig wieder zurücknahm. Wie viele Komplimente, wie viel süßer Unsinn ging an diesem Tage verloren! Man sprach vom schönen Wetter, von der Aussicht, von den Annehmlichkeiten eines Spazierganges, und von dem Vergnügen, daß

n sich habe kennen lernen. Sie waren zu einer
gekommen, und beide setzten sich schweigend nieder.
roline machte eine Bemerkung über die Stille,
Anton ergriff endlich diese Gelegenheit, um eine
Erklärung vorzuberriten.

Sie wollen mir also erlauben zu sprechen? fragte
mit einem bedeutenden Blicke.

Warum wollen Sie erst auf meine Erlaubniß warten?
Und wovon ich nur immer will, Sie zu unterhalten?
Mir wird jede Unterhaltung von Ihnen angenehm sein?
Nun so sehen Sie denn zu Ihren Füßen (er kniete
lich plötzlich nieder) einen Menschen, der Sie an-
t, für den es, ohne Sie, kein Glück in diesem
giebt. Ja, mein Fräulein! Sie haben meinen
gebemüthigt, und mich aus dem Gebiete des
ins schöne menschliche Leben zurückgerufen.
Ihren Füßen will ich meine Philosophie und alle
Träumereien abschwören, zu Ihren Füßen eine
dere und bessere Weisheit lernen. Glauben Sie
Schönste, Theuerste, ich frage nichts mehr nach
Kategorien und Denkformen; mein erstes morali-
Princip ist jetzt die Liebe, und seit ich Sie kenne,
nsche ich nichts sehnlicher, als die Gegenstände außer
zu erkennen.

Mit einem lauten Gelächter sprang Caroline auf
ließ ihn auf den Knien liegen; er blieb noch lange
dieser Stellung, denn diese unerwartete Wendung
te ihn überrascht, dann stand er langsam auf, und
g mit bekümmerten Blicken nach Hause. Sein Muth
völlig niedergeschlagen, und nirgends, weder beim
istoteles, noch Plato, weder bei Kant, noch Kartesius
nnte er Trost für seine Leiden finden.

Caroline erzählte indeß mit lautem Lachen allen Wohin ihr Abenteuer; sie war anfangs über unvermuthete Wendung des Gesprächs erstaunt und treten gewesen, und der Schluß war ihr so spaß und komisch vorgekommen, daß sie ganz athemlos Lachen nach Hause gelaufen war. — O du weißt nicht, welch Schicksal deiner harret, sonst würdest statt zu lachen, Thränen vergießen, du würdest eines unglücklichen Liebhabers spotten, der dir nur mißfällt, weil er auch im Feuer der Leidenschaft Philosophie nicht vergessen kann; könntest du in Zukunft sehen, o so würdest du dich ihm ohne Beh in die Arme geworfen haben. Hat man dir nie daß Amor ein kahlsüchtiger Bube sei, und daß Verspottung der Liebe hart bestraft?

In einer benachbarten kleinen Stadt wohnte undenklichen Zeiten ein alter Edelmann. Er war altem Hause, hatte ein ansehnliches Vermögen, da in der Stille verwaltete, und dabei so wenig an als nur immer möglich. Er war schon über s Jahr, und unverheirathet, aber von einer festen dauerhaften Gesundheit; alle Frauenzimmer ver er, als ein ächter Hagestolz und erklärter Weiberh Die ähnliche Stimmung der Gemüther, ein ge Zug der Sympathie führte diesen Herrn von A feld mit dem Herrn von Birkheim zusammen, Bekanntschaft ward bald zu einer vertrauten Freu schaft. Lange gingen sie oft mit einander spazier und theilten sich ihre Ideen über die beste Oekono mit, oder einer besuchte den andern. Der alte Hag stolz gab dem Herrn von Birkheim manchen gu Rath, wie er den Garten besser benutzen könn

r ein Kornfeld, mit einer andern Frucht, besäen; rkheim befand sich jedesmal wohl dabei, und Bande der Dankbarkeit knüpften ihn noch fester seinen Freund.

Als beide ohngefähr seit einem halben Jahre mit nher Bekanntschaft gemacht hatten, erstaunte man sich an dem Herrn von Ahlfeld eine sehr auf- ende Veränderung. Er war sonst ein Anhänger der te gewesen, die er mit seinem Gesichte zugleich von m Vater geerbt hatte, alles, was er trug, war eigentlich aus der Garderobe seines verstorbenen rs; man mußte oft über die seltsame Caricatur n, wenn er mit seinem rothen Sammtrocke, mit ssamem, gravitätischen Schritte über die Straße . Jetzt erschien er mit einemmale in einem Kleide s seinem rothen Tuche, nach dem neuesten Schnitte, einem neuen Degen und einer Perücke mit hoch gekämmten Haaren, die ihm einen Anstrich von ndsamkeit gab. Es ist wahr, er blieb immer , wie zuvor, Caricatur, aber man konnte jetzt igstens nicht mehr die Schuld auf seinen Schneider ben. Sein alter Freund fragte ihn oft und drin- , was ihn zu dieser seltsamen Verwandlung ver- ht habe, aber er wich immer sorgsam seinen Fra aus; er spielte den Geheimnißvollen, um ihn noch iger Zeit mit einer Erklärung desto angenehmer zu erraschen.

Caroline bemerkte bald, daß alles, was der alte gestolz vornahm, nur gegen sie gerichtet sei, und e Entdeckung machte ihr nicht wenig Angst. Sie ng ihm allenthalben aus dem Wege, aber er folgte r allenthalben; der Herr von Ahlfeld sagte ihr

immer etwas Schmeichelhaftes, und unterließ nic
ihr jedesmal Süßigkeiten vom Conditor mitzubring
Sie sind ja wahrhaftig ganz wie die jungen Her
rief ihm manchmal der Herr von Birkheim
ich kenne Sie nicht wieder; Sie sind mit einem
ganz jung geworden, und so artig, wie ich auch w
zuweilen in meiner Jugend war. Ahlfeld
sich innerlich über dieses Lob; aber Caroline ko
weder die Artigkeit, noch die Jugend an dem Hag
finden.

Er übte sich aber unaufhörlich in einem ange
men Betragen; er machte, wenn er allein war, K
plimente vor seinem Spiegel, er suchte seinem G
ein jugendlicheres Ansehn zu geben, er las neuere
cher, um mit der Sprache der Liebhaber bekannt
werden. Er erschrack aber, da er nichts, als
Ausrufungen fand, ein ewiges Niederstürzen vor
geliebten Gegenstande, entsetzliche Flüche und Schw
Er überlegte, daß dazu ein Körper gehöre, der
abgehärtet sei, als der seinige, und eine Lunge
einem dauerhafteren Stoffe, er legte daher diese Bü
wieder fort und studirte sich in die Sprache der B
nisen hinein; er fand hier besser seine Rechnu
und lernte es sehr bald, in zierlich gesetzten ellenla
Perioden seine Zärtlichkeit vorzutragen. Nachdem
an einem Morgen alles wohl überlegt hatte, ging
mit zierlichen Phrasen ausgerüstet, nach dem Sch
des Herrn von Birkheim, um heute einen entsch
denden Schlag zu wagen.

Caroline glaubte am heutigen Tage vor ihr
Anbeter Ruhe zu haben, und saß mit einer weiblich
Arbeit auf ihrem Zimmer, als der Herr von Ahlfeld

hön geschmückt und mit einem festlichen Anstande
eintrat. Er setzte sich zu ihr, man sprach anfangs
ber gleichgültige Gegenstände, aber das Fräulein merkte
ch, daß ihr Liebhaber etwas auf dem Herzen habe.
ndlich ergriff er ihre Hand, und sagte mit einem
rlichen Ton: „Mein Fräulein! sollten Sie es
rlich ganz unbemerkt gelassen haben, wie mein
rz seit einiger Zeit unaufhörlich zu dem Ihrigen
gezogen wird? Dieses Attachement betheure ich
hnen mit diesem ehrerbietigen Handkusse, ist nicht, wie
ie vielleicht glauben könnten, ein Werk des Zufalls,
er eine vorübergehende Neigung: nein, meine Ver-
hungswürdige, es ist ein unwiderstehlicher Hang,
e Wille des Verhängnisses, der mit diese grausamen
nd zärtlichen Fesseln anlegt. O mein Fräulein, lesen
Sie in meinen Augen die Zärtlichkeit, die mein Herz
ineingeschrieben hat; lesen Sie dort, und antworten
Sie mir ebenfalls durch einen gütigen, mildstrahlenden
lick: wollen Sie mich aber unaussprechlich glücklich
achen, o so erlauben Sie Ihrer Zunge die wenigen
Worte zu sagen: ich liebe Sie!“

Nach dieser Rede kniete er ehrfurchtsvoll nieder
nd erwartete in dieser demüthigen Stellung sein Todes-
rtheil, welches ihm auch ohne Zweifel gesprochen sein
würde, wenn nicht in diesem Augenblicke der Herr
on Birkheim von ohngefähr hereingetreten wäre,
m dieser Scene ein Ende zu machen. Die verwirrte
nd beschämte Caroline entlief in ein anderes Zim-
ner, der Liebhaber hob sich langsam vom Boden auf,
nd der Vater konnte vor lautem Lachen noch immer
icht zu Worte kommen.

Worüber lachen Sie? fragte Ahlfeld halb verwirrt.

Worüber? Zum Henker, über Sie! — Hat
meine Tochter endlich gedemüthigt? Nun, das ist
schon Recht! — Ja, ja, Herr von Ahlfeld, jet
schlägt endlich die Stunde, da hilft kein Sträu
Man kann den Weibern auf lange, aber wahrh
nicht auf immer entlaufen!

Lassen Sie uns ein gescheidtes Wort mit einan
reden, lieber Herr von Birkheim.

Herzlich gern, lieber Freund!

Nun eröffnete der Verliebte dem Vater sein
liches Herz und hielt förmlich um seine Tochter
Der Vater freute sich über den Antrag, und
endlich: „Aber eins, lieber Freund! muß ich
noch zu überlegen geben, nämlich, ob Ihre Li
stark ist, daß Sie meine Tochter ohne alle Au
nehmen wollen. Nach meinem Tode ist sie natürl
weise die Erbin meines ganzen Vermögens: aber
habe mir fest vorgenommen, so lange ich lebe,
nicht einen Heller davon herauszugeben, und
Vorsatz werde ich gewiß nicht brechen."

Der Liebhaber bat sich über diese unerwartete
dingung einige Tage Bedenkzeit aus, die ihm vom
gern zugestanden wurden; schon am folgenden
kam Ahlfeld zurück, und ging den Vorschlag
Vaters ein. Die Alten waren nun einig, sie wo
es jetzt versuchen, die Tochter dahin zu bringen,
diese ihren Plan eben so annehmlich fände.

Caroline hatte sich auf den Antrag schon ge
gemacht, sie erschrack daher nicht, und verbarg
Widerwillen gegen ihren Liebhaber so gut es ihr m
lich war. Sie gab keine entscheidende Antwort,
sowohl der Liebhaber als der Vater verließen sie in

ffnung, daß sie sich gewiß zu dieser vortheilhaften
rath bequemen werde.

Traktus saß indeß das Mädchen, und dachte auf
tel, um dem Schicksal, das ihr so fürchterlich
k, zu entfliehen. Sie bereuete jetzt ihr Betragen
gen den jungen Weissenau, sie bat ihn im Her-
tausendmal um Vergebung, denn er war ihre ein-
e Hoffnung.

Anton war nicht weniger betrübt als sie; mit
ingem Auge sah er oft nach dem Schlosse hinüber,
wagte es nicht mehr in der Allee spazieren zu
n, weil er fürchtete, Carolinen zu begegnen,
sich von ihr verhöhnt zu sehn. Caroline im
heil, ging jetzt häufiger als je in die Allee, sie
machte alle Tage ihren philosophischen Liebhaber,
jetzt, gegen den Herrn von Ahlfels gehalten,
Adonis schien.

Ein Ohngefähr führte sie endlich wieder beide zu
men. Sie grüßten sich, er wollte vorbeigehn, sie
ndigte sich nach seinem Befinden und nach den
ch seiner Traurigkeit. Er benutzte diese günstige Ge-
heit, um ihr noch einmal seine Liebe zu erklären,
e Erklärung, die jetzt ohne Lachen angehört wurde.
roline erzählte ihrem Liebhaber die Gefahr, in
sie jetzt schwebe, ihn auf ewig entrissen zu werden.
nton war erstaunt, und wußte kein anderes Mittel,
sich selbst als Sohn dem Herrn von Birkheim
ntragen. der Schritt schien bedenklich, aber den
ige, der sich jetzt thun ließe.

Der Vater quälte indessen die Tochter um eine
scheidende Antwort, sie antwortete in zweideutigen
sdrücken, so lange es nur möglich war; da aber

der Vater zornig auf eine bestimmte Erklärung dra
so sagte sie endlich mit fester Stimme: sie könne
die Gemahlin des Herrn von Ahlfeld werden.

Der Vater wüthete, da er seinen Plan in Ge
sah zu scheitern, seine Tochter war schon seit lan
Zeit seine Sorge wegen der Mitgift gewesen, jetzt
er die erwünschteste Gelegenheit, sie ohne Aussteuer
verheirathen, und diese Gelegenheit sollte er nicht
nutzen dürfen.

Meine Tochter ist eine Boshafte, eine Ungehors
die ihren Vater ins Grab bringen wird! rief er
eintretenden Herrn von Ahlfeld entgegen. —
roline entfernte sich. — Sie ist ungehorsam? f
Ahlfeld mit einem betrübten Ton. — Ja, antwo
der Vater, sie schlägt Ihre Hand aus, sie — s
bin von Sinnen! Ich habe schon Gäste zur Hoch
eingeladen, ich habe schon nach der Residenz des
nachbarten Fürsten an den Prior, meinen Vetter
schrieben; er kömmt gewiß, um sie beide zu trau
und hätte aus Freundschaft gewiß nichts für die M
genommen, sondern es sich im Gegentheil zur Ehre
rechnet! — Und nun sind mit einemmale alle m
Freuden, alle meinen schönen Plane zu Gru
gerichtet!

Der junge Herr von Weissenau ließ sich
zu einem geheimen Gespräch mit dem Vater sei
Geliebten melden; dieser erstaunte nicht wenig, da
noch ein Liebhaber seiner Tochter fand. Anton
so dringend und beweglich um seine Einwilligung,
der Alte mehr als einmal in Verlegenheit gerieth
sahe die Halsstarrigkeit seiner Tochter, er vermuthe
dieser Liebhaber nicht auch vielleicht die Bedingung

n würde, die er dem Herrn von Ahlfeld vorgen
t hatte; er besann sich eine Zeitlang und versprach
endlich seine Tochter, wenn er sie ohne Aussteuer
men wollte. — Nichts weiter? rief Anton aus
lt, o so bin ich ein glücklicher Mensch! — aber
gessen Sie nicht, rief ihm Birkheim nach, daß
u die Einwilligung Ihrer Eltern nothwendig ist!
lton flog nach Hause.

Was thuts, sagte der Vater zu sich selbst, wenn
auch schon dem Herrn von Ahlfeld mein Wort
geben habe? Die Familie des Weissenau ist reich
und angesehener, er ist jung und hübsch, und
ne Tochter wird wenigstens gegen diesen Antrag keine
wendungen machen; ich werde sie noch vortheilhafter
los, als ich jemals gedacht hätte.

Anton ging sogleich zu seinen Eltern. Sein Vater
r ein harter und rauher Mann, eingebildet auf sein
rmögen und seinen Adel; man kann daher vermuthen,
welchen Eindruck die Bitte seines Sohnes auf
machte. — Schämst du dich nicht, sagte er mit
größten Unfreundlichkeit, mir so etwas zu sagen?
Meinem Sohn ein Mädchen ohne Aussteuer!
bürgerlicher Abkunft, deren Vater sich erst dann
eld in unsern Stand hat hineinschleichen müssen!
Mädchen, der es schon eine Ehre sein müßte, wenn
nur an sie dächtest, diese verspricht man die
schimpflichen Bedingungen, und du hast sogar die
echheit, meine Einwilligung zu solcher Mesalliance
hoffen?

Die Bitten, die Thränen des Sohnes waren ver
bens, mochten aber die philosophischen Gründe,
it denen er beweisen wollte, sein Vater habe Unrecht,

er sähe das Verhältniß von einer schiefen Seite an
das Glück des Sohnes müsse ihm, wenn er ihn lie
theurer als alle seine Vorurtheile sein. — Der Va
nannte ihn einen Narren, und ging fort, ohne
weiter anzuhören.

Anton war trostlos, Caroline ebenfalls, als
ihr die Nachricht überbrachte. Der Herr von Bi
heim dachte jetzt wieder an den älteren Liebha
und drohte seiner Tochter, sie zu einer Verbind
mit diesem zu zwingen. Jedermann machte Pl
Anton und Caroline entschlossen sich zur Flucht

Der Prior aus der Residenz kam unterdessen
Man entdeckte ihm die Lage der Sachen, und
sprach weitläuftig und lange mit Carolinen, er
gliederte ihr die Pflichten eines Kindes gegen
Eltern; er schalt auf die thörichte Liebe, die gew
lich unter jungen Leuten herrscht, und sie zu tans
dummen Streichen verleitet; er bewieß ihr aus d
alten und neuen Testamente, daß es ihre Schuldig
sei, den Befehl ihres Vaters zu erfüllen; er lobte e
lich den alten Bräutigam und schimpfte auf Anto
aber alle seine Bemühungen waren vergebens, er
mann nichts weiter damit, als daß das Mädchen
halsstarriger wurde, daß sie endlich geradezu erkl
nur der Eigennutz ihres Vaters sei an ihrem Ungl
Schuld.

Der Prälat kam in Verlegenheit, Herr von Ah
fond war in Verzweiflung, der Vater wüthete.
Alle machten Versuche, sie dem Befehl des Vaters ge
neigt zu machen, sogar die alte Köchin trat mit hinzu
um das Herz ihres Fräuleins zu rühren, aber die
blieb, wie vorhin, bei ihrem Vorsatze.

Der Prälat verschloß sich nun mit dem Vater, mit ihm zu überlegen, welche Mittel man in dieser Lage ergreifen müsse. — Am folgenden Morgen rd Caroline schon ganz früh, als noch alles in Gegend schlief, in einen Wagen gepackt, der Prä- setzte sich zu ihr, der alte Bediente begleitete sie, d so fuhr man nach einem Kloster, das seitwärts d einsam ohngefähr sechs Meilen von dem Schlosse irkheim lag. Die Priorin war eine Freundin Prälaten, ihr ward Caroline mit dem Be- uten überliefert, eine strenge Aufsicht auf sie zu ben. Der Prälat fuhr fort und Caroline saß ihrer einsamen Zelle und weinte.

Man war entschlossen, sie ein halbes Jahr hin- nch hier leben zu lassen. Der Vater glaubte, daß e Einförmigkeit der Lebensart und die Langeweile sie nn wohl bewegen würden, ihre Hand dem Herrn n Ahlfeld zu geben.

Anton war in Verzweiflung, daß Caroline ab- eiset sei, und daß Niemand wisse, wohin. Er fragte ebermann, und keiner konnte auf seine Fragen Ant- ort geben. Er hatte einen sehr scharfsinnigen und eitläuftigen Plan ersonnen, mit seiner Geliebten zu fliehen, und dann die Einwilligung seiner Eltern erzwingen, und nun war Caroline fort, und alle ine klugen Erfindungen waren umsonst.

Unter dem Vorwande, einen Freund zu besuchen, ste er nach einer Woche ab, und streifte allenthalben der Gegend umher, um Carolinen wiederzufin- en. Er besuchte alle kleinen Städte und Dörfer, uerte bei jedem Hause, wo es ihm nur auf irgend ine Art wahrscheinlich war, daß sie sich aufhalten

[illegible] aber bis jetzt war seine Mühe noch immer [illegible] gebens gewesen. — In einer Dorfschenke hörte [illegible] einst von ohngefähr erzählen, daß man vor [illegible] Wochen ein sehr schönes Fräulein in das benach[illegible] Kloster gebracht habe, die sehr betrübt ausgese[illegible] hätte. — Anton schloß mit Recht, daß dieß [illegible] Geliebte sein würde. — Er hatte nun nichts an[illegible] gentlicheres zu thun, als Tag und Nacht um [illegible] Kloster herumzuschleichen, und zu erwarten, ob [illegible] nicht einmal seine Geliebte sehn würde. Er ge[illegible] bald durch Geld und Freundlichkeit ein junges [illegible] chen, das im Kloster eine Art von Aufwärterin [illegible] und diese erzählte ihm endlich für gewiß, daß Ca[illegible] line hier seit einiger Zeit wohne. Anton ha[illegible] sogar das Glück, sie einmal an einem Fenster in [illegible] Ferne zu sehen; die Augen der Liebhaber sind sch[illegible] als die Augen der übrigen Leute; er erkannte sie [illegible] gleich, und bemerkte sogar, daß sie traurig sei. [illegible] Caroline mußte ihren Geliebten gesehn haben, [illegible] sie kam jetzt häufiger, als sonst, an das Fenster; [illegible] winkten einander zu, aber wie wenig sind Liebende [illegible] stummen Winken zufrieden? — Anton ersann [illegible] neues Projekt, und als es völlig zu Stande [illegible] schrieb er seiner Geliebten folgenden poetischen und [illegible] losophischen Brief.

Geliebte!

So hab' ich Dich endlich doch wiedergefunden, trotz der Bosheit meiner und Deiner Verfolger! Die Liebe besiegt alle Hindernisse, und sie wird auch uns glücklich machen. Aber laß uns jetzt nicht von neuem die kostbare Zeit versäumen, da wir beide wissen,

as wir von unsern Eltern zu hoffen haben; freiillig werden sie nie unsre Hände in einander legen, ir müssen sie zwingen! — Wie? hör' ich Dich agen. — Nun so höre mich, theureste Geliebte, und illige in meinen Vorschlag. — Ich habe eine Stelle ntdeckt, wo ich bequem über die Mauer des Klosters eigen kann; von dort komme ich leicht zu dem Fenr, an welchem ich Dich nun schon zu meiner Freude oft gesehen habe. Beschreibe mir, wo ich von dort as Dein Zimmer finde, und ich komme dann morgen der Nacht zu Dir. — Keine Einwendungen, wenn du mich liebst, Theureste; ich sehe Dich jetzt schon s meine Gattin an, und was findest Du denn an iesem Schritte tadelnswürdiges? Laß keine falsche Scham, kein Vorurtheil, keinen von den gewöhnichen Einwürfen in Deinem Herzen gegen mich sprehen, denn an dieser Nacht, an dieser Erfüllung meiner Bitte hängt das Glück unsers ganzen künftigen Lebens. — Ich verlasse Dich dann vor Anbruch des Morgens, nd wir haben uns selber als Mann und Frau den Segen gesprochen. Mögen Sie Dich dann im Kloster aufbewahren; mag mir mein hartherziger Vater seine Einwilligung versagen; mag der Deinige Dir eine Aussteuer verweigern: uns kann alles gleichgültig seyn. In Dir schlummert dann ein Pfand, das sie bald wider ihren Willen zwingen wird, sich zu vergleichen, und uns Sohn und Tochter zu nennen. Den Eigensinnigen muß man mit Eigensinn begegnen, um ihren Trotz zu beugen: darum Geliebte, willige in meinen Vorschlag. Thust Du es nicht, so bin ich elend, und auch Du bist es; denn Dein Vater wird gewiß am Ende Mittel finden, Dich mit dem

alten verliebten Gecken zu verbinden, und dann sind wir auf ewig auseinander gerissen. — Oder wünschst Du lieber mich sterben zu sehen und Dich an einen alten, abgeschmackten Narren schmieden zu lassen: nun wohl, so zerreiß diesen Brief und antworte mir nicht. — Doch nein, warum will ich denn zweifeln? Du siehst Dich selbst als meine geliebte Gattin an, und wenn es einst Dein Wunsch war, mich Gemahl nennen zu können, warum wolltest Du mir denn nicht noch heute Dein Zimmer und Deine Arme öffnen? worin liegt die Sünde, wenn wir ein Glück genießen, das unser Eigenthum ist, und wenn dieser Genuß zugleich die Quelle unsrer künftigen Seligkeit wird? — Schicke mir durch die Ueberbringerin dieses Blattes ein paar Worte, in welchen Du mir die Lage Deines Zimmers beschreibst. Ich sage Dir Lebewohl, bis ich Dich selbst in meine Arme schließe.

Der Deine bis in den Tod.

Diesen Brief gab er dem Mädchen, das ihn noch an eben dem Tage Carolinen überbrachte. Diese erstaunte, als sie den Vorschlag ihres Geliebten ergriff, überlegte eine Zeitlang, was sie antworten sollte, und schrieb ihm endlich folgendes:

Mein Theuerster!

Ihr Brief hat mich überrascht. Ich fühle es, daß ich viel dagegen sagen könnte und sollte. Ich bin im Begriff, es zu thun, und dann lege ich doch wieder die Feder nieder. — Da es Ihr Glück entscheidet, wie Sie sagen, da Sie es als einen Beweis meiner Liebe ansehn; so kommen Sie in der folgenden Nacht

das bewußte Fenster wird offen sein, es stößt auf einen ungen Gang, diesen gehn Sie ganz hinunter. Die letzte hür zur rechten Hand ist die meinige. Ich zittre, indem h Sie erwartte. Leben Sie wohl!

Caroline.

Wie groß fühlte sich unser Held, als er diese Zeilen halten hatte; er ward dadurch völlig von Carolinens iebe überzeugt; er fühlte sich in eben dem Augenblick ber alle Zufälligkeiten, über den Eigensinn seiner Eltern nd den Geiz des alten Birkheim erhoben. Er hatte un ein Mittel ausfindig gemacht, das ihm ohne allen Widerspruch den Besitz seiner Geliebten versicherte; stolz tand er da, wie der Regent seines Schicksals, und sagte eine Tirade nach der andern, die alle beweisen sollten: er Mensch vermöge alles, wenn er es nur ernstlich wolle. — Mit heißer Sehnsucht erwartete er die folgende Nacht; er schlief nur wenig, der Gedanke an Caroli- nen erhielt ihn wach.

Seine Geliebte konnte noch weniger schlafen; bald ereute ihr die Antwort, die sie ihm gegeben hatte, bald ah sie wieder aus dem Fenster, ob die Sonne nicht bald ufgehen wollte, bald gingen ihr die Stunden zu lang- am, bald zu schnell. — Der Tag erscheint, und ein Wagen fährt bei dem Kloster vor. Die junge Gräfin von Werdenburg steigt mit ihrer Mutter aus der Kutsche, die Mutter empfiehlt der Priorin ihre Tochter, die auf ein Jahr hier wohnen soll, und fährt wieder fort. Man giebt der Gräfin ein Zimmer, das ihr trübe und melancholisch vorkömmt. Die Priorin, die sich der rei- chen Gräfin gern verbindlich machen will, zeigt ihr

mehrere Zimmer, und auch das, welches Caroline bewohnt. Die Aussicht in einen Garten, die freie Luft, die größeren Fenster, alles gefiel der Gräfin, und sogleich wird Carolinen vorgeschlagen, aus diesem Zimmer auszuziehn, und ein andres in Besitz zu nehmen. Daß sie sich weigerte, kann man sich denken; sie erschöpfte alle möglichen Entschuldigungen, die man alle ungültig fand. Halb und halb gab sie endlich ihre Einwilligung, und es ward sogleich eine Aufwärterin gerufen, die ihre Sachen mußte einpacken helfen. Die Gräfin bezieht das Zimmer, und Caroline das, welches erst für ihre Nebenbuhlerin bestimmt gewesen war.

Das erste, was sie that, war, daß sie im heftigen Verdruß einen Brief an ihren Geliebten schrieb, worin sie ihm den unglücklichen Zufall meldete, der so plötzlich ihren Plan zerstört habe. Sie gab der Vertrauten den Brief, und ging sinnend auf und ab. — Spät am Abend kömmt die Vertraute zurück; der Herr ist nirgends zu finden, ruft sie unwillig, und giebt Carolinen das Billet zurück; ich bin drei Stunden nach ihm herumgelaufen, schicken Sie es ihm lieber morgen früh, vielleicht daß ich ihn dann treffe.

Caroline, die wohl wußte, daß es morgen, auch noch so früh, immer schon zu spät sein würde, steckte das Billet betrübt ein, und überließ sich ihrem Tiefsinn, der sich bald in Angst verwandelte. Bei jedem Geräusch glaubte sie ihren Geliebten zu hören, der die beschriebene Thür in einem unglücklichen Mißverständniß eröffnet. Wie soll sie es verhindern? Sie wohnt auf der ganz entgegengesetzten Seite des Klosters. Sie fährt zusammen, wenn sich die Wetterfahne dreht; Verdruß und Angst

haben sie endlich so ermüdet, daß sie auf ihr Bette sinkt und einschläft.

In der Mitternachtsstunde, als alles schlief, ging Anton mit pochendem Herzen nach dem Kloster hin; er sieht die Lichter ausgelöscht, und steigt leise über die Mauer hinüber und durch das offene Fenster. Den Gang hinunterschleichend, nähert er sich schon der bezeichneten Thür. — Unglücklicher! wird dich keine böse Ahndung zurückhalten, und dir sagen, daß du der Narr des Zufalls bist? — Nein, er öffnet die Thür, und steht im Zimmer der Gräfin.

Er war erstaunt, als er Niemand fand; er glaubte, Caroline würde ihm sogleich froh entgegenhüpfen und ihn an ihren Busen drücken. Er horchte und hörte ein leises Athemholen, trat an's Bett und sahe ein Frauenzimmer, die er noch immer für Carolinen hielt, im tiefen Schlafe. Noch immer verwundert, wollte er sie leise wecken, aber von der Reise ermüdet, schlief die Gräfin sehr fest. Er nahm sie endlich in seine Arme, und bedeckte Mund und Busen mit tausend Küssen, indem er sie unaufhörlich seine geliebte Caroline nennt.

Die Gräfin erwachte endlich, und that einen lauten Schrei, als sie sich so unvermuthet in den Armen eines Mannes fand. — Sei doch still, theure Caroline! sprach er ihr ins Ohr, komm zu dir und erkenne mich, deinen Geliebten. —

Die Gräfin aber schrie nur noch heftiger, sie rief mit kreischender Stimme um Hülfe, und der unglückliche Anton stand wie aus den Wolken gefallen, un-

gewiß, ob er da bleiben, oder den Rückweg nehmen sollte. — Er vermuthete endlich den Zusammenhang der sonderbaren Begebenheit, und machte sich eben zum Rückzuge fertig, als er schon in der Ferne Weiberstimmen in einem verworrenen Chor hörte. Er machte die Thüre auf, und der Schimmer von vielen Lichtern kam ihm entgegen; alte und junge Nonnen, halb angezogen und in völligem Negligee, kamen auf ihn zu, und schrien immer noch um Hülfe, ob sie gleich alle schon beisammen waren, Carolinen ausgenommen. Er schlug den Mantel über das Gesicht und ging vor, alle wichen ihm erschrocken, wie einem Gespenste, aus, er erreichte das Fenster, die Mauer, und durch einen Sprung war er wieder im freien Felde.

So ist denn alles, rief er aus, gegen mich und meine Liebe verschworen! Ich bin der unglücklichste Mensch und mein Schicksal das grausamste. — Betrübt schlich er fort.

Die Gräfin mußte indeß ihr Abentheuer erzählen, man beklagte sie recht sehr, und errieth sogleich, daß das Ganze eine Verabredung mit Carolinen seyn müsse. Man erinnerte sich der hartnäckigen Weigerung, ihr Zimmer zu verlassen, man hielt alle Umstände genau zusammen, und die Vermuthung ward zur Gewißheit. — Am Morgen ließ die Priorin das unglückliche Mädchen rufen: Sie dürfen, sprach sie in einem rauhen Ton zu ihr, nicht länger hier verweilen, und den Aufenthalt der Unschuld entweihen; reisen sie ab, und sein sie froh, wenn wir den ganzen Vorfall, der so sehr zu Ihrer Schande gereicht, verschwiegen halten.

Man schickte einen Boten an ihren Vater; er war erstaunt und in Wuth, er durfte es nicht wagen, sie wieder zu sich kommen zu lassen, da er diese Probe ihres unternehmenden Geistes erfahren hatte. Er mußte also ein andres Mittel ersinnen.

Ziemlich weit von ihm, in einer ansehnlichen Stadt, lebte eine Muhme von ihm, eine alte Jungfer von funfzig Jahren. Man hatte ihm gesagt, daß alte Jungfern am liebsten und genauesten die Unschuld bewachten, daß es leichter sei, den Satan selbst, als sie, zu betrügen, so daß der alte Birkheim glaubte, seine Tochter könne nirgends einen bessern Schutz finden. — Er ließ also Carolinen abholen, und schickte sie mit einem Briefe, in welchem er die strengste Aufsicht anbefohl, an ihre Tante. — Anton, der noch immer in der Gegend geblieben war, erfuhr vom Kutscher den Ort, nach welchem Caroline hingeführet wurde; er besuchte seine Eltern auf einige Tage, um sich mit neuem Gelde zu versehen, und ging dann, wohin ihn das Schicksal zu neuen Abentheuern und neuen Unglücksfällen rief.

Die Tante, zu der man Carolinen brachte, war wirklich für das Amt einer Aufseherin wie gebohren. Ihre Augen waren vom Alter nicht geschwächt, sondern sie sahe damit besser, wie manches zwanzigjährige Mädchen; sie war nicht phlegmatisch, sondern im Gegentheil in einer beständigen Thätigkeit; nach allem, was in ihrer kleinen Wirthschaft vorfiel, sahe sie selbst; sie lebte in der Stadt fast ohne alle Bekanntschaft, sie war beständig in ihrem Hause eingeschlossen; zum Ueberfluß waren vor ihren Fenstern eiserne Gitter, aus

denen sie, oder das Mädchen, die ihr aufwartete, nur selten herausſahen. Kurz, alles, das Haus sowohl als ihre Bewohner, hatten ein so menschenfeindliches Ansehen, daß sich so leicht Niemand dieſer Gegend näherte.

Hier nun sollte Catoline, so lange bis sie sich gebessert habe, lebendig vergraben werden. Sie machte ein sehr verdrüßliches Gesicht, als sie in das Zimmer der ehrwürdigen Tante trat: dieſe las den Brief, und empfing sie wie ein Schlachtopfer, an dem sie alle ihre Launen üben könne. Das arme Mädchen fand es hier in der großen Stadt einsamer, als in dem Kloſter das sie verlaſſen hatte; oft sehnte sie sich dorthin zurück, und beweinte dann mit häufigen Thränen den Verluſt ihres Liebhabers. — Sie wußte nicht, was aus ihm geworden war, wo er nach dem Abenteuer geblieben sei, ob er ihren jetzigen Aufenthalt erfahren habe, ob er noch an sie denke, und was des zärtlichen Beſorgniſſe und Fragen mehr waren, in denen die Liebe so außerordentlich erfinderiſch iſt.

Ihr Geliebter hatte sie indeſſen nicht vergeſſen, er ging täglich dem Hauſe vorüber, in welchem sein Mädchen gefangen saß; ihn schauderte, wenn er die dicken eiſernen Stäbe sah, und nach nicht, wenn das schwarzbraune Gesicht der Tante zwiſchen ihnen durchblickte: die Fenſter waren zwar zur ebnen Erde, aber für ihn unzugänglicher, als eine Wachstube, die Thüre des Hauſes war beſtändig verſchloſſen, die Magd war ebenfalls eine alte Jungfer, und ihrer Herrſchaft treu ergeben, weil beide mit einander aufgewachſen waren. Er sah gar keine Hoffnung und keinen Ausweg, um

ünschte sein grausames Verhängniß, das ihm alle ine Wünsche vereitelte.

Dem Hause der Tante gegenüber war ein Gast- f, der einem Manne gehörte, der ziemlich dick war, nd dessen junge und hübsche Frau unsern Liebhaber t sehr freundlich angesehen hatte, wenn er vor dem ause auf- und abgegangen war. Lange sann A n- on, ob er nicht alle diese Umstände so benutzen und chten könne, daß sie ihm günstig würden, und alle n einem Zwecke dienten. Wenn er nur im Hause es Gastwirths sein könnte, so konnte er hoffen, nicht einmal seine Geliebte zu sprechen, sie wenigstens äufiger zu sehen. An einem Mittage sah er endlich, aß die Tante ihr Essen aus dem Gasthofe holen ließ, nd in demselben Augenblick war auch sein Plan emacht.

Er ging nun noch häufiger in der Straße auf und ab, die Augen immer nach den Fenstern der schönen Frau im Gasthofe gerichtet; sie bemerkte seine Auf- merksamkeit und sah ihn jedesmal nach, wenn er vor ei ging; nach einigen Tagen grüßte man sich sehr reundlich, und beide warteten nur auf eine Gelegen- eit, um sich mündlich noch näher kennen zu lernen. —

Diese fand sich bald, da sie von der Frau des Hauses emsig gesucht ward. Anton war auf der Promenade, und es war schon spät; Jedermann ging schon nach Hause, nur ein sehr elegant gekleidetes Frauenzimmer ging noch auf und ab; als Anton näher kam, sah er, daß es die hübsche Frau aus dem Gasthofe sei. Er versäumte nicht die Unterredung an-

zufangen, und sie klagte, daß eine Freundin ihr Wort nicht gehalten habe, und sie sie nun auf der Promenade so lange vergebens habe erwarten müssen. Nun Ihre angenehme Gesellschaft kann mich entschädigen, schloß sie, und er reichte ihr den Arm, um sie nach Hause zu führen.

Unterweges freute man sich sehr, daß man sich hatte kennen lernen; Anton wünschte, daß er öfter das Glück haben möchte, Madam zu sehn; Madam Lindner antwortete, daß das Glück auf ihrer Seite sein würde, daß aber ihr Mann übertrieben eifersüchtig sei, und daher keine Besuche von jungen Leuten in seine Familie dulde. — Sie also würden mich nicht gern sehen, Madam? fragte Anton mit einem zärtlichen Blick. — Ein sanfter Händedruck war die Antwort. — Nun so werd' ich bald das Vergnügen haben, Sie recht oft zu sehen! — Er küßte ihre Hand, sie standen vor dem Hause und sie verließ ihn. — Anton warf noch einen schwermüthigen Blick nach den Fenstern seiner unglücklichen Geliebten: ja, ich geh aus, ich muß dich befreien, arme Caroline! gebe nur der Himmel, daß mein Projekt diesmal gelingen möge! —

Am folgenden Tage stand Herr Lindner in seinem Zimmer und rauchte sein Pfeifchen, als ein Bedienter von sonderbarem Ansehn hereintrat. Er trug eine abgeschabte Livree, und vom alten Hute hing ein langer Flor über den Rücken; eben so war ein schwarzer Flor um den linken Arm gewickelt. Sein Gesicht war betrübt; er wischte sich die Augen und machte ein paar tiefe Verbeugungen. — Was will Er, mein

freund? fragte Lindner mit einer tiefen Baßstimme. — Ach, verehrungswürdiger Herr, klagte der Bediente in einem weinerlichen Tone, ich komme her, Sie recht sehr um eine Gefälligkeit zu bitten.

Lindner. Hier wird nichts gegeben, mein Freund. —

Bediente. Ich verlange auch kein Allmosen.

Lindner. Nun, was verlangt Er denn?

Bediente. Haben Sie Zeit, und wollen Sie die Gewogenheit haben mich anzuhören?

Lindner. Red' Er.

Der Lakai von der traurigen Gestalt räusperte sich und hob dann seine Erzählung an: Ach, mein werthgeschätzter Herr, so wie Sie mich da vor sich sehn, bin ich ein ehemaliger Bedienter von einem Herrn, dessen Gut vier Meilen von hier liegt. Sehn Sie, es war ein christlicher und guter Herr, aber, Gott hab ihn selig, nun ist er verstorben, wie Sie auch an meiner Trauer sehn können, und ich bin außer Dienst gesetzt. Nun würde es mir freilich wohl nicht an einer neuen Herrschaft fehlen, wenn ich mir die Mühe geben wollte, mich darnach umzusehn; aber sehn Sie, mit Ihrer Erlaubniß, so ein christlicher Mann der selige Herr auch war, der gewiß keinem Menschenkinde zu großen Ueberlast machte, und der auch als ein völliger Christ gestorben ist, und mir etliche hundert Thaler in seinem Testamente vermacht hat: sehn Sie, so hab' ich doch, wie man wohl zu sagen pflegt, im Lakaienstande ein Haar gefunden. Nicht, als ob die Arbeit zu schwer wäre, nein, Gottlob, grade umge-

kehrt; aber man sieht doch gern; gerade aus, und wünscht mit der Zeit auch einmal ein nahrbarer und setzhafter Mann zu werden, der doch auch seine Famil ehrlich und fleißig ernährt; und schn Sie, das ka man als Bedienter zeitlebens nicht, und darum bin i eigentlich zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitte hochgeschätzter Herr, einen armen, verwaisten Te für Geld und gute Worte in Ihre Dienste zu nehme damit er einmal, als Koch sein Stückchen Brod e kann; denn ich denke immer, wer andern zu essen gi für den fällt auch wohl selber etwas ab, und das li Essen ist denn dabei doch eine Waare, die nie aus Mode kommt.

Er ist ziemlich weitläuftig, mein Freund, sagte Gastwirth, indem er ihn noch einmal genau betrachte Wenn wir über das Lehrgeld einig werden können, will ich ihn behalten.

Mit dem Kontrakte wurde man bald fertig, u der neue Lehrling ward in die Küche eingeführt.

Wie setzte sich Anton über seine glückliche als er mit der weißen Küchenschürze herumlief! erstaunte die Frau, als sie am Mittage ihren Lieb ber als Küchenjungen vor sich stehen sah! — Un verliebter Projektmacher hatte nun vor's Erste alle s Zwecke glücklich erlangt; er war ein Mitglied des H ses geworden, ohne vom Wirth erkannt zu seyn; Frau hatte geglaubt, es geschehe ihretwegen, und hoffte sie durch seinen Verstand bald in sein eigentli Interesse hineinzuziehen. Er wünschte nun nichts sehn licher, als daß die Magd der alten Tante einmal krank werden möchte, um so glücklich zu seyn, seiner Geliebten das Essen hinübertragen.

Auch dieser letzte Wunsch ward erfüllt, und er bi
ld so lange darauf, daß man ihn hinüberschicken
e, bis es geschah. Caroline hätte sich bald durch
e Freude verrathen, als sie ihren Geliebten wieder
sich sah; er winkte, sie mäßigte sich, und die Tante
r diesmal einfältiger als gewöhnlich, und hatte nichts
nerkt.

Er sahe nun Carolinen täglich, und sie unter-
lten sich durch zärtliche Pantomimen; die wachsame
e aber verhinderte beständig, daß sie mit einander
achen. An einem Tage war die Gelegenheit günstig,
d Anton gab seiner Geliebten einen Zettel und
e Feile, die er zu dieser Absicht bei sich trug. —
ehen Sie, stand auf dem Papiere, benutzen Sie
s Instrument, ich sehe keine andre Rettung.

Halb wider seinen Willen war unterdeß die Be-
ntschaft mit Madam Lindner auch fortgeschritten.
e sehr ihn in manchen Augenblicken die Untreue
erte, die er täglich gegen seine Vielgeliebte beging,
ar doch die Schönheit der Frau und die günstige
legenheit gar zu verführerisch. Er hätte sich auch
t Haß der Frau zugezogen, oder hätte sich ihr wohl
verdächtig gemacht, wenn er eine Intrigue plötzlich
oder abgebrochen hätte, die er doch selber eingeleitet
tte, und der zu gefallen er sich nur, wie sie sich ein-
bete, verkleidet in ihr Haus geschlichen hatte. —
as konnte er also thun? Unter einer zwiefachen Gestalt
mte er der himmlischen und irdischen Venus.

Er konnte es nicht vermeiden, daß sein Herr ihn
ht bisweilen verschickt hätte; er wurde an einem
age sehr verlegen, als er mit einer Rechnung in das
immer eines alten Universitätsfreundes trat, der sich

seit einiger Zeit in dieser Stadt niedergelassen hatte. Anton war sogleich erkannt, und um nicht das Gefährlichste zu wagen, mußte er seinen Freund Milberg zum Mitwisser seines Geheimnisses machen. Man lachte und trank auf die Gesundheit der unbekannten Geliebten, denn Anton war doch so klug gewesen, ihm nicht den Zusammenhang der ganzen Sache zu entdecken, er hatte ihm bloß gesagt, daß er diese Verkleidung nöthig gefunden habe, um eine Intrigue, die ihn jetzt beschäftige, zu Ende zu führen. Beide trennten sich, indem natürlicher Weise Milberg die strengste Verschwiegenheit versprach.

Anton lebte indeß in einer großen Einförmigkeit fort, er sah Carolinen oft, sprach sie aber nie, weil dies die Wachsamkeit der alten Tante unmöglich machte. — Mit Schrecken sah er an einem Morgen vor seinem Gasthofe den Herrn von Birkheim und den alten Ahlfeld aus einem Wagen steigen; sie kamen, um zu sehen, ob sich Caroline nach einem halben Jahre gebessert habe. Die beiden Angekommenen logierten in Lindners Gasthofe und es ward ihm sehr schwer, sich vor ihren Blicken zu verbergen.

Aber bald drohete ihm noch ein neues Unglück; die Eifersucht bereitete seiner Seele neue Schmerzen. Sein Freund Milberg begegnete ihm auf der Straße, und redete ihn an: sage mir, lieber Freund, was ist das für ein Mädchen, das dir gegenüber wohnt? — Wo? — In den Fenstern mit den Eisenstangen bei dem alten häßlichen Weibe. — Ich erinnere mich. — Sie ist ein Engel; ich gehe alle Tage vorbei, um nur zuweilen das himmlische Gesicht zu sehen; ich denke, Sie

ß mich bald kennen lernen. Weißt du nicht, ob man dem Hause Zutritt haben kann?

Weiter war nichts nöthig, um Antons Seele t der peinlichsten Unruhe zu füllen. Schon sieht er seinem Freunde einen neuen Nebenbuhler, schon ert er von neuem mit dem Schicksale, das ihn ne Rast verfolgt; er sieht kein anderes Mittel als Aufmerksamkeit seines Freundes auf einen andern egenstand zu lenken. Daher beschrieb er ihm die chönheit der Madam Lindner, behauptete, daß eine ekanntschaft mit dieser ungleich leichter und dankbarer , als mit der Schönen hinter dem Gitterfenster, stand endlich, daß er selbst mit dieser in einer ver- uten Verbindung stehe, jetzt aber dieser Intrigue berdrüßig sei. — Milberg ward wirklich auf die rzählung seines eifersüchtigen Freundes aufmerksam, nd da dieser ihm oftmals versicherte, daß Madam indner nicht zu den grausamen Schönen gehöre, schloß er wirklich, einen Angriff auf ihr Herz zu suchen.

Er ging vor dem Hause vorbei, und sahe sie am enster; die Beschreibung und die Lobeserhebungen sei- es Freundes schienen ihm nicht übertrieben. Er suchte m ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber alle ine Mühe war umsonst. Er ließ sich dadurch nicht schrecken, sondern ging um so fleißiger durch diese Straße, und ward aus Eigensinn am Ende wirklich Madam Lindner verliebt. Wenn er sie auf der Straße sah, ging er ihr nach, in der Kirche stellte er ch neben sie und suchte sie anzureden; aber sie gab eiter gar nicht auf ihn Acht, oder schreckte ihn mit iner sehr kurzen Antwort zurück. Es mag beim ersten

Anblick sonderbar scheinen, daß viele Weiber, die sich kein großes Bedenken daraus machen, ihrem Mann untreu zu sein, ihrem Liebhaber eine unwandelbare Treue schenken. Dies gehört zu den eigensinnigen und wunderbaren Launen des weiblichen Geschlechts, die sich am Ende auf eine feine Delikatesse hinauslaufen lassen, die dem männlichen Geschlechte ganz zu fehlen scheint.

Milberg ward durch sein Unglück gegen seine Geliebte und gegen seinen Freund aufgebracht; da ihm alle Besuche mißglückten, beschloß er sich an beiden zu rächen; er dachte auf ein Mittel, seiner Rache eine gute und wirksame Art genug zu thun. — Anton sah indeß mit blutendem Herzen den alten Ahlfeld täglich seine Geliebte besuchen, er verwünschte ihn im Herzen, aber diese Verwünschungen konnten ihm nichts helfen, er mußte in jedem Augenblicke fürchten, daß Caroline ihre Einwilligung zu der verhaßten Verbindung geben würde. — Milberg sprach ihn wieder und sagte, daß er eine Bitte an ihn habe. Madam Lindner, sagte er, ist gegen alle meine Bitten taub, für alle meine Aufmerksamkeiten blind und unempfindlich gewesen; ich achte sie seitdem um so höher, nur fürchte ich, daß ich sie durch meine Zudringlichkeit beleidigt habe, und das würde mich kränken. Um mich zu überzeugen, daß sie keinen Groll gegen mich hat, mußt du sie überreden, daß sie mich in deiner Gesellschaft in meinem Gartenhause besucht, wir wollen dann froh mit einander sein, und wenn es möglich sein sollte, eine allgemeine Versöhnung feiern.

Anton hatte viel dagegen einzuwenden, aber sein Freund hörte nicht eher auf ihn zu bitten, und

lien, bis er ihm versprochen hatte, bei seiner Ge-
ten alles anzuwenden, um sie in die Gesellschaft
nes Freundes zu führen. Madam hatte noch weit
hr dagegen einzuwenden, sie gab aber auch den drin-
den Bitten ihres Liebhabers nach, und der Tag
rd festgesetzt, an welchem sie den Freund in seinem
rtenhause besuchen wollten. — Sie ahndeten nicht,
ß dieser Tag für sie ein Tag des Unglücks seyn
rde.

Milberg machte alles zu ihrem Empfange bereit,
rdnete die Tafel sehr geschmackvoll an, schrieb aber
der Bosheit seines Herzens zugleich einen Brief an
n eifersüchtigen Mann, worin er ihm meldete, daß
nn er seine Frau in artiger Gesellschaft finden wollte,
nur nach einem Gartenhause, welches er ihn näher
zeichnete, um eine gewisse Stunde kommen sollte. —

Madam Lindner ließ sich von Anton, der sich
heutigen Tage wieder in seine ordentlichen Kleider
rfen hatte, nach dem Gartenhause fahren. Man
, trinkt und lacht, als man plötzlich ein Gepolter
nimmt.

Milberg geht fort, um zu sehen, was es giebt
d kömmt nicht wieder; das Gelärm nähert sich im-
r mehr, schon unterscheidet man die tiefe Baßstimme
alten Lindner; Madam will in Ohnmacht fal-
, und Anton weiß nicht was er thun soll. Die
ür öffnet sich, und der erboßte Mann tritt herein,
Frau fällt wirklich in Ohnmacht und Anton er-
rickt. Alles ist erstaunt sich hier anzutreffen; der
haber kann nicht begreifen, durch welchen unglück-
hen Zufall sich der Mann hieher verirrt habe, und

der Mann steht wie versteinert, da er den Küchenjun-
gen als einen jungen Herrn und als den Liebhaber
seiner Frau wiederfindet. Hinter dem Herrn Lindau
zieht eine ganze Schaar von Marquers, Köchen und
Hausknechten einher, jeder mit den Waffen seines Stan-
des versehen, alle stehn starr da und betrachten den
verwandelten Küchenjungen, der sich Mühe giebt, Ma-
dame, die noch immer in Ohnmacht liegt, ins Leb
zurückzurufen. —

Sie schlug endlich die Augen wieder auf, und An-
ton zog den Degen, um sich durch seine Feinde ei
Weg zu bahnen; sie wichen ihm alle aus; und
gewann das freie Feld. — Hier sah er in großer
den Herrn von Ahlfeld mit mehreren Bedienten
Pferde vorbeisprengen; er erfuhr von dem einen, d
Fräulein Caroline ihrer Tante entwischt sei, und m
ihr jetzt nachsetze.

Unglücklicher Anton! rief der Liebhaber jetzt in
Verzweifelung aus. — Sie ist entflohen, entflohe
ohne dich, ein Freund hat dich verrathen, eine Geli
verläßt dich, alle Pläne, die ich aufbaue, wirft
verhöhnende Schicksal wieder um; ich verliere mei
Zeit und meine Mühe in einem langweiligen, unn
hörlichen Spiele, das mich nie gewinnen läßt. —
bedachte in der Leidenschaft nicht, daß er manches a
seinem Plane wohl hätte weglassen können, und d
er das Schicksal also sehr mit Unrecht anklage.

Wohin sollte er sich nun wenden? — Wohin wa
Caroline entflohn? — Er überläßt sich auf gut Glü
dem Wege, schweift umher, sucht Carolinen i
allen Dörfern und in allen Wäldern, und nach einig

Wochen kömmt er müde und verzweiflungsvoll in der Residenz des benachbarten Fürsten an. Er geht durch alle Straßen, er kehrt in einem Gasthofe ein, er frägt auf eine versteckte Art nach seiner Geliebten; aber da ist kein Mensch, der ihm Antwort geben kann.

Er hoffte immer noch, Nachrichten von seiner Geliebten zu bekommen, darum blieb er länger in der Residenz. Er machte auch einige Bekanntschaften, die ihm die Zeit verkürzten, und nach einiger Zeit zog eine hübsche Kaufmannsfrau, die ihm gegenüber wohnte, seine Augen auf sich. Sie bemerkte ihn ebenfalls, und ohne daß er es wollte, war bald ein Augengespräch zwischen ihnen entstanden. Da er Carolinen nicht wiederfand, so suchte er sich zu zerstreuen, und dies Abentheuer schien ihm also recht von selbst in den Weg zu kommen. Der Mann dieser Frau handelte mit Tüchern und Sachen, die zum Anzug gehören. Anton bemerkte den Augenblick, in welchem der Mann ausging, und sogleich war er selber bei der schönen Frau im Laden. Sie ward roth, verlegen, und fragte: was zu seinem Befehl stehe? Er forderte eine gestickte Weste, und die Frau suchte ihren ganzen Laden durch, ohne das Verlangte finden zu können, und schämte sich endlich, da eine Menge von Westen vor ihr lagen. Er bezahlte, was sie gefordert hatte, ohne auch nur im mindesten zu handeln, und da er nur gegenüber wohnte, nahm er die Weste selbst mit sich.

Es schien ihm jetzt eben nicht unschicklich, daß er sich nach ihrem Befinden erkundigte, wenn er vorbeiging; daß er sich bei dieser Frage etwas lange aufhielt, und hundert andre Fragen und Bemerkungen in sie verflocht,

kann man leicht vermuthen. Sie verstanden sich bald beide, und Caroline war bald vergessen. — Du Leichtsinnige, vielleicht aber, daß seine Strafe nicht ausbleibt.

Er lernte auch den Mann kennen. Herr Wagemann war eine kleine, ziemlich alte Figur; er war vierzig Jahr alt, und gegen jedermann freundlich und höflich; er hatte ehedem Philosophie studirt, und in müssigen Stunden war sie noch jetzt sein Steckenpferd. Er freute sich jedesmal, wenn er in einem Gespräch weit und daher sagen konnte, nur mußte der andre auch sehr von der Langenweile leiden, wenn er ihm alle seine Gründe auseinander setzte. Dieser Mann gewann auch den Held unsrer Geschichte sehr lieb, weil dieser sich immer nicht ganz den Philosophen verläugnen konnte. Sie disputirten oft mit einander, und einer überzeugte den andern nicht. Anton ward auch zuweilen zum Mittagsessen gebeten, und hatte nun desto öfter Gelegenheit, die liebenswürdige Frau zu sprechen, und seine Unterhandlungen fortzusetzen. — Sie waren bald mit einander einig, und jetzt besuchte sie Anton zwar nicht mehr so häufig öffentlich, aber desto öfter schlich er sich heimlich zu ihr.

Er trat an einem Morgen ans Fenster — und — sieht er recht? — darf er seinen Augen trauen? — Caroline sitzt in dem Anzuge eines Dienstmädchens in dem Laden der Madam Wagemann! — Nein, er irrt sich nicht, sie ist es, und er taumelt erschrocken zurück.

Er freute sich, daß er Caroline wieder gefunden hatte, und doch verdroß es ihn halb; vorzüglich, daß er sie jetzt, und unter diesen Umständen wieder

ah, und besonders in jenem Hause. Dann überlegte er wieder, daß dies ihm eigentlich lieber sein müsse, daß der Umgang mit dieser Frau ihm vielleicht selber behülflich sein könne, um Carolinen wieder in eine anständigere Lage zu versetzen. — Er wiegt sich mit hundert Vorstellungen ein, und redet einer Leidenschaft das Wort, indem er noch über Carolinens Zustand nachzudenken glaubt.

Er schlich zu Madam Wagemann hinüber. — Haben Sie, fragte sie ihn, das hübsche Mädchen bemerkt, das seit gestern in meinen Diensten ist? — O ja! — Ei, wie lebhaft Sie antworten; nur keine Untreue, mein Herr! — Wie können Sie daran denken? Aber wo haben Sie sie her? — Sie kam gestern zu mir, und bat so flehentlich, daß ich sie in meine Dienste nehmen sollte, daß ich's dem armen hübschen Kinde nicht abschlagen konnte.

Anton fand bald Gelegenheit, Carolinen allein zu sprechen; um sich nicht zu verrathen, mußten sie beide die Freude über ihr Wiedersehn unterdrücken. Er verdeckte sein Verhältniß mit Madam Wagemann, und vertröstete seine Geliebte auf eine baldige Befreiung aus ihrem jetzigen Stande. Er versprach alles anzuwenden, um sobald als möglich mit ihr glücklich zu sein.

Sie erzählte ihm, wie sie an demselben Abend entflohn sei, als sie mit Ahlfeld hätte verlobt werden sollen; nach manchen Drangsalen habe sie sich hieher gewandt, und um nicht so leicht aufgefunden zu werden, Dienste genommen.

Die Frau Wagemann war auf ihren Liebhaber eifersüchtig, und ließ ihn daher in ihrem Hause nicht

allein; außerdem fand sich aber auch keine Gelegenheit, daß Anton seine Geliebte sprechen konnte, und so schlich eine Woche nach der andern hin. — Den Nachbarn und Freunden Wagemanns war indessen das Verhältniß zwischen der Frau und dem jungen Menschen nicht verborgen geblieben; es giebt immer eine Menge dienstfertiger Leute, die sich ein großes Verdienst daraus machen, auch den Ehemann über solche Verhältnisse aufzuklären, nicht aus Liebe zur Tugend, sondern aus bloßer Freude an Zwist und an Klatschereien.

Der philosophische Kaufmann hörte aber nur wenig auf das, was ihm alle seine Nachbarn so häufig in Ohr sagten. — Ich bin, sagte er zu sich selbst, der Treue meiner Frau versichert, denn sie hat sie mir versprochen; sie hat bisher alles gehalten, was sie versprochen hat, warum soll ich denn nun glauben, daß sie gerade dies Versprechen nicht halten wird? Es giebt hier nur zweierlei Fälle. Entweder meine Frau liebt mich, nun so bin ich gewiß, daß sie mir ihre Treue bewahrt: oder sie liebt mich nicht, was kann mir dann vernünftigerweise daran liegen, wenn sie ihre Treue bricht? —

Man sieht, Herr Wagemann war zu einem Ehemann geboren, und wenn alle Männer so dächten, würde man nicht so oft in den Familien die traurigen Scenen sehn, die die Eifersucht veranlaßt.

Die Einflüsterungen hörten aber nicht auf, ja man sagte es dem Kaufmann bald ganz laut. In allen Gesellschaften fing er mit seiner Kaltblütigkeit der Gegenstand des Spotts zu werden; man nannte ihm so oft das Wort Ehre, und suchte sein Gefühl dafür

pfindliche zu rächen, daß sein Blut am Ende an- ig schneller zu laufen. Fremdes Gefühl steckt uns ft an, wir nehmen weit leichter von einem Fremden n Vorurtheil auf, als daß wir uns von seinen Gründen berzeugen lassen. Er nahm sich aber dennoch vor, ine Frau nicht eher zu bestrafen, bis er sich mit sei- m eignen Augen von ihrer Untreue überführt hätte, nd dazu fand sich sehr bald Gelegenheit.

Er that eines Tages als wenn er ausgehe, und h, daß bald nachher Anton nach seinem Hause hin- berschlich. Durch eine Hinterthür kam er zurück, öff- ete mit seinem Hauptschlüssel die Zimmer, und ging r einen Saal, der dicht an die Schlafstube seiner rau stieß. Er hätte nicht nöthig gehabt, durch die Spalte der Thür zu sehn, um völlig von ihrer Un- reue überzeugt zu sein; aber er wollte dennoch auch in Auge überzeugen, und nun sah er eine Scene, ie Julio Romano vielleicht sehr mahlerisch würde funden haben, und auf die Aretino vielleicht sehr bliche Verse gemacht hätte; ihm gefiel aber diese erspektive gar nicht, und seinem Gedächtnisse wollte in einziger Vers beifallen. — Er schlich sich wieder ort und nahm sich fest vor, sich an seiner Frau auf ine exemplarische Art zu rächen.

Er verbarg indeß diesen Vorsatz sehr geschickt; er ar gegen seine Frau und ihren Liebhaber eben so reundlich, als gewöhnlich, und sprach eben so gern ls sonst über philosophische Materien. Acht Tage wa- en indeß verflossen, als Wagemann unsern Helden zum Mittagsessen zu sich bat; es war oft geschehen, und niemand fand darin etwas Auffallendes. — An- ton kam, der Kaufmann war sehr vergnügt, und

trank bei Tische mehr, als gewöhnlich, so daß er am Ende einen ziemlichen Rausch zu haben schien. Die Frau und ihr Liebhaber lachten oft über seine Späße und komischen Stellungen, und er lachte selber aus vollem Halse mit. Gegen Abend schlug er selbst zuerst vor, nach der Komödie zu fahren, und man nahm gern seinen Vorschlag an; die Frau bat nur um die Erlaubniß, auch ihr Mädchen mitnehmen zu dürfen, und der Mann willigte um so lieber ein, weil er sie mit in das Complot gegen seine Ehre verwickelt glaubte. Man fuhr weg, und der Kutscher hatte schon am nächsten Tage seine Ordre bekommen. Der Wagen hielt still, alle erstaunen; der Mann bittet seinen Freund auszusteigen und zu klingeln; dieser thuts. — Wo sind wir denn? ruft die Frau; die Klingel wird gezogen, eine große eiserne Gitterthür geht auf, und der Wagen rollt hinein.

Anton steht noch immer in tiefen Gedanken vor der Thür, immer im Begriff, noch einmal zu klingeln, um zu sehen, wo seine beiden Geliebten geblieben sind. — Die Thür öffnet sich wieder, der Wagen fährt wieder heraus, der Kaufmann nur allein darinnen, der aus vollem Halse lacht, als er Anton noch vor der Thür stehn sieht.

Ein altes Mütterchen ging grade durch die einsame Straße, und Anton geht auf sie zu, um zu fragen, was das große Gebäude mit der eisernen Thüre für ein Haus sei. — Dies Gebäude da? — je, das Gefängniß, lieber Herr. — Anton fuhr zusammen.

Wird das Schicksal, sagte er ergrimmt durch die Zähne murmelnd, noch nicht bald müde sein, mich zu

folgen?... — Diesmal sagte er wieder nichts, denn chmerz und Zorn überfielen ihn zu plötzlich.

Er ging mit der alten Frau, die in der Nähe hnte, und da in ihrem Hause grade ein Zimmer leer r, zog er bei ihr ein. — Er erfuhr von ihr, daß t Präsident von Mohrfeld, ein sehr strenger und ster Mann, neben andern Geschäften auch die Ober ficht über das Gefängniß, oder Correktionshaus habe; ß er die Züchtlinge sehr streng halten liebe; daß sie ßt einmal in Gefahr gewesen sei, hineinzukommen, il sie aus christlicher Barmherzigkeit zwei armen ver ften Leuten in ihrem Hause Zusammenkünfte ver ttet habe; daß die Frau des Präsidenten aber eine ße gutherzigere Dame sei, daß sie besonders viel von n Herren Geistlichen halte, und in manchen Stunden ch über ihren Mann viel vermöge. — Anton ließ n allem dem, was sie ihm erzählte, kein Wort auf e Erde fallen.

Wagemann und der Präsident waren ein paar te Freunde; daher war es dem Kaufmann sehr leicht worden, mit ihm die Bestrafung seiner Frau zu ver reden. — Dem Präsidenten fiel bald Carolinens chönheit auf, und da er hörte, daß sie unschuldig i, gab er ihr heimlich ein Zimmer in seinem Hause l bewohnen, und bestürmte sie täglich mit Bitten und ersprechungen. Caroline aber war taub für seine immer; sie dachte nur immer an ihren unglücklichen eulosen Liebhaber.

Dieser hatte noch immer nicht gelernt, daß seine Plane nichts taugten, und hatte schon wieder einen ndern fertig, der so genau auf die Umstände kalkulirt ar, daß er gar nicht zweifelte, er müsse den glück

lichsten Erfolg haben. Schon am folgenden Morge
geht er in dem eleganten Anzuge eines Geistlichen d
Hause des Präsidenten vorbei; die schlanke Figur, d
blühende Gesicht zogen die Aufmerksamkeit der Prä
dentin auf sich; er sahe sie und grüßte sie sehr ehr
bietig; freundlich erwiederte sie diesen Gruß. — Ä
lich ging er ein paarmal vor dem Hause vorbei;
stand jedesmal am Fenster, jedesmal wechselte er
ihr ein paar zärtliche Blicke. — Die Alte war
Vertraute seiner Intrigue, und sie rieth ihm jetzt,
Billet an die Präsidentin zu schreiben, das sie
überbringen wolle. — Er folgt ihrem Rath, und
Alte macht sich auf den Weg.

Die Präsidentin freut sich, eine alte Bekann
wieder zu sehen, sie nimmt den Brief, und die
entfernt sich wieder, um am Nachmittage Antwort
holen. Sie hat schon angefangen, ihn zu lesen,
ihr Mann ist heimlich ins Zimmer getreten, und nim
ihr itzt mit einer plötzlichen Wendung den Brief
der Hand. — Er liest, und sie kann nichts and
thun, als in Ohnmacht fallen.

Schönste Frau,

Würden Sie meine Kühnheit zu groß finden, w
ich, als ein Unbekannter, es wage, Ihren unwid
stehlichen Reizen zu huldigen; wenn ich sogar wa
Ihnen dies zu gestehn? Aber verbieten Sie der Son
zu leuchten, und Ihrer Schönheit die Augen a
Männer auf sich zu ziehn. — O hören Sie einen
unglücklichen Liebhaber an, der aus mehr als eine
Ursache Sie zu sprechen wünscht, den das Schick
zur Verdammniß scheint auserlesen zu haben, daß

hoffnungsloser Liebe verschmachten soll. Hören Sie ch an, das Haus der Ueberbringerin ist ein Zufluchts- für geheimnißvolle Geständnisse; wenn Sie mich ausdrücklich glücklich machen wollen, so machen Sie, ß ich Sie heut Abend dort sprechen kann, nur auf nige Minuten, nur um Ihnen ein Geheimniß und e Bitte vorzutragen, an deren Erfüllung mein Leben ngt. — Finden Sie diese Worte zu dreust; und le ich überhaupt, von Ihrer Schönheit geblendet, iel gewagt, zürnen Sie auf mich; so muß ich mich terschreiben

der Unglücklichste aller Sterblichen.

Er hatte diesem Briefe mit Vorbedacht diese zwei- utige Wendung gegeben, weil er der Präsidentin ne Liebe zu Carolinen und ihr Schicksal entdecken llte: ob dieser Plan klug gewesen wäre, steht noch mer zu bezweifeln, da er aber sogleich in der An- ge durch einen Zufall scheiterte, so hat die Erfah- ng nichts darüber entscheiden können.

Der Präsident wüthete, und seine Frau warf sich n zu Füßen; sie betheuerte ihre Unschuld, er hörte nicht. — Wie kann der Bube so frech sein, rief aus, wenn er Sie nicht gesprochen hat? — Aber schwöre Ihnen, daß es so ist. — Gut, wir wol- sehn, setzen Sie sich nieder und schreiben, was ich nen diktiren werde.

Die Frau setzte sich nieder, und der Präsident dik- le folgendes Billet:

Mein Herr!

So gerne ich Ihren Vorschlag annähme, so seh ich ch doch gezwungen, heute zu Hause zu bleiben. Aber

um vier Uhr bin ich allein, machen Sie mir das Vergnügen, mich zu besuchen, aber in weiblichen Kleidern, die Ihnen gewiß sehr gut stehen müssen. Ich bin

Ihre Freundin.

Wie freute sich Anton, als er dieses Papier hielt! Er ahndete nichts von seinem Unglück. — Alte mußte sogleich einen weiblichen Anzug besorgen, er kleidete sich an, und ging, mit tausend Hoffnungen nach dem Hause des Präsidenten. — Ein Bedienter führte ihn in das Zimmer der Präsidentin, und bat ihn nur einen Augenblick zu verweilen, da die Präsidentin Besuch habe, der sich aber bald entfernen würde.

Anton hört Jemand kommen, er wird blaß, es ist der Präsident. — Da meine Frau, fing dieser an, noch nicht das Vergnügen haben kann, Sie zu sehen, so wäre es sehr unartig von mir, eine so schöne Dame ganz allein zu lassen. Man setzt sich, und der Präsident fängt ein Gespräch an, das dem verkleideten Anton die höchste Angst verursacht. Er steht auf, um sich zu entfernen, er verspricht ein andermal wieder zu kommen, aber der Präsident nöthigt ihn dringend da zu bleiben, daß er es nicht abschlagen konnte. — Gut, daß ich daran denke, fing der Präsident wieder an, Sie können mir vielleicht einen Rath ertheilen, in einer Sache, die mir sehr auf dem Herzen liegt. — Ich? — Ein unverschämter junger Geistlicher hat die Frechheit, sich in meine Frau zu verlieben, das könnt' ich ihm vielleicht noch verzeihen, aber sehn Sie, er erkühnt sich, ihr diesen schändlichen Brief zu schreiben. — Er gab Anton seinen eigenen Brief; der unglückliche Liebhaber machte Miene zu

[illegible] zu fallen. — Nun, was sagen Sie, fragte [illegible] Präsident, wie würden sie diesen Niederträchtigen [illegible]strafen! — Ich würde ihm verzeihn, sagte Anton [illegible]tternd! — Da sind Sie frömmer, als ich, denn [illegible]s ist gar nicht mein Wille, sondern ich habe diesen [illegible]verschämten kommen lassen, um ihn recht derb zu [illegible]chtigen. —

Anton zitterte heftig; der Präsident winkte, und [illegible]r Bedienten traten herein, jeder mit einer großen [illegible]uthe bewaffnet. — Sie warfen sich auf ihn, und [illegible]llzogen eben die befohlne Exekution an ihm. Bei dem Streiche rief Anton aus: O Schicksal, Schick[illegible]l! welch ein schändliches Ende nehmen auf deinen [illegible]efehl alle meine Plane!

Als diese Züchtigung vorbei war, glaubte er sich [illegible]tfernen zu können, aber der Präsident trat ihm in [illegible]n Weg. — Wir sind noch nicht fertig, sagte er, [illegible]ir wollen noch beide einen guten Freund besuchen, [illegible]nen Prälaten, dem ich doch einen Geistlichen überlie[illegible]rn will, der seinem Stande so große Ehre macht.

Anton's Bitten waren vergebens, er wurde die [illegible]reppe hinuntergeführt, es war unterdeß Abend gewor[illegible]n, eine Kutsche hielt vor der Thür und man stieg [illegible]inein. — Vor dem Hause eines Priors ward still [illegible]ehalten, man ging hinein, der Präsident voran, und [illegible]as Mädchen, das ihm folgt, sinkt dem Prior weinend [illegible]n die Arme, es war Caroline, seine Nichte.

Sie hatte in der Dunkelheit vor dem Hause die Hand ihres Geliebten ergriffen, und war statt seiner [illegible]n den Wagen gestiegen; sie bat jetzt kniend den Prä[illegible]sidenten im Namen ihres Liebhabers um Verzeihung, [illegible]der ihm nach der harten Züchtigung auch gern vergab,

so wie seiner Frau, die jetzt den Schein der Unschuld für sich hatte. Anton ward geholt, er überließ sich ganz der Empfindung der Zärtlichkeit, als er Carolinen wieder sah, und damit er endlich einmal etwas zum Lobe des Schicksals sagen könne, kam noch an demselben Abend Carolinens Vater an und trat bei dem Prior ab; vom allgemeinen Flehen bestürmt, verstand er sich zu einer ansehnlichen Aussteuer, und Anton erhielt nach so vielen Leiden und Widerwärtigkeiten zu seiner Verbindung mit Carolinen die Einwilligung seiner Eltern.

Der Kaufmann Wagemann nahm seine Frau allen seinen Nachbarn zum Trotz wieder zu sich; er war seitdem noch hartnäckiger in seiner Philosophie geworden, und lebte mit ihr, wie ehedem. —

Am Hochzeittage sagte Anton, indem er seine Frau in seinen Armen hielt: o Schicksal, so hast du dich endlich mit mir versöhnt? —

So tief liegen manche Schwachheiten im Menschen. Das Schicksal hatte es nie der Mühe werth gefunden, sich mit ihm zu entzweien.

Der alte Ahlfeld sagte um sich zu trösten: Ich sehe, das Schicksal will durchaus, daß ich kein betrogener alter Ehemann werden soll.

Die männliche Mutter.

Erzählung.

1795.

Gerade in einer der besten Reden, die einer der berühmtesten Prediger von der Kanzel hielt, war es, in welcher der junge Baron von Biederfeld seine Augen auf das junge, sittsame Fräulein von Bergen warf. Die Kirchen dienen sehr oft zum Gottesdienste der Liebe, und die beiden jungen Leute sahen sich hier öfter; er ging ihr nach, wenn sie die Kirche verließ, und fand jedesmal Gelegenheit, ihr etwas Verbindliches zu sagen, oder ihr in dem Gedränge den Arm zu bieten, so daß die arme Amalie jedesmal mit einem feuerrothen Gesichte aus der Kirche in die freie Luft trat.

Ihrer Mutter, die eine sehr kluge Frau war, entgingen, trotz ihres scharfsichtigen Blickes, alle diese Kleinigkeiten, wie es denn sehr oft bei verständigen Leuten der Fall ist. Sie erhalten ihren Scharfsinn in einer ununterbrochenen Thätigkeit, und übersehen völlig eine Menge von geringfügigen Umständen, die nur gar zu oft, im Fortlaufe der Zeit, ihre klug ausgedachten Plane zertrümmern. Amaliens Mutter war eine Frau mit einer fast männlichen Gemüthsart; sie hatte in ihrer Jugend viel gelesen und gedacht, ja sich selbst mit einigen Fächern der Gelehrsamkeit bekannt gemacht; ihr Vater hatte sie früh an einen Mann verheirathet, der ihr gleichgültig war, und den sie

nach der Hochzeit nur aus Pflicht und Gewohnh
liebte. Ihr waren daher alle Empfindungen der Lie
und ihre Leiden und Freuden, unbekannt geblie
Die Liebe ist es eigentlich, die dem edlen Charak
die letzte Vollendung geben muß; bei ihr waren,
allen Vortrefflichkeiten, die rauhen und widrigen Ec
geblieben. Sie hatte ihre Tochter nach einem eige
Systeme erzogen, das sie aus keinem Buche gele
hatte; sie hatte vorzüglich gestrebt, Amalien zu ih
Vertrauten zu machen, die ihr keinen ihrer Gedank
nicht die unbedeutendste ihrer Empfindungen versch
ge; es war ihr auch bis in das achtzehnte Jahr i
Tochter gelungen, so daß das Verhältniß zwischen
den mehr wie zwischen zwei Geschwistern war, als w
man es gewöhnlich zwischen Eltern und Kindern fin

Aber in dieses achtzehnte Jahr fiel die merkwürd
Predigt, in welcher sich Biederfeld und Amal
zum erstenmale sahen. Wer kann die magische Kr
beschreiben oder begreifen, die so oft in einem einzi
Blick eines schönen Auges liegt? Amalie konnte d
Zuge gar nicht widerstehen, der jedesmal in der Kir
ihren Kopf dahin drehte wo Biederfeld stand, u
Biederfeld hatte jedesmal eine solche Stellung gewäh
daß er in der ganzen Kirche nichts weiter als seine
liebte Amalie sehn konnte.

Man traf sich von ohngefähr in Concerten und
der Komödie, man sprach mit einander, und hatte s
hunderterlei unbedeutende Sachen zu erzählen. Bie
derfeld hätte gern um die Hand des Mädchens ange
halten, allein sein Vermögen war zu klein, um diesen
verwegnen Schritt zu wagen, und da er wußte, daß

: Frau von Bergen zwar so viel besaß, um mit er Tochter anständig leben zu können, aber nichts niger als reich war, so verwünschte er in manchen tunden den Zufall, seine Armuth, und die drückenden rhältnisse unsrer Welt. Hundertmal nahm er sich r, Amalien zu vergessen und sie nicht weiter aufzusu- n, und das Schicksal spielte ihm immer den Streich, ß er sie noch an demselben Tage irgendwo sah, und nn er nur einen einzigen streifenden Blick ihres glän- nden Auges auffing, so hob ein Seufzer seine Brust, d alle seine Vorsätze kamen ihm so abgeschmackt vor, ß er sich selbst hätte verachten müssen, wenn er noch eiter daran gedacht hätte sie auszuführen.

Amalien ging es fast eben so. Sie konnte es lbst nicht begreifen, warum es ihr unmöglich sei, ihrer ten Mutter von Biederfeld und seiner Schönheit erzählen. Sie hatte schon oft seinen Namen auf r Zunge, aber wenn ihr dann der gütige aber doch nste Blick ihrer Mutter begegnete, so schlug sie be- mmt die Augen nieder, und fing irgend ein gleichgül- ges Gespräch an, das ihr doch wichtiger als ihre ebe dünkte.

Es kam aber bald eine Zeit, wo sie aus einer an- ern Ursache schwieg. Jetzt kamen ihr ihre Empfindun- n nicht mehr kindisch und abgeschmackt vor, so daß e sie aus Schaam verbarg, sondern sie fühlte sich nun ber ihre Mutter erhaben, sie machte aus ihrer Liebe n Geheimniß, weil sie sich einbildete, kein anderes Wesen könne die hohen und lautern Empfindungen hres Herzens begreifen, jedes fremde Ohr dünkte ihr nheilig, um ihm den Namen Biederfeld und ihre

Wünsche anzuvertrauen. Sie ward jetzt nachdenk
und liebte die Einsamkeit, sie las Gedichte mit E
zücken, und saß stundenlang in Träumereien verlo
so daß sie nichts sah und hörte, was um sie her
ging, und wie aus dem Schlafe auffuhr, wenn
Mutter sie zuweilen rief. Diese aber bemerkte
immer nichts, sondern meinte, das lustige, flüch
Mädchen komme nun nach und nach zu Verstande.

So gewiß ist es, daß alle Menschen, die wi
gemeinen Leben klug und verständig nennen, nur
auf eine gewisse Linie mit ihrer Klugheit reichen,
sich jedesmal verrechnen, wenn sie sich weiter wa
Die Frau von Bergen hatte nie geliebt, sie ve
also alle Symptome der Liebe an ihrer Tochter unri
ihre ganze Erziehung bis dahin war sehr gut und
sequent gewesen, sie hatte für alle Fälle stets die b
und wirkendsten Mittel in Bereitschaft; aber hier v
ließ sie ihr guter Genius völlig, so daß sie
Tochter ganz frei und ungehindert den Weg gehen l
den sie sich selber ohne alle andre Beihülfe geba
hatte.

Es gab freilich auch manche Stunden, worin A
lie sich das unvernünftige ihrer Leidenschaft vorm
und wenn nur jemand gewesen wäre, dem sie
ganz hätte vertrauen können, so wäre auch ihre H
lung vielleicht nicht unmöglich gewesen. Aber vom
sten Augenblicke hatte ihre Liebe den Reiz des Geh
nißvollen bekommen, das bewog sie, alles was vors
jeden Blick und jede unvermuthete Zusammenkunft,
des gesprochene Wort und jede kleine Aufmerksamk
als ein heiliges Geheimniß zu betrachten, dessen Ve

h ihr Unglück machen würde. — Er war so schön
b liebte sie so innig, wie hätte sie so grausam sein
nen, ihn nicht mit aller Zärtlichkeit wieder zu
en?

Er drückte ihr eines Tages ein Billet in die Hand, daß es niemand bemerkte. Sie besann sich am end lange ob sie es lesen sollte, ja sie hatte schon gefangen sich auszuziehen, um sich schlafen zu legen, sie es dennoch erbrach, und unter langen Herzpfen folgende Worte las:

„Die Liebenswürdigste ihres Geschlechts verdient „auch die höchste Liebe; für Sie war mein Herz „geschaffen, weil es der Liebe am meisten fähig ist. „Vom ersten Augenblicke, in welchem ich Sie sah, „war es Ihr Eigenthum. Die Bande, die mich fes„seln, sind zu süß, als daß ich jemals streben könnte, „sie zu zerreißen: aber wäre es Ihnen wohl möglich, „für die heftigste Liebe unempfindlich zu bleiben, wenn „das höchste, das einzige Glück meines Lebens darin „besteht, Ihnen nicht gleichgültig zu sein?“

Amalie las das Billet, und las es immer wieder n neuem, sie wußte es schon auswendig, als sie noch mer nicht den Inhalt ganz begriffen hatte. Sie überte dann lange, wie sie sich nehmen solle, sie ergriff Feder, um in ein paar Zeilen zu antworten, und kam zehn Briefen, ohne daß sie es bemerkte, in so weitläufe, rührende Tiraden hinein, in denen sie von Unglück d Liebe, von Sehnsucht und Unmöglichkeit, Thränen d Verzweiflung durcheinander sprach, daß sie vor sich ber erschrak, und es nur nach einer großen Selbstüberindung dahin brachte, daß sie ihrem Liebhaber in weni-

gem und zweideutigen Worten Bescheid gab. Sie leg sich hierauf zu Bette, konnte aber die ganze Nacht nic schlafen.

Die Erklärung von beiden Seiten war nun förml geschehen, und mit der Annahme des ersten Briefes w zugleich eine große und ununterbrochene Correspond eröffnet. Der Liebhaber fand fast an jedem Tage Ge genheit, seinem Mädchen einen Brief zuzustecken oder stecken zu lassen. Geheime Zusammenkünfte wurden a anstaltet, und alles ging den Weg, den solche Intrig gewöhnlich nehmen, das Geheimniß wird zur Gewo heit, und mit jedem neuen Tage werden neue Billett schrieben, oder neue Zusammenkünfte veranstaltet.

Einige aufmerksame Beobachter, deren Geschäft a alle Anekdoten und Familienvorfälle zu wissen, und über alle Liebschaften ein förmliches Register halten, w ten nach einem halben Jahre bemerken, daß sich Bied feld und Amalie weit seltner an öffentlichen Orte sähen, weit weniger mit einander sprächen, und sich beide zu vergessen schienen. Sie schlossen auf einen Z auf eine Kälte, die gewöhnlicherweise irgend einmal solchen Begebenheiten eintritt, und oft durch die klein Zufälligkeiten veranlaßt wird; ob sie sich irrten oder ni wird der Leser aus dem Verfolge dieser Erzählung erfah aber Amalie gab ihnen wenigstens zu ihren Schlü alle Gelegenheit, denn sie war außerdem zerstreut und tr rig, man bemerkte, daß sie oft für sich seufzte, ein gehe mer Kummer schien an ihrem Herzen zu nagen.

Ihrer Mutter selbst war seit einiger Zeit diese Ver derung im Wesen Amaliens aufgefallen, sie dac aber nur wenig daraus geschlossen, weil sie überzeugt war,

e Tochter würde sich ihr schon entdecken, wenn sie irgend was auf dem Herzen hätte. Amalie aber entdeckte nichts, sondern bat bloß um die Erlaubniß, irgend ein sikalisches Instrument lernen zu dürfen; sie wählte allen übrigen die Laute, und sagte, sie hätte von em Frauenzimmer sprechen hören, das sie vorzüglich t spiele; man schickte nach dieser, und Amalie hm täglich eine Stunde.

Bei den ersten Stunden war die Mutter selbst zu- zen, und freute sich über die schnellen Fortschritte, ihre Tochter machte. Amalie begriff in kurzer it die Anfangsgründe der Kunst, und ihre Lehrmei- rin war außerordentlich mit ihr zufrieden. Die Mut- r, die oft Besuche zu geben hatte, oder durch ein idres Geschäft abgehalten wurde, ließ ihre Tochter ichher in ihren Lehrstunden allein, und schon nach ligen Wochen konnte ihr Amalie am Abende kleine ien auf ihrer Laute vorspielen.

Plötzlich blieb die Lehrmeisterin aus, sie schien ver- wunden, denn Niemand konnte von ihr Nachricht ben. Die Mutter war betrübt, daß die Lehrstunden terbrochen wurden, und Amalie noch mehr, die rade im Begriff gewesen war, auf der Laute eine ünstlerin zu werden. Amaliens Betrübniß kehrte leder, und die Mutter erkundigte sich von selbst bei r, was ihr fehle, erhielt aber keine befriedigende ntwort.

Um diese Zeit ward eine Vermählung bei Hofe feiert, und die öffentlichen Lustbarkeiten, die Pracht er Residenz, zog den Adel der Provinzen nach der Hauptstadt. Unter den Fremden, welche täglich anka-

men, befand sich auch der Graf Holfeld, einer
reichsten Edelleute, und aus einer der angesehen
Familien; er war ein Mann, der durch seine a
nehme Bildung und durch einen edlen Anstand
jedermann empfahl, er war dreißig Jahr alt, u
hatte sich auf Reisen gebildet; er besaß nicht jenes
geschmackte, galante Wesen vieler jungen Herren, a
seine Unterhaltung war dafür auch um vieles angen
mer und verständiger, wenn nämlich der, mit dem
sprach, Verstand genug hatte, um seinen Wi
verstehn.

Der Graf sah Amalien von ohngefähr im T
ter, und vom ersten Augenblick interessirte er sich
sie; er machte die Bekanntschaft der Mutter, um
häufig und am Ende fast täglich in ihrem Hause
versäumte nichts, um seine Aufmerksamkeit für Am
lien zu beweisen, er war ihr Begleiter zu allen C
certen und Bällen, und die ganze Stadt sprach sch
von ihm als dem künftigen Gatten des Fräuleins v
Bergen, als Amalien dieser Gedanke noch
nicht eingefallen war.

Die Mutter sah die Zuneigung des Grafen
Wohlgefallen, sie hatte bis jetzt ihre Tochter in A
hung ihrer Hand völlige Freiheit gelassen, und sch
mehrere Parthien zurückgewiesen, weil die Liebha
nicht gewußt hatten, sich Amaliens Liebe zu er
ben; sie war überzeugt, ihre Tochter würde die A
dienste des Grafen erkennen, und nichts gegen sein
Antrag einzuwenden haben. — Amalie schien a
dem Grafen entgegenzukommen, ihre Heiterkeit sch
etwas zurück, und sie war sehr gern in seiner Ge
schaft.

Die Mutter irrte nicht, wenn sie einen Heirathsantrag des Grafen erwartete, denn kaum waren vierzehn Tage verflossen, als der Graf ihr seine Vermögensumstände auseinander setzte, und um die Hand ihrer Tochter bat. Sie antwortete, daß dies ganz allein von Amalien abhinge. Der Graf verließ sie, und die Mutter ließ die Tochter rufen, um sie selbst um ihre Neigung zu fragen.

Das Zimmer ward verschlossen, und die Mutter sagte ihr: Liebe Tochter, du hast gesehn, daß es nie meine Absicht gewesen ist, dich zu irgend einer Heirath zu zwingen, wenn die Parthie auch noch so vortheilhaft war, ich habe alles immer auf deinen Ausspruch ankommen lassen: der Graf hat um dich angehalten, sage mir aufrichtig, kannst du ihn lieben?

Ich erkenne, antwortete Amalie, die Vorzüge des Grafen, ich schätze ihn so, wie ich bis jetzt noch einen Mann geschätzt habe, ich würde an seiner Seite eine glückliche Gattin sein, aber liebste Mutter, ich kann ihn nicht heirathen!

Du achtest ihn, du würdest mit ihm glücklich sein, und kannst ihn doch nicht heirathen? Wie verstehst du das?

Amaliens Augen flossen von Thränen über, sie sah auf, und sank zu den Füßen ihrer Mutter nieder, und schluchzte und konnte nicht sprechen. Ein gewaltsamer Schmerz schien ihr Inneres zu erschüttern, einige Ausrufungen entfuhren ihr unwillkührlich.

Was ist dir, meine Tochter? rief die Mutter aus. Was ist dir, mein Kind? — dein Herz wird zerrissen, schütte dein Leiden aus in den Busen deiner Mutter.

Ach! rief Amalie, Ihre Tochter ist sehr unglü
lich; darf ich Ihnen mein Unglück vertrauen? W
sich Ihre zärtliche Liebe nicht in Haß und Abscheu w
wandeln? — Ach nein, denn meine innere Qu
meine Verzweiflung hat mich schon hinlänglich bestr

Nun so rede, meine Tochter! O ich unglückli
Mutter! Sollte ich mich in dir geirrt haben?
Sollte alle meine Zärtlichkeit, meine liebevolle S
unnütz gewesen sein? —

Ich will sie nicht hintergehn, sagte Amalie
einem schmerzlichen Ton, ich habe Sie lange g
hintergangen, aber jetzt will ich aufrichtig sein. —
Mutter, Sie sehn zu Ihren Füßen ein unglückli
ein verführtes Mädchen, die desto unglücklicher ist,
der geliebte Verführer sie nach dem Verlust ihrer
schuld verlassen hat.

Die Mutter erschrak. Welcher Schmerz, von ihr
einzigen, geliebten Kinde dies Bekenntniß zu hö
sie betrachtete sie lange stumm, dann hob sie sie
von der Erde auf, und schloß sie in ihre Arme.

Du bist doch mein Kind, meine geliebte Toch
rief sie aus. — Laß uns jetzt daran denken, wie
dein Unglück erleichtern, statt darüber zu klagen. Tro
deine Thränen, und vertraue dich mir ganz; di
Fehltritt wird dir für die Zukunft die beste und
reichste Warnung sein.

Amalie weinte von neuem, und beschwor
Mutter, ihr zu verzeihen. Sie entdeckte ihr, daß
sich seit zwei Monaten schwanger fühle, und die Mu
ter fing an, über ihren Zustand nachzudenken.

Meine Tochter, fing sie an, der Graf will mi
heirathen, und sein Antrag ist für uns der vortheil

freste. Es wäre etwas leichtes, die Heirath jetzt zu
kziehen, und ihn zu hintergehen; man könnte ihn
ch mit deiner Niederkunft betrügen, aber mein Ge-
hl empört sich dagegen. Das Geheimniß könnte
dlich doch entdeckt werden, und du wärst dann dop-
lt unglücklich. Auch verheimlichen wollen wir deine
chwangerschaft nicht, um dich nach der Entbindung
n ihm zu verheirathen, sondern die ganze Welt soll
erfahren. — Nur muß alles nach meinem Plan
t großer Behutsamkeit und Vorsicht gethan werden,
sonders muß der Graf noch einige Zeit hingehalten
rden. — Frage mich jetzt noch nicht, wie alles
s veranstaltet werden soll; genug, ich werde dir
es weitläuftig vorschreiben, was du thun und las-
n sollst. — Aber jetzt erzähle mir umständlich deine
eschichte.

Ich soll also alle Schmerzen von neuem empfinden?
zte Amalie. — Sie bedachte sich einen Augen-
ick, und dann erzählte sie, was der Leser zum Theil
on weiß, ihre Liebe gegen Biederfeld, wie diese
idenschaft entstanden und gewachsen sei, und welchen
glücklichen Ausgang sie endlich genommen habe.

Ich bat Sie so inständig, sagte sie, mir auf der
nte Unterricht geben zu lassen; ach! dies war nichts
s eine Erfindung meines Liebhabers, weil er dies
nstrument vorzüglich gut spielte. Er kam in Weiber-
idern, und wir waren täglich allein. — Seine
ebe, meine Schwachheit, — die Gelegenheit, —
h! ich vergaß endlich mich und die Tugend, und
rzte in den Abgrund, der mich seitdem so elend
emacht hat. — Kaum war der Schritt geschehen,

so verließ mich der Ungetreue plötzlich; er kam nie wieder, und ich habe seitdem nicht einmal einen Br nicht eine einzige Nachricht von ihm erhalten, wo sich aufhält.

Amalie weinte und seufzte von neuem. Die M ter tröstete sie, soviel sie konnte. Wir müssen, s sie endlich, auf Mittel denken, deine Schande zu hüten. — In acht Tagen sollst du verheirathet s aber nicht an den Grafen, ob ich dich gleich für bestimmt habe.

Ich bitte Sie, liebe Mutter, sagte Amalie, klären Sie mir das Räthsel, das mir durchaus greiflich ist.

In acht Tagen, antwortete die Mutter, bi verheirathet, in drei Monaten Wittwe, jedermann fährt dann deine Niederkunft, und du wirst dann Frau des Grafen.

Das alles ist mir noch immer unbegreiflich, s Amalie; — wen soll ich denn in acht Tagen rathen?

Laß mich nur selber den Plan ausführen, den entworfen habe. Der Graf muß sich auf ein Tage entfernen; erwiedre seine Liebe, wenn er mit davon spricht. —

Schon am folgenden Tage sagte die Frau Bergen mehreren ihrer Anverwandten, daß der G von Silberseen sich um ihre Tochter bewürbe; sie n seine Familie und seine Güter, die sehr ansehnlich n nur von der Residenz weit entlegen. Er habe ihr g schrieben, daß er in einigen Tagen selber kommen wol um Amalien den Vorschlag zu thun.

Der Graf Hulfeld besuchte indeß Amalien täg-
ch, und sagte ihr, daß er sich jetzt genöthigt sehe,
f einige Zeit nach seinen Gütern zurückzureisen, weil
m seine Mutter geschrieben habe, sie sei krank gewor-
n, und wünsche ihn zu sehn.

Er reiste ab, und die Mutter freute sich darüber,
ß ein Zufall sich so gut in ihren Plan füge. —
kum war er abgereist, so ward ein Ehekontrakt auf-
setzt, in welchem der Graf von Silberfee als ihr
idam genannt war. Der Notarius schrieb in ihrem
mmer den Kontrakt fertig, und der Graf von Sil-
rfee trat in das Zimmer, ein Mann, der ziemlich
t war, eine große schwarze Perücke trug, und ein
chtiges Kleid, — Amalien umarmte und unter-
chnete. — Die Mutter, denn niemand als sie,
r dieser Graf, entfernte sich darauf wieder, kam in
ren weiblichen Kleidern zurück, und unterzeichnete
ch einmal. Dann ging der Notarius zu einigen
wandten, und erhielt auch ihre Unterschrift.

Es war sehr gut, daß die strenge, unerbittliche
eigkeit nie etwas von diesem Unternehmen einer zärtli-
en Mutter erfahren hat. Sie würde nur den Betrug
straft haben, ohne die mütterliche Liebe in Anschlag
bringen.

Man fuhr mit einigen Freunden auf ein benach-
rtes kleines Gut; die Mutter spielte hier die näm-
he Rolle. Amalie ward mit dem Grafen getraut,
d weder die Gäste noch der Prediger hatten die
utter erkannt; denn die Mutter hatte vorgegeben, sie
i krank, und müsse also in der Stadt zurückbleiben.

Man blieb einige Tage auf dem Gute. Amalie
ing und fuhr mit ihrem Gemal, dann brachte der

Graf von Silbersee abreisen, um auf seinen Gütern manche Sachen, die dort vorgefallen waren, in Ordnung zu bringen. — Der Graf Holfeld war indeß zurückgekommen, seine Mutter war gestorben.

Amalie hatte schon vorher, auf Anrathen ihrer Mutter, ein paar Worte an ihn geschrieben, worin sie ihm meldete, daß sie den Bitten und Befehlen ihrer Mutter nicht habe widerstehen können, den Graf Silbersee zu heirathen; sie bitte um seine künftige Achtung, wenn sie auch jetzt nicht mehr auf seine Liebe rechnen dürfe.

Der Graf war wirklich über diesen unerwarteten Vorfall niedergeschlagen. Er besuchte die Mutter und die Neuverheirathete; man sah, daß der Graf Amalie immer noch liebte. Er bat um die Erlaubniß, sie in der Abwesenheit ihres Mannes zuweilen besuchen zu dürfen; sie ward ihm gern zugestanden.

So vergingen zwei Monate. Amalie weinte noch zuweilen über ihren Verführer, sie war aber doch mehr getröstet. Sie zeigte zuweilen Briefe von ihrem falschen Gemal, und sagte dann, daß sie sich schwanger fühle.

Nach drei Monaten erhielt sie einen Brief, worin der Graf Silbersee schrieb, daß er krank geworden sei. Sie war darüber, wie es einer rechtschaffenen Frau geziemt, betrübt; sie wollte durchaus abreisen, aber ein unglücklicher Fall, der in ihrer Schwangerschaft gefährlich war, hielt sie zurück, und nach einigen Tagen erhielt sie die unglückliche Nachricht vom Tode ihres Gemals. Die ganze Stadt wußte sie in wenigen Stunden.

Ein lautes Jammern und Wehklagen im Hause! Vielleicht sind wenige wirklich gestorbene Ehemänner so

[illegible] worden, als dieser, der nirgends [illegible] hatte. Alle Bedienten gingen schwarz. Amalie [illegible] sich vor niemand sehn; man fuhr vor, um zu [illegible], und alles was zur Trauer und den dabei [illegible]lichen Ceremonien gehört, geschah in aller Form.

Der Graf Holfeld freute sich im Herzen über [illegible] glücklichen Zufall. Er besuchte nach einiger Zeit [illegible] trostlose Wittwe, und glaubte zu bemerken, daß sie [illegible] freundschaftlicher als vordem mit ihm umgehe.

Die Mutter war mit der Tochter aufs Land gereist; [illegible] Graf hatte sie begleitet. Amalie kam nieder, und [illegible] Graf war Pathe des jungen Sohns.

Der Graf erklärte sich immer deutlicher für Ama[illegible]. Sie hatte sich an seine Gesellschaft und seine [illegible]iebe gewöhnt. Das Trauerjahr war zu Ende, er hielt [illegible]m Amalien an, Mutter und Tochter willigten ein, [illegible]nd die Verlobung ward nach wenigen Tagen gefeiert.

Ein Fremder stürzt plötzlich in den Saal, und Ama[illegible]e fliegt ihm wie unwillkührlich in die Arme. Es war [illegible]iederfeld. Ein allgemeines Erstaunen! Holfeld [illegible]nd versteinert da! —

O ich habe dich wieder! rief Biederfeld aus, [illegible]d drückte die verlorne Geliebte fester an seine Brust.

Was wollen Sie? rief die Mutter, die jetzt die ehe[illegible]alige Lehrmeisterin ihrer Tochter erkannte. — Amalie [illegible]g halb ohnmächtig in seinen Armen, und konnte nur [illegible]s Wort stammeln: Treuloser! —

Nein, das bin ich nicht, rief er aus, bei Gott [illegible]cht! — Er erzählte nun weitläuftig, wie er vor einem [illegible]ahre plötzlich in ein Duell sei verwickelt worden, nach [illegible]elchem er auf einige Zeit habe entfliehen müssen. Er [illegible]i hierauf gefährlich krank geworden, und habe also

seiner Geliebten keine Nachricht von sich geben können. Jetzt komme er zurück; sein reicher Onkel sei gestorben, und habe ihn zum Erben eingesetzt, und sein einziger Wunsch sei jetzt, durch die Hand Amalien's beglückt zu werden. —

Der Graf Holfeld sah jetzt den Zusammenhang der Geschichte, und verließ die Gesellschaft mit schwerem Herzen, aber ohne, wie ein jüngerer Liebhaber vielleicht gethan hätte, in Verzweiflung zu fallen. — Die Verlobung der lange Getrennten ward nun gefeiert, und die Mutter war vergnügt darüber, daß ihr Plan nun ausgeführt sei; denn, sagte sie, jedes Geheimniß kann doch einst entdeckt werden, und setzt dann immer die Personen, die dabei interessirt sind, in ein verdächtigeres Licht, als sie eigentlich verschulden.

Die Rechtsgelehrten.

Erzählung.

1795.

n einer angesehenen Stadt Deutschlands lebte Wer-
r, ein Mann, der wegen seiner gründlichen Kennt-
ß der Rechte in der Gegend weit umher berühmt
r: aus entlegenen Städten kamen sogar oft Leute
ihm, um sich seines Raths zu bedienen, oder ihm
wickelte Prozesse aufzutragen. Auf diese Art hatte
h Werner in vielen Jahren ein sehr ansehnliches
ermögen gesammelt, und da er sehr sparsam lebte
d stets fleißig arbeitete, wuchs sein Kapital mit jedem
ahre.

Werner hatte eine schöne Tochter von achtzehn
ahren, der es nicht an Liebhabern fehlte, weil ihr
ater in der Stadt für einen reichen Mann bekannt
r; hundert Schmetterlinge umflogen vergeblich den
idenen Schein ihres Vermögens, sie unterhielt sich
it allen, ohne einem einzigen auch nur den kleinsten
orzug zu geben. Keiner von allen Freiern verstand
e Kunst, das Herz der Tochter oder des Vaters zu
ühren, der ihren Aufwand von Witz und Windbeu-
eien nur als eben so viele Feuerwerke ansah, die an-
ezündet würden, um seine Tochter zu beinstigen, und
ie nicht die mindeste Spur zurücklassen, wenn sie eine
Zeitlang geleuchtet haben. Er wünschte sich immer
inen Schwiegersohn, der die Rechte vollkommen inne

habe, damit er ihn dereinst im Alter bei seinen ve
worrenen Arbeiten unterstützen, und dem er sein groß
Kapital von Schikanen, Rechtsverdrehungen, und d
ganze Alchymie seiner erworbenen Erfahrungen verm
chen könne. Werner hatte keine männlichen Erb
und es schmerzte ihn daher schon außerordentlich, d
sein Familienname mit ihm verlöschen solle; aber d
Gedanken konnte er durchaus nicht ertragen, daß d
seine Gelehrsamkeit, das Pfund, mit dem noch so m
cher hätte wuchern können, mit ihm solle begraben w
den. Er warf daher seine scharfsichtigen Augen um
um unter den vielen Jünglingen und Männern d
Mann nach seinem Herzen zu entdecken, aber er
nirgends, was er suchte.

Der eine war ihm zu klug und vorschnell, s
für einen jungen Menschen viel zu vernünftig und
sprechend, so, daß er sich in seiner Gesellschaft ein
mal einfältig vorgekommen war, und dies Gefühl
ihm unerträglich, besonders aber in der Gegenwart
jüngern Leuten. — Ein andrer trug Hut und R
viel zu sehr à l'Anglois, als daß zu hoffen st
man könne aus ihm einen vernünftigen Rechtsgel
ten ziehn. — Ein dritter, der sich weniger nach d
Modejournal trug, war zu empfindsam, sprach m
Enthusiasmus gegen die unnöthige Verlängerung
Prozesse, und verglich zuweilen die Advokaten mit
geschickten Badern, die oft, um eine Krankheit zu
ben, dem Patienten so viel Blut ablassen, daß er h
nach an einer Entkräftung stirbt. — Noch ein andr
war ihm zu philosophisch, und wollte alles auf d
erste Princip der Moral zurückführen, sprach von d
verschiedenen Denkformen, und verstand sich im Gr

heil nicht auf die mannichfaltigen Abänderungen des
schen Reichs. — Ich kann hier unmöglich alle
haber Louisens schildern, weil ich sonst eine Bil-
allerie aller jungen Leute des Stadt liefern müßte;
wie es nothwendig war, sich geschmackvoll zu klei-
und das Theater zu besuchen, eben so nothwendig
t es, eine Zeitung in Louisen verliebt zu sein,
auf allen Schritten zu folgen, und täglich einigen
ihrem Fenster vorüberzugehen.

Louise schien, wie gesagt, eine von den unem-
pfindlichen Schönen zu sein, die alle Huldigungen mit
n der Kälte empfangen, mit der sie die Zeitungen
t, denn sie interessirte sich wirklich für einen Artikel
Modejournal weit lebhafter, als für alle französi-
en und griechischen Epigramme, die die jungen Her-
an sie richteten. Aber für jedes Herz liegt ein
ell in Amors Köcher versteckt, um auch einmal eine
atische Redensart anzubringen, und eben so allgemein
genommen der Satz ist: „Alle Menschen müssen ster-
n:" eben so allgemein richtig ist die Behauptung:
lle Menschen müssen sich Einmal verlieben." —

Vielleicht bloß um diesen Satz nicht unwahr zu
chen, kam Eduard Schmidt, ein junger, wohl
wachsner Mensch, in Louisens Geburtsstadt an.
machte mit Herrn Werner Bekanntschaft, weil
ser einen verwickelten Prozeß für den Onkel des
ngen Menschen übernehmen sollte. Dieser Onkel war
n reicher Kaufmann, und hatte seinen elternlosen Nef-
n zu sich genommen, der fast alle seine Geschäfte be-
eb. Der alte Werner sah den jungen Eduard
st täglich, und dieser sah fast eben so oft dessen Toch-

ter; Louisens Schönheit zog ihn an, und er gehö
schon nach einigen Tagen unter die Anzahl ihrer öffe
lichen Liebhaber.

Eduard hatte kaum einige Wochen hindurch
Louisen den Hof gemacht, als er sich plötzlich
rückzog, und sie doch in derselben Zeit viel lieber,
vorher, hatte. Er wollte nicht gern zu dem gro
Haufen gehören, der aus Eitelkeit oder Langeweile
Mädchen belagerte, er schätzte sie zu sehr, um ihr
alberne erzwungene Achtung zu beweisen, die die
sten Liebhaber nur zeigen, um ihren Witz gelten
machen, oder um in der Uebung zu bleiben,
schmackheiten zu sagen. Es giebt gewisse empfin
Herzen, die nur auf einzelne Tage den sogen
galanten Ton der Welt annehmen können, und
diese Tage nachher bereuen, die die Narrheit ha
noch etwas außer ihrem Verstande zu achten, nä
ihr Herz: zu diesen Thoren gehörte Eduard;
man kann diese Leute allerdings Thoren nennen,
sie sich in der großen Welt nur gar zu häufig läch
machen, nachher ihre Empfindungen verschließen,
von jedermann verkannt, und für einfältig geh
werden. Die Empfindsamkeit ist auch jetzt so ei
verächtliches geworden, daß es selbst die Schüler
mehr der Mühe werth finden, sich mit ihr einzula
Man findet allenthalben Leute, die über die Emp
dungen spotten, alle unsre Lustspiele sind noch im
voll davon, daß man nicht zu stark fühlen so
obgleich die wenigen empfindsamen Carrikaturen,
man vielleicht noch findet, gewiß nicht des Aufw
des von Witz werth sind, den man dabei anzuwen
strebt.

Louise bemerkte mit Mißvergnügen die Zurückhaltung des jungen Fremden, und eben dadurch, daß sie nun gar nicht mehr zu bemerken strebte, ward ihr ge immer unwiderstehlicher zu ihm hingezogen. Wir en in tausend Büchern tausend Vorschriften, wie n einer so gefährlichen Leidenschaft, als die Liebe entgehen könne: alle diese Regeln aber scheinen Leuten erfunden, die nicht verliebt waren, oder nigstens den Zustand des Verliebtseins schon lange gessen hatten, denn ihr Rath ist in den vorkommenen Fällen gar nicht auszuführen. So wandte Louise ht ihre Blicke von Eduard ab, sondern sie sah n heimlich nach, wenn er die Straße hinunterging, Gesellschaften erkundigte sie sich nach ihm, wenn es eine gute Art geschehen konnte; es war ihr interant, wenn er anders, als gewöhnlich gekleidet, und welche Häuser er hineinging.

Eduard ahndete von dem allen nichts, er war bescheiden, um es sich zuzuschreiben, wenn Louise dem Fenster sah, indem er durch die Straße eilte, bemerkte nicht den freundlichen Gegengruß, den für sein ziemlich linkisches Kompliment erhielt. Er chte sich über ihre Unempfindlichkeit zu trösten, und ren Namen aus seinem Gedächtnisse zu verdrängen.

Aber diese Bemühung war durchaus vergebens; denn er mit dem Vater fast täglich Geschäfte hatte, ihr manchen Tagen so gar mehr als einmal sah, so rd er dadurch nur gar zu oft an seine unglückliche iebe erinnert. Er öffnete jedesmal mit einem tiefen Seufzer die Thür des Hauses, er sah sich jedesmal m, ob nicht vielleicht durch einen Zufall Louisen

Zimmer offen stehe, oder ob sie ihm nicht vielleicht auf dem Gange begegne; er wünschte täglich seine Geschäfte für seinen Onkel geendigt, und erschrak dann wieder vor dem Gedanken der Abreise. Ein Verliebter weiß selten genau, was er wünscht, seine Gedanken sind so dunkel und verworren, wie eine Gegend, die nur schwach vom Monde erleuchtet wird.

Herr Werner war eines Tages so eben ausgegangen, als Eduard in das Haus trat, um ihn zu sprechen; Louise begegnete ihm und entschuldigte ihren Vater. Er bat um die Erlaubniß, ihn im Hause erwarten zu dürfen; Louise führte ihn auf das Zimmer ihres Vaters, und leistete ihm aus Höflichkeit Gesellschaft. — Beide waren in einer ziemlich großen Verlegenheit, man suchte aus allen Ecken mühsam ein Gespräch hervor, das nur so eben noch zusammenhing. Eduard schoß endlich dadurch förmlich Bresche und hob alle Verlegenheit auf, indem er Louisen auf die feurigste Art seine Liebe erklärte.

Louise war lange zweifelhaft, wie sie sich nehmen solle, diese Erklärung kam ihr zu unerwartet, als daß sie irgend einige Maaßregeln auf diesen Fall hätte ergreifen können; in dieser Verlegenheit gestand sie endlich ihre Zuneigung, sie hatte alle die gewöhnlichen Waffen des weiblichen Geschlechts verloren, und so endigte sich die Scene mit Küssen und Umarmungen.

Kaum hatten sich die beiden Zärtlichen eine ewige, felsenfeste Treue geschworen, als der Rechtsgelehrte Werner in das Zimmer trat. Louise entfernte sich mit Ehrerbietung vor der Gelehrsamkeit ihres Vaters, und die beiden Männer gingen an ihr Geschäft. Der

Schreibtisch sammt allen Sesseln tanzten und walz-
vor den Augen des bezauberten Liebhabers, er war
mer im Begriff, dem Vater den Schwur seiner ewi-
n Treue zu wiederholen und ihn geliebte Louise
nennen; der Alte hielt den jungen Menschen für
vas betrunken, weil er heute gar nicht klug aus
n werden konnte. Eduard entfernte sich sobald
möglich.

Der Weg war nun einmal gebrochen, und die beiden
benden sahen sich täglich, außer den mündlichen
esprächen aber wechselten sie noch Briefe; Eduard
m ein Zimmer in einem Hause, das dem Wer-
rschen grade überstand, und er sah nun auch noch
viel aus dem Fenster, als es nur seine Geschäfte zu-
ssen wollten.

Je mehr Eduard nach und nach der öffentliche
d ernsthafte Liebhaber Louisens wurde, um so
hr zogen sich die übrigen jungen Herrn zurück; sie
hen, daß ihnen endlich jemand vorgezogen wurde, die
quetterie war also in demselben Augenblicke auf bei-
n Seiten eingestellt, in welchem Louise die Eitel-
t ihrer Anbeter befriedigt hatte. Louise vermißte ihre
igen Besuche nicht, und der Vater, den seine Arbei-
n beschäftigten, bemerkte keine Veränderung.

Den Liebenden verfliegen Wochen und Monate wie
ngenehme Tage, ihre Phantasie ist unaufhörlich be-
häftigt, sie haben stets mit so wichtigen Vorfällen
thun, daß sie gar nicht die Abschnitte der Zeit be-
erken würden, wenn sie nicht eines Spazierganges
egen sehnlichst auf den einen Tag hofften, und ihnen
n andrer wieder wegen einer kleinen Zwistigkeit auf

ewig merkwürdig bliebe. Auf diese Art war [illegible]
halbes Jahr verflossen, und Louise wunderte sich [illegible]
als es so plötzlich und unerwartet Winter ward, [illegible]
Eduard stampfte mit den Füßen, als er einen Br[illegible]
von seinem Onkel bekam, in welchem ihm dieser bef[illegible]
die Stadt zu verlassen und zu ihm zu kommen.

Nun waren beide in der heftigsten Bewegung; [illegible]
seufzte und weinte, man verwünschte den Onkel [illegible]
das Schicksal, man wollte dem alten Werner [illegible]
gegenseitige Liebe entdecken, aber Louise, die [illegible]
Vater kannte, kam bald von dieser Uebereilung zu[illegible]
Eduard hatte kein eignes Vermögen, er hing [illegible]
ganz von seinem Onkel ab, und der alte We[illegible]
war viel zu sehr ein Freund des Gewissen, als [illegible]
er nicht bei dieser Entdeckung hätte schäumen und [illegible]
hrausen sollen.

Was den Jammer noch mehr vermehrte, war, [illegible]
Eduard mit seinem Onkel eine weite Reise üb[illegible]
Meer thun sollte, um mit diesem eine Handelsspe[illegible]
lation auszuführen. Die Gefahren des Todes st[illegible]
sich der Phantasie des Mädchens so lebhaft dar, [illegible]
sie in Ohnmacht fiel, als ihr der Geliebte zuerst [illegible]
schreckliche Neuigkeit ankündigte. — „Ich bin ele[illegible]
unglücklich und verlassen!“ rief sie zu wiederholten [illegible]
len, als sie wieder zum Leben erwachte. Eduard [illegible]
gaß in dem Augenblicke seinen eignen Kummer, [illegible]
suchte sie zu trösten, aber seine Bemühung war [illegible]
gebens.

Der Tag des Abschieds kam endlich; Werner b[illegible]
dauerte die Abreise des jungen Mannes, den er so [illegible]
gesehen hatte, en wünschte ihm Glück auf den We[illegible]

gab ihm einige gute Lehren auf den Weg, dann
s er wieder in sein Zimmer und setzte ruhig seine
eitern fort. Aber wie sehr war dieser Abschied von
verschieden, den Eduard von seiner Geliebten
m! Man konnte fast kein Wort sprechen, häufige
änen erstickten bei beiden die Sprache, Louise
en der Verzweiflung nahe, und Eduard verließ
endlich, ging nach Hause, und reiste, in eine dumpfe
äubung versunken, ab.

Da saß nun das Mädchen einsam auf ihrem Zim-
r, und sahe mit gepreßtem Herzen dem rollenden
gen nach. Alle ihre schönen Träume gingen so
nach aus, alles verlosch, wie die Sonne hinter
ne Nebel, sie dachte unaufhörlich an Eduard und
r schrecklichen Abschied. Bei dieser großen Span-
ng ihrer Lebensgeister fiel sie in ein Fieber, das ihr
d die Röthe von den Wangen und die Munterkeit
den Augen nahm. Die Vorsorge des Vaters und
Arztes stellten sie zwar nach einiger Zeit wieder
, aber sie verlor darum nicht den melancholischen
ck, mit dem sie jetzt die Welt betrachtete, sie war
n allem, und las in der Einsamkeit die zärtlichen
iefe, die sie von Eduard erhalten hatte; sie küßte
ssendmal die geliebten Schriftzüge, und sprach mit
n Papier, als wenn Er es wäre, kurz, sie beging
e die Thorheiten, die die kälteren Menschen so oft
lachen, die aber das zartere Herz mit Freuden und
ualen überschütten.

Glücklich ist der, der unter solchen Umständen einen
rtrauten findet, dem er sich ganz hingiebt, mit dem
täglich über das Unglück seiner Lage spricht, der

ihm antwortet, wenn es auch nur die allergeringsten Trostgründe sein sollten, denn der Schmerz spricht nach und nach aus der Brust über die Lippen hinaus; je mehr man von einem Gegenstande redet, und in Worten erschöpft, je mehr vergißt man nach und nach den Gegenstand selbst. Aber Louise war so glücklich, sie mußte ihre Empfindungen ganz in sich selbst verschließen, und eben deswegen wurden sie dauernder und peinvoller; sie suchte auch keine Seele, der sie sich vertrauen wollte, obgleich vielleicht manche ihrer Freundinnen es verdient hätten; denn die feinen Empfindungen einer feinen Seele vertragen nicht die kalte äußere Luft, wahrhaft empfindende Menschen nehmen sich gewöhnlich, von ihren Empfindungen zu sprechen, zwischen ihren Lippen und ihrem Herzen ist es kein andre Brücke, als einen tiefen Seufzer, der für die meisten Ohren eine Hieroglyphe ist.

Werner erhielt nach mehreren Wochen einen Brief von einem seiner Korrespondenten, daß das Schiff Eduard Schmidt und seines Onkels unglücklich gewesen, und daß beides, Mannschaft und Ladung, in einem heftigen Sturme untergegangen sei. Werner schüttelte den Kopf, und erinnerte sich nach langer Zeit wieder einmal des jungen Menschen, er trug gar kein Bedenken, diese Nachricht seiner Tochter bei Tische, wie eine von den vielen Neuigkeiten, mitzutheilen. Louise ward bloß und ging auf ihr Zimmer, wo sie mehrere Stunden in einer todtenähnlichen Betäubung lag. Alle ihre Hoffnungen, selbst die entferntesten, waren nun untergesunken, alles öde und nächtlich um sie her, sie wagte es nicht, einen Blick in die Zukunft zu werfen, ja nur an den folgenden Tag zu denken, auf eine

abscheulichen wilden Meere trieb sie einsam und ver-
en auf einem kleinen Nachen umher. In den ersten
fällen der Verzweiflung faßte sie den Vorsatz zu
ben und ihrem Geliebten nachzufolgen, sie machte
ndert seltsame und schreckliche Entwürfe, ihre Blicke
ren starr und unbeweglich auf den Boden gerichtet.
er so wie die Schwäche der menschlichen Seele tau-
dfaches Unglück erzeugt; so liegt auch wieder in ihr
größte, ja der einzige Trost für den Elenden, daß
n Geist sehr bald einer hohen Spannung erliegt,
vermerkt läßt er die Flügel sinken, und fällt wieder
die Welt, in die gewöhnliche Alltäglichkeit zurück.
r kehrte auch Louise wieder zurück, aber der Schreck,
r Gram, die unaufhörliche Furcht, die Reue, alle
re Wünsche so plötzlich zerschmettert zu sehen, warfen
aufs Krankenbette. Der Vater, der seine Tochter
rtlich liebte, ließ jetzt sogar oft manche von seinen
beiten liegen, um ihr Gesellschaft zu leisten und
ost zuzusprechen, der Arzt bot seine ganze Kunst auf,
n sie dem Tode, der sie schon als seine Beute an-
h, wieder zu entreißen. Seine Sorgfalt gelang ihm
dlich, Louise war außer Gefahr.

Des Vaters Freude, der sein Kind schon verloren
geben hatte, überstieg alle Gränzen, er sahe sich und
ner gewöhnlichen Kaltblütigkeit gar nicht mehr ähn-
h, er belohnte den Arzt reichlich, und behauptete
sem in's Angesicht, daß er ihn nie genug belohnen
nne; eine Redensart, die bis dahin noch Niemand
s seinem Munde gehört hatte.

Neun bis zehn Meilen von der Stadt besaß Wer-
er ein kleines Landgut mit einem Garten und Wein-

herge. Wenn es seine Geschäfte erlaubten, reiste in manchen Jahren des Herbstes dorthin, lebte ei Wochen auf dem Lande, und kehrte mit erneuer Gesundheit zur Stadt und zu seinen Geschäften zur Auf Anrathen des Arztes reiste er jetzt mit seiner T ter dorthin, in der gesunden Landluft sollte ihre G sundheit gänzlich wieder hergestellt werden.

Es schien auch wirklich, als wenn sich Louise dem Lande auffallend erholte; ihre Farbe kehrte zurück, und ihr Betragen wurde munterer; sie war dem Lande von keinen Gesellschaften gänzlich, ihr zur Last fielen, indem sie sich einbildeten, Trauernde zu zerstreuen; sie belustigte sich hier auf seinen Spaziergängen und in Gesellschaft der sch Natur. Nach Verlauf von einigen Wochen wollte Vater wieder zur Stadt zurückkehren, sie bat ihn so dringend und anhaltend, daß er sie dort ließ u er allein nach Hause fuhr.

Er kam an und fand eine Menge von Proz liegen, die ihm alle seine Zeit raubten. Louise Briefe meldeten ihm indeß, daß sie von Tage zu T gesünder und froher werde, und daß sie ihn mit v hergestellter Gesundheit wieder zu sehen hoffe; Briefe waren die Erquickung und Erholung des ters, der oft bei seinen überhäuften Arbeiten ar mürrisch und verdrüßlich zu werden.

Um diese Zeit kam ein junger Mensch von Universität zurück, der von allen Professoren der Ak Empfehlungsschreiben an Werther hatte. Er n nämlich auf der Akademie außerordentlich fleißig gew sen, hatte kein Kollegium versäumt, und war den ha

soren mit seinen Besuchen außerordentlich oft zur
st gefallen; und da es eine in Europa übliche Sitte
, daß man einen solchen Menschen, der uns recht
Langeweile gemacht hat, bei seiner Abreise Briefe
tgiebt, damit er auch einigen unsrer Bekannten die
it verderbe, so war der Herr Kandidat Besenberg
e reichlich mit diesen Anweisungen zum Ennuyiren
gesteuert. Er war ein Mensch, der in allen Sachen,
nicht zur Rechtsgelehrsamkeit gehören, völlig un-
ssend war; sein Benehmen war linkisch und lächer-
; wenn er nicht über Paragraphen der Novellen
rechen konnte, so schwieg er lieber stille, denn er
te den Grundsatz, daß man sich in jedem Diskurse
r sein Brodstudium unterrichten müsse, sonst
che man nur, wie ein Verschwender, mit Lippen
d Athem unnöthigen Aufwand. Er war ohne Ver-
gen, aber dabei so geizig, daß er von dem wenigen,
s er auf der Universität gehabt hatte, noch ein klei-
s erspartes Kapital mit sich brachte: er rasirte und
rte sich selbst, er war sich selbst Bedienter und
rund, denn bis dahin hatte er noch keine Seele ge-
nden, die sich die Mühe gegeben hätte, mit ihm zu
mpathisiren. Dieser Mann kam jetzt an, und über-
chte dem alten Werner mit einer demüthigen Ver-
ugung seine Empfehlungsschreiben.

Werner faßte sogleich eine große Hochachtung für
len jungen Menschen, den ihm die Professoren, seine
en Bekannten, so außerordentlich lobten. Er bat
n zum Essen und über Tische führte man sehr lehr-
iche Gespräche, es wurden mehrere schwierige Fälle
gehandelt und abdisputirt; Werner fand, daß der
ndidat in manchen Sachen, die er jetzt schon etwas

vergessen hatte, besser Bescheid wisse, als er; und da ihm dieser endlich nach geendigter Mahlzeit, mit dankenden Kusse das Kompliment in den Mund steckte daß er nun erst von der Universität auf die wa hohe Schule der Rechtsgelehrsamkeit gekommen um sich völlig auszubilden, so ward Werner von liebenswürdigen Bescheidenheit des jungen Menschen bezaubert, daß er von diesem Augenblicke sein wärm und aufrichtigster Freund war.

Besenberg war, trotz seiner Einfalt, gesch genug, um zu bemerken, daß er an dem alten Ra gelehrten einen großen Gönner gefunden habe, er ihm daher auf alle Art zu schmeicheln, er ging lange um ihn herum, bis er irgend einen Einfall bringen konnte, den er für ein schickliches und ern liches Kompliment hielt, und da die meisten Men ihr Ohr sehr willig selbst den plattesten Schmeiche hinhalten, die manchmal nur durch eine feine, k bemerkbare Linie von den Sottisen getrennt sind; erfreute sich Werner herzlich über diesen Beweis den er gefunden hatte. — Sie setzten ihren Um fort, und Werner gewann seinen Freund mit je Tage lieber, er ließ ihn endlich unter seiner Au arbeiten, und war mit der Art, mit welcher dieser that, außerordentlich zufrieden. Besenberg vermeh indessen auch seine Kenntnisse, und lernte seine The praktisch anwenden. Der Alte lernte immermehr d Gelehrsamkeit seines jungen Freundes bewundern, b seinen unermüdlichen Fleiß, dachte an sein Al und an die Schwäche, die diesem halb folgen mu de, und nahm sich endlich in einer frohen Stund

r, das Glück des jungen Menschen zu
achen.

Es giebt wenig Menschen, die den kühnen Aus-
ck, Glück machen, bedenken, es wird täglich da-
n mit eben der Leichtigkeit gesprochen, wie vom Tuch
achen oder andern Manufakturwaaren; und man
ht nur gar zu gewöhnlich Münzen und Banken als
Niederlagen und Vorrathskammern an, in
lchen Glück für ganze Generationen liegt. Neuere
nstler sollten sich gar nicht mehr die Mühe geben,
Fortuna oder irgend eine Göttin mit einem großen
llhorn abzubilden, in unsrer Mythologie ersetzt ein
ällter Geldbeutel einen ganzen Schwarm von Göt-
n, die in der fabelhaften Zeit, in der Kindheit der
lt, am Glücke der Menschen arbeiteten. Manche
ne, welche behaupten, es gäbe in unserm Zeitalter
niger Royalisten, als ehemals, haben es ganz ver-
ssen, wie alle Menschen, sie selbst mitgerechnet, vor
n gemünzten Bildnissen der gekrönten Häupter nie-
rknieen und sie anbeten: denn die Regenten sitzen
Werkmeister und Inspektoren in den Fabriken des
enschlichen Glücks oben an, und regieren und
bieten über Farbe und Modell, spediren dann das
rodukt in ihre Länder, und lassen es unter ihre Unter-
bene vertheilen, jedem sein Maaß, je nachdem sie glau-
n, daß es ihm heilsam sei.

Das Glück, welches der alte Werner jetzt machen
ollte, bestand in nichts anderm, als seine Tochter
m jungen Besenberg zur Frau zu geben, und
m bei seinem Tode sein Vermögen und seine Praxis
hinterlassen. In den müßigen Abendstunden sann

er diesem Plane weiter nach, und baute ihn [illegible] licherweise so aus, daß er endlich zum festen Entschl[illegible] geworden war.

Die Tochter kam zurück, und bei weitem fr[illegible] und gesunder als vorher, sie hatte etwas von i[illegible] sonstigen Munterkeit wieder bekommen, ihre A[illegible] hatten wieder Feuer und ihre Wangen Röthe; der [illegible] ter freute sich, und der Arzt ward in seinen Bem[illegible] kungen über die Heilsamkeit der Landluft bestä[illegible] Besenberg machte ihr seine Aufwartung, und [illegible] gliederte ihr den Zusammenhang von einigen verw[illegible] ten Prozessen, die er im Begriff war, noch me[illegible] verwickeln, um einen unauflöslichen Knoten [illegible] zu machen, den man nachher entweder mit dem [illegible] zerschneiden müßte, um lauter unbrauchbare [illegible] bekommen, oder ihn zum Andenken des menschl[illegible] Scharfsinns ganz und gar liegen zu lassen.

Es bedarf gar keiner Erinnerung, daß der [illegible] gelehrte Besenberg Louisen durchaus mißfiel, [illegible] antwortete ihm in der ersten Unterredung fast gar [illegible] oder mit Unwillen, sie gähnte oft, und verließ [illegible] endlich. Der Advokat aber bemerkte es gar nicht, [illegible] er ihr mißfallen hätte; daß sie so wenig gesprochen hatte, schrieb er ihrer Bescheidenheit zu, und war [illegible] lich mit sich selbst zufrieden. Der Vater eröffnete [illegible] seinem künftigen Schwiegersohne seinen Plan, der [illegible] Entzücken und Dankbarkeit außer sich war; er zweifelte keinen Augenblick, daß er das Herz der Tochter gewinnen würde, da der Vater so sehr für ihn eingenommen war. Louise hörte mit Erstaunen und Schrecken den Vorschlag ihres Vaters, sie machte [illegible] Ein

[illegible]ungen, die aber alle nicht gehöret wurden; der [illegible]ter hatte sich diesen Gedanken so fest in den Kopf [illegible]setzt, daß ihn keine Ueberredung und keine Bitten [illegible]drängen konnten; und da Louise auch glaubte, es [illegible]rde mit der Ausführung des Projekts nicht so sehr [illegible]eilt werden, so bot sie nicht alle ihre Kunst auf, um [illegible]r Vater von diesem Vorsatz zurückzubringen.

Besenberg betrug sich von jetzt in Louisens [illegible]esellschaft ganz als ihr Bräutigam, er gab sich gar [illegible]ine Mühe, ihre Gunst zu gewinnen, weil er sich als [illegible]ren privilegirten Geliebten ansah; das einzige was er [illegible]at, war, daß er sich ein neues, etwas moderneres [illegible]leid machen ließ. Louise hielt immer alles noch [illegible] Scherz, und lächelte zuweilen über den seltsamen [illegible]räutigam, wenn er sie auf der Promenade führte, [illegible]nd so gravitätisch neben ihr hinging, sie so mit seinen [illegible]lugen bewachte, als wenn es kein Vorübergehender [illegible]agen sollte, mit einem Blicke seine Braut auch nur [illegible] streifen. Werner hatte seinen Vorsatz allen seinen [illegible]ekannten mitgetheilt, und Besenberg empfing die [illegible]ratulationen mit dem kältesten und gesetztesten Wesen [illegible]on der Welt.

Louise hörte von ihrem Vater, von Besenberg, [illegible]on allen ihren Freundinnen und Bekannten, daß sie [illegible]ine Braut sei, daß sie es am Ende selbst glaubte. Ihre Schwermuth war kälter geworden, lag aber im[illegible]mer noch über allen ihren Stunden ausgebreitet; in [illegible]esellschaft verstellte sie sich etwas mehr, aber sie fühlte [illegible]ch in der Einsamkeit immer noch unglücklich; das Le[illegible]ben erschien ihr in einem gleichgültigen Lichte, und alle Freuden standen weit weg, in einer [illegible] Ferne

Sie gewöhnte sich daher beinahe an den Gedanken [illegible] heirathet zu werden, in ihrer Gefühllosigkeit war [illegible] auch der Mann ziemlich gleichgültig; dem sie zu [illegible] werden sollte, da ihr das Schicksal jenen entrissen [illegible] den sie einzig mit Liebe umfangen konnte. Ein Men[illegible] der sich unglücklich fühlt, ist auch weit leichter zu ein[illegible] kleinlichern Egoismus geneigt, als die Seele, die [illegible] Freude und Hoffnung aufrecht erhalten wird; sie [illegible] legte daher zuweilen, wenn sie allein war, daß es [illegible] Grunde für sie, wenn sie doch einmal heirathen so[illegible] am vortheilhaftesten wäre, einen einfältigen Mann [illegible] nehmen, der sich mehr seinen Geschäften, als ihr, [illegible] mete, der ihr daher nicht so zu Last fallen würde, [illegible] ein anderer, der ihr seine Liebe aufdringen wollte, [illegible] und so gewöhnte sie sich nach und nach, einen [illegible] ken ruhig zu ertragen, der ihr, wenn Eduard [illegible] gelebt hätte, fürchterlich gewesen wäre.

Nur ward sie manchmal auf ihr künftiges Schi[illegible] aufmerksamer, wenn sie das Betragen ihres Br[illegible] gams genauer beobachtete. Er that ihr auch nicht [illegible] kleinsten Schritt entgegen, stand nicht in der gering[illegible] Furcht ihr Mißfallen zu erregen, sondern sah sie [illegible] ein Kapital an, das ihm so sicher, wie in der B[illegible] liege, und auf keinen Fall verloren gehen könne. [illegible] der Mensch aber einmal auf seine Hoffnungen resig[illegible] und seine Aussicht begränzt: so gewöhnt er sich na[illegible] her an sein trübes Schicksal, wie an das trübe Wet[illegible] das er nicht ändern kann. Dies war der Fall [illegible] Louisen; um ihren Vater nicht aufzubringen, that [illegible] jeden Schritt, den dieser forderte, der nur noch [illegible] auf wartete, daß sich Besenberg ansäßig machen sollte, um ihn förmlich zu seinem Schwiegersohne zu erklären. [illegible]

Der Winter und der Sommer vergingen unter
rhand unbedeutenden Vorfällen, die Zeit mindert
e Leiden, sie nimmt nicht den Gram von uns weg,
r sie rückt uns unvermerkt weiter von ihm fort, bis
uns immer kleiner und kleiner erscheint, und endlich
in dem Nebel der Vergangenheit verliert. Jedes
glück erscheint uns dann nur wie ein Traum, der
s einige Stunden hindurch ängstigte, der helle Tag,
uns umgiebt, verspottet die dunklen Phantomen,
es nicht wagen, näher zu rücken.

Es war jetzt die Zeit der Weinlese da, und der
e Werner machte wieder den Plan, sein Landgut
dieser fröhlichen Zeit zu besuchen; er wollte dort
gleich die Verlobung seiner Tochter und ihres Viel-
treuen feiern, der dazu die glänzendsten Anstalten
achte. Er legte nämlich sein natürliches Haupthaar
, und ließ sich dafür das passendere Haar von einer
ege anmessen, er warf sich über Hals und Kopf in
e Gravität hinein, und gab den letzten Resten des
endlichen Aussehens ihren Abschied, er ließ sich exa-
iniren, bestand außerordentlich gut, und war nun
schworner und sehr berühmter Advokat. Man gratu-
rte von allen Seiten, und die Stadt pries sich glück-
ch, ein solches Subjekt innerhalb ihren Mauern zu
sitzen.

Man machte schon Anstalten zur Abreise, als der
unge Herr von Rosenfeld um die Erlaubniß bat,
n ihrer Gesellschaft zu reisen, um ganz in der Nähe
es Wernerschen Gutes einen Vetter zu besuchen.
Werner schätzte es sich für eine Ehre, und veränderte
nun den Plan, um die Reise noch lustiger zu machen.

Er miethete nämlich ein Schiff, um mit diesen
mählich den Strom hinunter bis unter die Fe
seines Landhauses zu fahren; in dieses Schiff wurden
nöthigen Sachen besorgt, und an einem heitern Ha
morgen stieg die ganze Gesellschaft ein, und das Sc
stieß fröhlich und munter vom Lande.

Rosenfeld war ein launiger, sonderbarer
Mensch, er gehörte zu den Leuten, die sich für
halten, und in diesem Irrthume jedermann beleidi
der in ihrer Gegenwart beschäftigt bleibt. Er hielt
für einen allumfassenden Kopf, weil er in manche
legia auf der Universität, von der er erst kürzlich
rückgekommen war, als Hospes hineingelaufen war,
von ohngefähr die vorgetragenen Sachen so zie
verstanden hatte. Er ging mit vielen Leuten um,
um sie kennen zu lernen, und lernte sie nur ken
um ihnen in Gegenwart von andern Sottisen zu sa
Er machte Gedichte ohne Reim und Rhytmus,
mit häufigen Sprachfehlern, er war eitel und ver
sich in jedes Mädchen, bloß um seinen Bekannten
gen zu können: er sei in die und die ganz erstaun
verliebt; er war immer elegant frisirt, ärgerte sich
bei jeder Gelegenheit gern, und schlug sich mit
Hand vor den Kopf, weil er sich einbildete, ein klei
Herabhängen der Haare in die Stirn kleide ihn v
züglich gut. Wenn man mit ihm sprach, so antwo
ete er bei hellem Wetter zuweilen durch einen Triller
bei trübem durch Pfeifen; bloß um seine Originalit
auszudrücken. Die jetzige Reise machte er eigentli
nur, um nachher sagen zu können, er habe sie ge
macht, denn in dieser Absicht beging er die meisten se
ner Narrheiten. Dieser Mensch war ein Gift, der

leich ein Gegengift, wenn man lange mit Besen-
g zusammen gewesen wäre; denn in solchen Stun-
erschien dieser quecksilberne Narr gegen jenen sauer-
ischen, versessenen, dummlakonischen Narren liebens-
dig, aber wenn man eine Zeitlang mit ihm ge-
chen hatte, ward er so fade und abgeschmackt, daß
mit Emsigkeit die Gesellschaft des eingepuderten
akaten wiedersuchte.

Natürlich war schon, als man die Stadt noch nicht
dem Gesichte verloren hatte, Rosenfeld in
uisen verliebt, er sang einige Arietten, die er ihr
den Augen widmete, und gleichsam überreichte, er
ß ihren Liebhaber mit verächtlichen Blicken, und
bei der ersten Gelegenheit Brüderschaft mit ihm,
sich in seiner Gesellschaft noch weniger geniren zu
rfen. Das Wetter war schön, die Gegenden, denen
n vorbeifuhr, reizend, alle Seelen waren daher hei-
gestimmt, und man nahm seine lustige seltsame
lanterie mit Beifall auf. Für feinere Seelen ist
ein Wink, nicht zu närrisch zu werden, sie fallen
n ihrem wilden Humor in den Zügel, aber Ro-
nfeld stieß ihm, dadurch aufgemuntert, beide Spo-
in die Seiten, und galloppirte unbesonnen weiter,
ne vor oder hinter sich zu blicken. Louise war
n erstenmale wieder in einer humoristischen Stim-
ung, sie ward daher von der Narrheit ihres neuen
bhabers unterhalten, es machte ihr Freude, ihn mit
n richterlichen Besenberg zu vergleichen, und zu
merken, wie sich beide von Herzen verachteten.

Man stieg zuweilen ans Land, um spazieren zu
hen und zu essen; diese Gelegenheiten nutzte Rosen-

fort neben Louisen zu wandeln, und ihr seine [illegible] reinagelnde Leidenschaft durch blühende Metaphern [illegible] verstehen zu geben, sie antwortete immer in Sch[illegible] in welchem man weder Ja noch Nein sagt, sond[illegible] sich wie ein gejagtes Amphibium aus dem einen [illegible] biete in das andere rettet. Rosenfeld nahm [illegible] Sache immer wichtiger, er glaubte am Ende [illegible] und schwur es sich sogar heimlich zu, er sei [illegible] recht ernsthaft verliebt. — Im Schiffe spotte[illegible] dann wieder über den steifen ungelenken Bräutig[illegible] der ihm lateinische Sticheleien zurückgab, die in [illegible] todten unverständlichen Sprache für Rosenfeld [illegible] Spitze verloren; man fing sogar einigemal an, [illegible] zu zanken, aber der Vater spielte immer den Frie[illegible] stifter, und ließ es nicht zu den letzten Gährungen [illegible] Witzes von beiden Seiten kommen, und selbst [illegible] schaukelnde Schiff neigte sie oft muthwillig nahe [illegible] sammen, als wenn sie sich umarmen sollten, doch [illegible] senfeld that es nicht, und Besenberg hätte [illegible] nicht gelitten, um sich Anzug und Perücke nicht [illegible] derben zu lassen.

Alle springen endlich aus dem Schiffe, sie rich[illegible] sich ein, Rosenfeld bleibt im Dorfe, und versch[illegible] noch den Besuch bei seinem Vetter, um Louis[illegible] desto näher zu sein.

Jeder unterhielt sich, so gut er konnte, Louis[illegible] ging oft einsam spazieren, oft auch in das Dorf, [illegible] besuchte Bäuerinnen, die sie im vorigen Jahre [illegible] kennen lernen; Rosenfeld folgte ihr auf allen Sch[illegible] ten, er suchte sie für sich geneigt zu machen, [illegible] mußte ihr daher in langen Beschreibungen die [illegible]

[illegible] aus, die sie deutlicher und besser gemalt [illegible]
[illegible] Augen hatte. Es gelang ihm endlich etwas, zwar
[illegible]ht Louisens Neigung zu gewinnen, aber doch ihr
[illegible]en Bräutigam noch unangenehmer zu machen, sie
[illegible] ihm dies merken, und Rosenfeld versprach ihr,
[illegible] von diesem Ueberlästigen zu befreien.

Auf diese Art waren ohngefähr acht Tage verflos-
[illegible], als Werner einen Tag für die Feierlichkeit der
[illegible]rlobung bestimmte, es sollte dabei Niemand weiter
[illegible]gegen sein, als der junge Rosenfeld, und ein
[illegible]r Bekannte aus der Nachbarschaft.

Jetzt muß der Autor noch zwei Personen kurz be-
[illegible]reiben, die in dem historisch-vaterländischen Pastoral-
[illegible]chauspiele, welches sich dialogisirt darstellen soll, Mit-
[illegible]eler waren.

Herr Erich war ein Prediger des benachbarten
[illegible]orfes. Er trug sich ganz schwarz, den Kragen und
[illegible] Stiefelmanschetten ausgenommen, er sah immer
[illegible]würdig aus, und lachte daher auch nur ungern, da-
[illegible]t ihm die Gravität nicht unvermerkt aus den Ge-
[illegible]tszügen entwische. Wenn man ihn nur ansah,
[illegible]rde man schon erbaut; er sprach so langsam und
[illegible]ächtlich, daß man seiner Rede hundert Schritt vor-
[illegible]flaufen konnte, und überzeugt sein, daß sie ihren
[illegible]ß in dieselben Fußstapfen setzen würde. Er hatte
[illegible] keinem Menschen Achtung, der nicht wenigstens
[illegible]er dreißig Jahr alt war, er sprach überaus gern mit
[illegible]ummen, weil diese sich von ihm belehren ließen, und
[illegible]e etwannigen Widersprüche nur dazu dienten, ihm
[illegible]elegenheit zu neuen Belehrungen zu geben; demüthi-
[illegible]r Knecht nannte er sich darum gern, damit das

„Wohlwürden," desto besser abstechen möchte: da
glaubte der Mann aber stets, er sei ein Mann n
dem Herzen Gottes, weil er wissentlich keine von
Todsünden begangen hatte, und kitzelte sich in
Abendstunden oft damit, wie es nach seinem Tode
der Leichenrede immer heißen würde: „Der Wohlseli
in dem Herrn Entschlafene." —

Der zweite war ein ausgedörrter, hypochondris
Amtmann, der aus einem Anfall von Schwerm
sich auf seine Renten gesetzt hatte, und diese andä
und in der Furcht des Herrn verzehrte. Er war
wenig sparsam, und die Bauern, die überhaupt in
Distinctionen nicht sehr Bescheid wissen, nannten
geizig. Als er noch Amtmann war, las er fleißig
Bibel; seine Lieblingsstelle war: „Lasset einen
Tag für das Seine sorgen:" er verstand darunter
Gefälle und Abgaben. Sein zweiter Spruch war: „
bet den Armen, doch lasset die Linke nicht wissen, w
die Rechte thut;" — da er aber ein wenig mißtrau
war, so mochte er wohl seine rechte Hand doch n
für verschwiegen genug halten, sondern etwa argw
nen, sie könnte manches bei dem häufigen Händefa
der Linken wieder erzählen; er hielt es daher für d
Gescheidteste, den Armen gar nichts zu geben. — D
bei war er in seinen Reden einsylbig, sprach und s
ungern, that, so viel es möglich war, alle Reden
Gedanken ab, und ward deswegen für ungemein k
gehalten, weil er gar nicht sprach.

Und nun geht der Vorhang auf: — —

Werner, Besenberg und Louise saßen i
ihrem Zimmer, als jemand klopfte, und Pastor Eri
hereintrat. —

Werner. Es freut mich ungemein, daß Sie mir ben die Ehre erzeigen wollen. Sie umarmen sich. — ie haben sich Ihre Wohlwürden seitdem befunden? Wir ben uns lange nicht gesehn.

Erich. Wohl, Gott sei Lob und Dank, wohl — a, es ist eine geraume Zeit; sie vergeht schnell. — ie Mamsell Tochter?

Louise verneigt sich.

Werner. Aufzuwarten.

Erich. Habe die Ehre von Herzen zu gratuliren.

Louise verneigt sich.

Werner. Danke gehorsamst.

Erich. Sie thun jetzt einen wichtigen Schritt in hrem Leben, Gott wird Ihnen seinen Segen zukom- en lassen.

Louise verneigt sich.

Werner. Ich hoffe, daß wird er, Herr Prediger. r Amtmann trat herein.

Amtmann. Guten, guten Tag, werthgeschätzter err Werner. — Wie befunden?

Werner. Wohl, wohl, freue mich unendlich — armungen.

Amtmann. Gratulire gehorsamst. — Hab' auch n neues Pferd gekauft.

Werner. Danke unterthänigst. —

Amtmann. Der Herr Bräut'gam?

Besenberg. Habe die Ehre.

Amtmann. Gratulire.

Besenberg. Viel Gnade, Freude für mich, und sage gehorsamsten Dank.

Erich. Sie sind gesonnen, sich heut christlich in dem Herrn mit sammen zu verloben?

Werner. Wenn es dem Himmel gefällt, so ist es unser allerseitiger Wille. — Belieben Sie doch gütigst Platz zu nehmen; belieben Sie zu kosten. — Er schenkt ein, man trinkt.

Amtmann. Gut Glas Wein.

Besenberg. Ungemein excellent und delikat! —

Rosenfeld tritt herein, und macht von allen Seiten Verbeugungen, die beiden Fremden sehen sein Lustspringerwesen mit großen Augen an.

Rosenfeld. Ich habe die Ehre meinen herzlichsten Glückwunsch abzustatten, daß die ewig lächelnde Fortuna stets in ihrem Hause wohnen möge.

Verbeugungen; er setzt sich und fixirt beständig Louisen, lächelt, und man sieht, daß er sich auf seinen Verstand etwas zu Gute thut. Er hatte nämlich einen Universitätsfreund von sich in der Nähe aufgetrieben, einen Menschen, der von Jugend auf in Privatkomödien die erste Rolle gespielt hatte. Mit diesem und einem Kammermädchen hatte er einen Plan abgeredet, um die Verlobung auf jeden Fall zu hintertreiben. Wachtel, so hieß sein Freund, setzte den Genuß seines Lebens darin, Bekannte und Unbekannte zum Besten zu haben, er lief oft verkleidet umher, fand sich in jede Rolle gleich ganz gut, die er spielen wollte, und war selbst seinen besten Freunden zuweilen unkenntlich. Auf die Geschicklichkeit dieses Menschen verließ sich Ro-

nfeld, er erwartete ihn in kurzer Zeit, und suchte her die Gesellschaft vorzubereiten.

Rosenfeld. Ich trinke auf Ihr Wohlsein, Herr räutigam, und auf die lange Dauer dieser Freude.

Besenberg. Gratias! — Sie wird dauern unhörlich, bis spät im Alter, werthgeschätzter Herr osenfeld.

Rosenfeld. Dafür können Sie aber nicht gut zen, mein Herr, ich habe schon manchmal erlebt, daß s Glück nur bis drei Tage nach der Hochzeit währte.

Besenberg. Dieses kann nur bei Menschen der ll gewesen sein, die sich nicht so zärtlich liebten.

Erich. Bei den Gottlosen.

Amtmann. Richtig. —

Rosenfeld. Es entsteht aber zuweilen ein gar öß liches Unglück. Ich habe Fälle erlebt, die außerdentlich seltsam waren, und herrlichen Stoff zu Koödien liefern würden. Und so können Sie auch nicht für stehn — —

Besenberg. Ich glaube aber dafür stehn zu nnen, ich bin noch bis jetzt Gottlob in keiner Komödie rschienen.

Rosenfeld. Was nicht ist, kann noch werden; Gott führt seine Heiligen oft wunderlich.

Werner. Nein, auch ich will Bürge dafür sein.

Rosenfeld. Ich will auch eben nicht länger weifeln; — aber Sie werden sich doch in der Kirche ufbieten lassen?

Besenberg. Ohne Zweifel.

Erich. Unsre Religion bringt es so mit sich.

Rosenfeld. Sie fürchten doch keinen Einspruch?

Besenberg. Wo sollte denn der Einspruch her kommen?

Rosenfeld. Man kann manchmal nicht wissen. Sie sind jung, haben ein empfindsames Herz, — wenn dies nicht mehr frei wäre —

Besenberg. Hypothesen!

Werner. Ich kenne meinen Schwiegersohn.

Rosenfeld. Sie sind so zuversichtlich?

Besenberg. Das kann ich sein.

Rosenfeld. Besinnen Sie sich, ich bin Ihr aufrichtiger Freund, und ich möchte nicht gern —

Besenberg. O, lassen wir die Späße.

Rosenfeld heimlich zu ihm. Aber geben Sie doch klein bei, ich weiß ja alles.

Besenberg. Nun, was wissen Sie denn?

Werner. Was haben Sie denn für Heimlichkeiten, Herr Sohn?

Besenberg. O, nichts; ich werde nur ein wenig gefoppt, es beliebt dem Herrn von Rosenfeld, einen gnädigen Scherz mit mir vorzunehmen.

Rosenfeld. O nicht im mindesten, ich bin heute weit ernsthafter, als gewöhnlich.

Besenberg. O man kennt sie schon.

Rosenfeld mit verstelltem Zorne. Man kennt mich? — Nein, mein Herr, aber nun soll man mich und auch Sie kennen lernen. Ich hätte gern geschwiegen,

nn es wäre möglich gewesen, aber da Sie mich nun
ßt auffordern —

Werner. Wie? Was ist denn? Ums Himmels
llen!

Erich. Unfriede?.— Mit nichten müsse sich der
so angenehme Gesellschaft einschleichen.

Rosenfeld. Der Herr da fordert mich nun durch
ie Beleidigungen auf, alles zu sagen. — Es mag
) sein, — und kurz und gut, ich sage Ihnen, es
m und wird allerdings Einspruch geschehen.

Einspruch? riefen alle mit einer Stimme.

Ja, meine Herren, fuhr Rosenfeld sehr ernst-
it fort, dieser Mensch da hat ein armes Mädchen
lassen, und unglücklich gemacht. —

Ich ein Mädchen unglücklich gemacht? Hat man
dergleichen gehört! rief Besenberg mit dem größ-
Erstaunen.

Rosenfeld. Er hat ihre Liebe gemißbraucht,
d sie dann auf die schändlichste Weise verrathen. Die
licht und die christliche Liebe fordern mich auf, zu
echen.

Werner. Nun, so sprechen Sie, mein Herr,
echen Sie!

Besenberg. Ich falle aus den Wolken — ich
l versteinert, — boshafte Lügen. —

Rosenfeld. Lügen? — Nun, so will ich Ihnen
nn Jemand hereinführen, und ich will doch sehen,
Sie den auch werden Lügen strafen.

Er ging.

Die ganze Gesellschaft war hoch verwundert. Be-

senberg protestirte in abgebrochenen Worten unau
hörlich gegen diese Beschuldigung. — Rosenfel
kam mit dem Kammermädchen zurück.

Rosenfeld. Hier steht nun die Unglückliche vo
Ihnen, meine Herren. — Sehn Sie nur, wie d
Bösewicht in Ihrer Gegenwart roth wird. —

Besenberg. Ich roth?

Rosenfeld. Kennen Sie nicht diese Person?

Besenberg. Woher sollt' ich Sie denn kennen?

Was, Christoph, fuhr das Mädchen auf, A
willst mich nicht kennen? — Ach, wie viel Gottlo
keit hat der Mensch hinter seinen Ohren! — Er k
sich so ehrlich und dumm anstellen. — Die Schla
unter Blumen.

Besenberg. Die Sache wird ernsthaft, mei
Herrn! — entweder ich bin verrückt, oder ich habe di
ses Mädchen nie mit Augen gesehn! —

Boshaft bist Du, rief Charlotte wüthend au
— Nicht mit Augen gesehn? — Ach mir gehn
Augen und der Verstand über solche Niederträchtigkei
über! — Nicht mit Augen gesehn? — Hab' ich ni
neben Dir auf der Universität in der kleinen Gasse g
wohnt? — Hast Du mich nicht immer in Deinem blau
abgetragenen Mantel besucht? — Hast Du nicht —

Besenberg. Das Weibsbild ist offenbar im Kop
verrückt.

Charlotte. Ja, aus Liebe zu Dir, Du Undank
barer! — Ach, was soll ich nun anfangen, da er so
verstockt ist, und mich gar nicht einmal kennen will? —
Ach, ich bin ein unglückliches Mädchen auf Zeitlebens!

Besenberg. Der kürzeste Weg wäre, hier eine richtliche Untersuchung anzustellen.

Charlotte. Ja, ja, thu es nur, damit Deine chande und Deine Niederträchtigkeit recht offenbar rden, damit es die ganze Welt erfährt, wie hinter- lig Du mich betrogen hast.

Werner. Ich weiß beim Himmel nicht, was ich nken soll.

Besenberg. Daß das ohne Zweifel ein Streich m Herrn von Rosenfeld ist.

Rosenfeld. Von mir, nun so wollt' ich — —

Erich. Sapienti sat! — Man sollte die erhitzten emüther wieder ein wenig beruhigen, ehe der Diskurs rtgesetzt wird.

Amtmann. Jeder sollte sich besinnen, ein Glas ein trinken, und dann mit Bedacht weiter reden.,

Werner. Hier ist nichts zu besinnen; mir fängt der Kopf umherzugehn. — Sollte ich mich so ge- rt haben? Sollten alle meine Plane so in Einem ugenblicke zerfallen?

Besenberg. Ich betheure öffentlich und laut eine Unschuld, ich schwöre, daß mir diese Kreatur nbekannt ist, ich erkenne sie nicht und werde sie nie kennen!

Charlotte. Kreatur? — Kreatur? — O, das ll einem nicht durch die Seele gehn, das soll nicht ränken! — Man könnte verrückt drüber werden. — lber schon gut, schon gut, ich habe meinen Vater her- estellt, wir wollen doch sehn, ob Sie dem auch so reist ins Gesicht leugnen werden.

Besenberg. Das werd' ich, das werd' ich ganz ohne Zweifel.

Werner. Leugnen ist noch kein Beweisen, und auf die Beweise kömmt es hier einzig und allein an. Wie gesagt, ich weiß gar nicht mehr, was ich denken soll.

Besenberg. Sie fangen an zu zweifeln, werther geschätzter Herr Schwiegervater?

Werner. Den Namen, Herr Sohn, verbitt' ich mir, bis die Geschichte da ausgemacht ist. Das scheint mir jetzt noch im weiten Felde zu liegen.

Besenberg. Ich schwöre —

Charlotte. Hören Sie nicht darauf, er schwört falsch, er hat mir auch geschworen, und seinen Schwur doch gebrochen. — Kommen Sie nur herein lieber Vater und räumen Sie hier etwas auf.

Jetzt trat ein langer alter Mann von ehrwürdigem Ansehn in das Zimmer, es war Niemand anders als der verkleidete Wachtel. Er trug ein Kind in den Armen, das ohngefähr ein Jahr alt zu seyn schien.

Ich bitt' um Verzeihung, daß ich so dreist bin. Ich bin der Vater dieses unglücklichen Mädchens und der Großvater dieser armen verlassenen Waise hier. Der gottlose Mensch da hat mir einen Enkel gegeben, und will nun sein Blut nicht anerkennen.

Besenberg. Enkel!! —

Allen versagte das Wort im Munde, sogar der Amtmann blickte auf und betrachtete aufmerksam das Kind.

Rosenfeld. Gar kein Zweifel, denn sehn Sie nur, ist ihm das Kind nicht wie aus den Augen geschnitten? —

Besenberg. Ueber diese Frechheit will mir fast Verstand stille stehn.

Wachtel. Glaube nicht, daß Du mit Deiner sheit glücklich Deinen Endzweck erreichen wirst. — d sollte sich Niemand anders weiter finden, so bin fest gesonnen, Dir den Hals umzudrehen. Ich lte es für die Pflicht eines Vaters.

Besenberg griff erschrocken nach seiner Halsbinde, s Zimmer ward ihm zu eng und kam ihm wie eine ördergrube vor, er schien sich ein Wild zu sein, das an von allen Seiten jagte, und dessen Fell und Fleisch an schon unter die Anwesenden vertheilt hatte.

Werner. Ihre Miene wird immer verwirrter, Sie wissen nichts Vernünftiges zu antworten, das böse Gewissen sieht ihnen aus den Augen heraus.

Amtmann. Er ist quasi vogelfrei.

Besenberg. Vogelfrei? — Vogelfrei? — Wissen Sie denn, was der Ausdruck bedeutet, mein Herr?

Wachtel. Daß Du der größte Schurke auf Got- s weitem Erdboden bist. — Ach, meine Herrn! ein lter Vater fühlt sich zu sehr gekränkt, als daß er seinen orn in Schranken halten könnte, die starken Gefühle er Natur vergessen die Höflichkeit, — und Thränen achen mir die Zunge schwer.

Erich. Armer Alter! Da habt Ihr ein Glas Wein! Erholt Euch wieder.

Wachtel. Danke, danke, wohlwürdiger Herr. — Ach, Herr, er ist ja um nichts besser, fast um nichts reicher, als ich bin, wir sind ja alle nur Menschen,

warum will er meine Tochter denn nicht zur Frau nehmen? — Aber nein, es ist wahr, er ist kein Mensch, er ist ein Ungeheuer von der größten Sorte!

Charlotte. Ach schimpft nicht so Vater, ich liebe ihn doch immer noch. —

Rosenfeld. Nun Herr Besenberg, fassen Sie einen kurzen Entschluß! Sind Sie der jämmerlichen Rolle noch nicht bald überdrüßig, die Sie spielen? Erklären Sie sich, wollen Sie das Mädchen heirathen? Hier ist ein Herr Geistlicher, der sogleich die Mühe über sich nehmen wird, Sie beide zu kopuliren.

Erich. Um Unrecht wieder Recht zu machen, mit Freuden.

Werner. Meine Tochter bekömmt er nun so in alle Ewigkeit nicht.

Dies ging dem armen Advokaten denn doch zu weit, er sprang auf und stieß den Priester heftig von der Seite, der ihm die Hand freundlich zur Friedensstiftung entgegen streckte. Der Amtmann rückte schnell hinter den Tisch, und Rosenfeld folgte ihm mit einer Kapriole. Wüthend nahte sich Besenberg Wachteln und dem Kinde. Das schändliche Balg! rief er aus, und hob tückisch die Hand auf, um dem Kinde einen derben Schlag zu geben, als Louise plötzlich weinend hervorstürzte, und mit dem Ausruf: mein Eduard! den Kleinen in ihre Arme schloß, und mit Thränen und Küssen bedeckte.

Ein neues Erstaunen machte alle Gesichter starr, alle waren wie in einem bezauberten Feenschlosse, Niemand traute mehr seinen Sinnen. — Nur Werner schien nun plötzlich den Zusammenhang der ganzen Ge-

hte zu errathen, er war vor Zorn nicht Herr seiner
ft, er eilte schäumend auf Louisen zu, die er-
wocken zur Thür hinaus und zur Treppe hinuntereilte.

Die verkleideten Personen vergaßen ihre Rolle und
eten in ihrer natürlichen Sprache, sie fanden ganz
dere Scenen vor, als sie einstudirt hatten, und wa-
n wie betäubt; man hielt es gar nicht mehr der Mühe
rth, die vorige Geschichte in Erwähnung zu bringen,
ndern man dachte nur an die plötzliche Wendung,
e sie genommen hatte: nur Besenberg saß jetzt
hn und trotzig im Gefühl seiner Unschuld da.

Athemlos, bleich, mit verworrenem Auge kam
ouise zurück, — und wer an ihrem Arme? —
duard Schmidt, der todtgeglaubte. Eine wun-
rbare Begebenheit drängte die andere, dem alten Wer-
r tanzte das Zimmer und alle Meublen vor den Augen
nher; man erkannte sich, man suchte Worte und fand
r Erstaunen keine; man fragte und wartete auf keine
ntwort; wie eine Gesellschaft von Betrunkenen sprach
les durch einander, Nachsätze voran, und die Vorder-
tze hinkten hinter her. — Als der Sturm der Verwun-
rung und Verwirrung sich etwas gelegt hatte, klärte
h alles auf, Eduard hatte sich damals im Schiff-
uche gerettet, sein Onkel war gestorben und er hatte
ssen Vermögen geerbt, hatte aber wegen tausenderlei
inderniße nicht schreiben können; die Briefe in der
tadt waren liegen geblieben, und er hatte sich nun
lbst auf den Weg nach dem Gute gemacht, seine
ouise wieder zu sehn, er drückte sie und seinen Sohn
rtlich in seine Arme, die Verlobung ward noch an
mselben Tage gefeiert.

Besenberg und Rosenfeld waren beide gleich verdrüßlich, ersterer, weil ihm die Braut nun gänzlich mit dem Vermögen des Alten genommen war, und Rosenfeld darüber, daß er nun alle seine Maschinen vergebens hatte spielen lassen.

Man sühnte sich von allen Seiten wieder aus, und in wenigen Wochen feierten Louise und Eduard ihre Hochzeit. —

Die Versöhnung.

1795.

Besenberg und Rosenfeld waren beide gleich verdrüßlich, ersterer, weil ihm die Braut nun gänzlich mit dem Vermögen des Alten genommen war, und Rosenfeld darüber, daß er nun alle seine Maschinen vergebens hatte spielen lassen.

Man sühnte sich von allen Seiten wieder aus, und in wenigen Wochen feierten Louise und Eduard ihre Hochzeit. —

Die Versöhnung.

1795.

r Abend dämmerte schon, als ein junger Ritter
seinem Rosse ein einsames Thal durchtrabte; die
ken wurden nach und nach dunkler, der Schein des
ds ward bleicher, ein kleiner Bach murmelte leise,
r den überhängenden Gebüschen des Berges versteckt.
Der Ritter seufzte und überließ sich seinen Gedan-
, die Zügel lagen schlaff auf dem Nacken des Ros-
es fühlte nicht mehr den Sporn des Reiters, und
jetzt mit langsamem Schritt auf dem schmalen Pfade,
sich um den steilen Felsen wand.
Das Geräusch des kleinen Baches ward lauter, der
tritt dröhnte durch die Einsamkeit, die Schatten
den dichter, die Ruinen einer alten Burg lagen
derbar auf dem Abhange des gegenüberstehenden
ges. Der Ritter vertiefte sich immer mehr in seinen
anken, er sahe starr in die Dunkelheit hinaus und
erkte die Gegenstände kaum, die ihn umgaben.
Jetzt ging der Mond hinter ihm auf, sein Glanz
oldete die Wipfel der Bäume und Gebüsche, das
l ward noch enger und der Schatten des Ritters
te zum gegenüberstehenden Berge; silbern schäumte
Strom über Felsenstücke, und eine Nachtigall begann
ihr entzückendes Lied, das bald lauter aus dem
e wiederhallte. — Der Ritter sahe jetzt vor sich
krummgewachsene Weide, die sich über den Bach
te, das Wasser floß durch ihre überhängenden Zweige.

Als er näher kam, gewannen die dunkeln Umrisse d
bestimmtere Form, er sahe jetzt deutlich die Gestalt ei
Mönchs, tiefgebückt stand sie da und ließ die klei
Wellen durch die Höhlung der Hand laufen, ein la
Wimmern ächzte: „sie kömmt nicht, sie kömmt nic
ach ewig wird sie nicht herbei schwimmen!“

Das Roß sprang scheu von der Seite, ein p
ches Grauen ergriff den Ritter, er schlug beide Sp
in die Seiten des Pferdes, das lautwiehernd mit
davon sprengte.

Der enge Pfad erweiterte sich und führte in
dicken Eichenwald, der Mond schoß nur einzelne S
len durch die dichtverflochtnen Zweige. Bald stan
Ritter vor einer Höhle, aus der ihm ein kleines
entgegen leuchtete, er stieg ab, band sein Roß an
Baum, und ging in die Höhle.

Vor einem hölzernen Crucifixe lag ein alter Einsi
in tiefer Andacht auf den Knieen, er bemerkte den
tretenden Ritter nicht, sondern betete inbrünstig
Ein langer weißer Bart floß auf seine Brust hinab,
Jahre hatten tiefe Furchen in seine Stirn gezogen,
Augen waren matt, er hatte das Ansehn eines
gen. Der Ritter stand entfernt, faltete die Hände
betete einige Ave Maria's, dann erhob sich der
trocknete sich eine Thräne vom Auge und bemerkte
Fremden in seiner Wohnung.

Sei mir willkommen! rief er aus, und bot
Ritter die Hand, die von Alter zitterte. —

Der Ritter drückte sie ihm herzlich, er fühlte
zu ihm hingezogen und seine Ehrfurcht ging in
über.

Du thatest gut bei mir einzukehren, fuhr der

ler fort, denn du findest hier auf mehrere Stunden
Dorf oder keine Herberge. — Aber warum bist du
still? Setze dich zum Feuer und ruhe aus, dann will
dir ein kleines Mahl auftragen, so gut und reichlich
es diese Höhle vermag.

Der Ritter nahm den Helm vom Haupte, seine brau-
Locken fielen um seinen Nacken, der Alte betrach-
ihn mit einem prüfenden Blick.

Warum irrt dein Auge so scheu und unstät umher?
er von neuem freundschaftlich an.

Der Ritter schien sich zu sammeln. Ein wunder-
es Grauen hat mich befallen, antwortete er, seit ich
ch jenes Thal ritt. — Erkläre mir, wenn du kannst,
seltsame Erscheinung, die ich dort sah. — Oder ist
kein Geist, ist es ein Bewohner dieser Gegenden? —
er es ist nicht möglich, ich sah' ihn wie Nebeldampf
Schein des aufgehenden Mondes hin und her wan-
, ein kalter Schauder jagte mich hieher. — Erkläre
r dies Räthsel und die Worte, die ich durch das
säusel der Büsche vernahm.

Du sahst die Erscheinung? fragte der Eremit mit
em Tone, der von inniger Theilnahme zeugte. —
m, so setze dich zum Feuer, ich will dir die unglück-
e Geschichte erzählen.

Sie setzten sich beide. Der Greis schien im Nach-
nen verloren, der Ritter war aufmerksam. Nach
em kurzen Stillschweigen begann der Einsiedler:

Jetzt sind es fast dreißig Jahr, als ich so wie du,
s Land nach Abentheuern und Fehden durchstreifte, als
ine Locken eben so um meine Schultern flossen, mein
lick eben so kühn den Gefahren entgegen sah. Der
tam hat mich vor der Zeit zu einem hinfälligen Greise

gemacht, du findest keine Spur mehr von dem tu
vollen Manne, der damals die Achtung der Ritter u
die Herzen der Mädchen gewann. Alles liegt jetzt
ein Traum hinter mir, Leiden und Freuden stehn
einer dämmernden Ferne. Lebt wohl ihr glückli
Tage der Vergangenheit, kaum ein Schimmer von
dringt jetzt zu meinem kalten Herzen zurück. —

Ich hatte einen Bruder, der nur zwei Jahre
war, als ich. Wir waren uns ähnlich an Gestalt
Gesinnung, nur war er feuriger und stürmischer,
züglich zum Jachzorn geneigt. Wir liebten uns
wir genossen keine Freude ohne einander, in jeder
kämpfte er an meiner Seite, wir schienen nur fü
ander zu leben.

Er lernte ein Fräulein kennen, deren Liebe
einen vollendeten Mann in ihm erzög. Ihre Za
milderte seine wilde Seele, sie gab ihm jene Sanft
die jedem Menschen unentbehrlich ist, wenn ihn
Auge des Freundes liebenswürdig finden soll. K
ward sein Weib und nach einem Jahre Mutter
Knaben. Seinem Glücke schien nichts mehr zu fe

Um diese Zeit ward das Kreuz von neuem gegen
Ungläubigen gepredigt, von heiligem Eifer entbr
gürtete er das Schwert um seine Hüfte, er nahm
Zeichen des Erlösers auf seinen Mantel und zog mit
begeisterten Schaar den Gefahren und dem Ruhm
gegen. Meine Bitten und die Thränen seiner Ge
waren zu schwach, ihn zurückzuhalten, sein entbrann
Eifer riß ihn aus unsern Armen. — Ach Himmel!
hoffte damals noch, ihn zu unsrer Freude einst wi
zu sehn, ich ahndete Gefahren für ihn, aber nicht

rigen Vorfälle, die mich um alle Freuden meines
ens betrogen haben.

Wir erwarteten jetzt vergeblich einen Boten, unsre
ge Ungeduld ließ uns tausend Unfälle fürchten, so
e sie uns stets wieder mit neuer Hoffnung nährte.
ne Woche nach der andern, ein Monat nach dem
dern verfloß, ohne daß unsre Erwartung auf irgend
e Art befriedigt wurde. Wir vernahmen zwar, daß
n auf dem Wege nach dem gelobten Lande tausend-
liges Ungemach die Kreuzfahrer getroffen, sie waren
i wilden Horden angefallen und dem Elend und jedem
ngel Preis gegeben, der größte Theil von ihnen
te sich in die Wälder zerstreut, um dort dem Hunger
n den wilden Thieren zur Beute zu werden; aber
e hatten keine Nachricht, die meinen Bruder beson-
s betraf, und wir mußten uns an den Gedanken
öhnen, daß auch er zu der großen Anzahl jener
glücklichen gehöre. Seine verlassene Wittwe weinte
lich um ihn, sie hörte nur wenig auf die Trostgründe,
ohne Kraft aus dem wehmüthigen Herzen eines lei-
den Bruders kamen.

Fünf lange kummervolle Jahre waren uns so unter
gen und Thränen verflossen, als ich auf einem Tur-
te die Tochter Wilhelms von Orlaburg sahe. O Rit-
, laßt mich bei diesem glänzenden Zeitpunkte meines
ens einen Augenblick verweilen, daß ich meinen Geist
der schönen Vergangenheit labe. Ach mir ging ein
ender Frühling auf, aber der Winter kam finstrer
meinem Herzen zurück, keine Blume ist mir aus
en sonnigten Tagen übrig geblieben, alle hat ein
denfroher Sturmwind gepflückt. — Ida von
laburg war das reizendste weibliche Geschöpf,

anmuthig und voll Majestät, ihre hohe Gestalt forder
von jedermann Verehrung, und ihre Menschenli
gewann ihr alle Herzen. Sie verband die Liebe
würdigkeit des Weibes mit dem Adel der männli
Stärke.

Sie sahe auf dem Turniere ihres Vaters Klara,
Seele ward von dem tiefen Kummer angezogen, der
den Blicken des verlassenen Weibes sprach; Freundsch
ten werden im Unglück am schnellsten und festesten
schlossen. Beide sahen sich häufig, sie liebten sich
zwei Schwestern, die mit einander aufgewachsen,
keinen Gedanken verschweigen, und als Ida's
starb, hatte Klara ihre Freundin als einen beste
Gast in ihrer Burg. Ida war's, die ihr endli
Thränen von den mattgeweinten Augen trocknete, d
wieder beim Aufgang der Sonne lächeln lehrte, und
mir endlich, da ich sie so oft sah, mein Herz und m
Ruhe raubte.

Ich erfuhr alle Quaalen und Seligkeiten der L
meine Nächte waren schlaflos, meine Tage ohne
schöner lag die Welt vor meinen Blicken da, alle
ben blühten Reize und Lieblichkeiten unter meinen
tritten auf, eine stürmende Sehnsucht drängte mi
ihr hin, und doch klopfte in ihrer Gegenwart mein
noch ungestümer.

Bin ich nicht ein Kind, zu dir so weitschweifig
meinen Thorheiten zu reden? — Nach einigen Mo
entdeckte ich ihr meine Liebe, sie versicherte mich
einer Engelsstimme ihrer Zuneigung, wir wurden
lobt und — wer konnte mein Glück mit mir em
den? — nach zweien Monaten ward unsre Verm
festgesetzt. — Wie zählte ich jeden Tag und jede Stund

Stroms der Zeit floß mir mit verdrüßlicher Trägheit
über, ich wünschte ihn im schäumenden Sturze mei-
n Füßen vorüberrollen zu sehn. —

Jetzt erhielten wir endlich einen Boten, der uns
chrichten von meinem Bruder brachte. Es war ein
tter aus Spanien, der ihn in Afrika gesehn hatte.
saren hatten das Schiff, mit welchem er reiste, ero-
t, und ihn als Sklaven nach Tunis verkauft, man
te für seine Freiheit ein sehr hohes Lösegeld festgesetzt.

Wir waren über diese Nachricht mehr erfreut als
rübt, weil wir seinen Tod schon als gewiß angenom-
n hatten. Klara trocknete sich jetzt die Thränen von
n Augen und überließ sich ihrer Freude. Sie brachte,
schnell als möglich, die verlangte Summe zusammen,
d machte sich fertig, ihrem Manne selbst entgegen zu
sen.

Der fremde Ritter reiste nämlich nach Spanien zu-
ck, in seiner Gesellschaft wollte sich Klara auf den Weg
achen, und Ida faßte den Entschluß, in Rittersklei-
n ihre Freundin, von der sie sich unmöglich trennen
nne, zu begleiten.

Meine dringenden Bitten waren vergebens, ich mußte
dlich ihrem beiderseitigen Verlangen nachgeben; der
nge Sohn meines Bruders ward der Aufsicht eines
loßters anvertraut. — Sie reisten ab, ahndungsvoll
h ihnen mein thränendes Auge nach.

Wie brannt' ich vor Begierde, sie zu begleiten, aber
h war in eine Fehde verwickelt, ich hatte einem Freunde
eine Hülfe zugesagt, und mein gegebenes Wort hielt
ich in Deutschland zurück. — Ach! zur unglücklichen
Stunde reisten sie ab, ich sahe sie seitdem nicht wieder.

Von diesem Augenblicke fängt der schwarze Theil m
nes Lebenslaufes an. — Ich war in der Fehde gl
lich. — O, wär' ich doch unter dem Schwerte ei
Feindes niedergesunken, um nicht von jahrelangen M
tern gefoltert zu werden, um den fürchterlichen Stun
zu entgehn, in denen ich zuerst — o vergieb mir d
Thränen, sie fließen noch oft dem Andenken meiner
und meines Bruders, das Alter kann uns nicht so
stumpfen, daß der Schmerz nicht zuweilen mit
Gewalt in unsere Brust zurückkehrte.

Auf dem Wege bekam Ida den unglücklichen Ge
ken, sich meinem Bruder nicht zu entdecken, bis sie
in ihr Vaterland zurückgekommen wären, um ihn
als meine Braut desto freudiger zu überraschen. —
kamen in Spanien an, und sandten die verlangte Su
nach Tunis. Mein Bruder ward frei; auf den Fl
der Sehnsucht eilte er über's Meer, er fand seine G
wieder, und vergaß an ihrem Halse in einem Augen
des Entzückens, die Leiden, die er seit Jahren erd
hatte.

Ida ward ihm bald darauf als ein Freund v
stellt; er empfing sie mit Zärtlichkeit, und genoß d
Tage, in der Nähe seiner Gattin, ein Glück, da
so lange hatte entbehren müssen. Bald aber wur
seine Augen auf Ida, er bemerkte die Zärtlichkeit
schen ihr und seiner Gattin, und ein Verdacht st
in seine Seele. — Sie ist mir untreu geworden! d
er aus, wenn er allein war; sie theilt ihr Herz zwisch
mir und diesem verhaßten Fremdling!

Er beobachtete nun Beide genauer als vorher, m
glaubte bald seinen Argwohn gerechtfertigt zu sehn; e
glaubte Liebe zu entdecken, welche zu verheimlichen, bi

ht einmal bemüht wären. Er wand nach und nach
ter gegen seine Gattin, und verheimlichte ihr die
unde, die sie seinem Herzen geschlagen hatte, indeß
unbefangen und ohne Furcht ihre Liebe fast gleich zwi-
en ihrem Gemal und ihrer Freundin vertheilte.

Die Eifersucht wüthete im Herzen meines Bruders,
fing an Klara und ihren Begleiter zu hassen, er gab
er Miene und jeder Bewegung Bedeutung, die innre
uth raubte ihm den Schlaf, oder sein Argwohn schreckte
n in verhaßten Träumen.

Darum also bin ich über Meere gekommen? sprach
, wenn er allein war; dies ist meine Freude des Wie-
rsehns? Dies sind also die Freuden meiner Liebe? Ich
n gekommen, um wüthende Schmerzen einzusammeln,
a der Seite eines treulosen Weibes seh' ich meine Hei-
ath wieder, und sie kömmt mir selbst entgegen, um
ir recht früh ihre Frechheit und ihre gebrochenen Eide
zukündigen!

Er machte einen alten Knappen zum Vertrauten sei-
s Grams, beide beobachteten nun mit unermüdeter
ufmerksamkeit die beiden Freundinnen. Sie sahen tau-
nd Beweise der vermeinten Untreue, ohne den wahren
usammenhang der Sache auch nur zu vermuthen, die
Buth meines Bruders stieg immer höher, und ein schwar-
r Entschluß fing endlich an in seiner Seele reif zu
erden. —

Er war mit ihnen und seinem vertrauten Diener auf
inem kleinen Nachen, der Mond war aufgegangen, und
as Schiff trieb langsam den ruhigen Strom hinunter;
r saß kalt und ohne Bewußtsein neben Klara, die ihre
Hand in die seinige legte. Mit einem prüfenden Blick
ah' er ihr in's Auge, ihr Gemal war ihr fremd, sie

schlug scheu die Augen nieder. Ida hatte die andre Hand seiner Gemalin ergriffen. —

Verrätherin! rief er plötzlich, — Betrügerin, die du mit der Ruhe eines Mannes, mit Treue und Schwüren spielst! — Ach, sein guter Geist trat zurück; er stieß blindlings den Dolch in Klara's Busen, Ida sank ohnmächtig an der Seite ihrer Freundin nieder, er nahm den blutigen Dolch, hob' ihn schäumend auf, — und traf — das Herz meiner Ida. —

Die sterbende Klara entdeckte ihm seinen schrecklichen Irrthum. — Ihr Blut schwamm den Strom hinab, — ihr Auge brach. Er stand lange wie betäubt, dann sprang er in den Fluß, ohne Bewußtsein schwamm er an's Land, taub und stumm, ohne Gefühl und Klagen trat er die Rückkehr nach Deutschland an. —

So hatte denn ein unglücklicher Scherz alle meine Freuden und Hoffnungen zertrümmert: ich stand indeß am Fenster der Burg und harrte auf die Rückkehr meines Geliebten. Ich sprang aus meinem Nachdenken oft auf, wenn ich den Hufschlag eines Rosses vernahm, mein Auge sah starr über das Feld und die Berge hin, ein freudiger Schauder ergriff mich, wenn ich in der Ferne eine weibliche Gestalt wahrnahm.

Endlich kam ein Ritter auf einem schwarzen Rosse herangesprengt: es war mein Bruder, — aber ach! ich hatte mich vergebens gefreut. Sein Gesicht war verfallen, seine Augen rollten wild, sein Herz klopfte ungestüm.

Wo ist Ida und Klara? rief ich aus.

Eine Thräne antwortete mir, er hing stumm an meinem Halse. — „Im Grabe," sprach er endlich unter heftigem Schluchzen.

O Himmel, es waren fürchterliche Stunden, die ich

mals durchlebte! — Meine Faust zuckte, mein Herz g sich krampfhaft zusamme, eine Stimme flüsterte mir ise Mord und Rache zu, — aber ich sah das Elend eines Bruders, ich vergab ihm, und wohl mir, daß ich that!

O hätte er sich nur selber vergeben. Aber sein Unück und sein Verbrechen stand bei Tage und in der Nacht r seiner Seele. Klara kam zu ihm in seinen Träumen rück, und zeigte ihm den Dolch, an dem das Blut ihs Herzens klebte, — er lächelte seitdem nicht wieder.

Ich bin zum grimmigsten Elende verdammt, rief er, dem er meine Hand ergriff; auch jenseits werd' ich ine Ruhe finden, mein Geist wird umherirren und Klara chen, und sie niemals finden, eine fürchterliche Zukunft hleppt sich mir langsam vorüber; — ach Bruder! auch n Tod ist keine Hoffnung mehr für mich.

Mein Herz war gebrochen, aber mein Leben war jetzt azu bestimmt, ihn zu trösten; wir verließen die Burg nd legten die Ritterkleidung ab, ein heiliges Gewand eckte uns, so wallfahrtete ich mit meinem Bruder durch älder und über einsame Fluren, bis uns endlich diese öhle aufnahm.

Er stand oft Tage lang an jenem Strom und sahe arr in die Wellen hinein, selbst in der Nacht war er zuweilen dort, und saß auf einem abgerissenen Felsenstück, eine Thränen rannen in den Fluß, mein Trost war ergebens.

Endlich entdeckte er mir, Klara sei ihm im Traum erschienen, sie könne sich nicht eher versöhnen, habe sie ihm angekündigt, bis ihr Blut den kleinen Strom herunterschwimme: darum sitze er nun an jenem Ufer, zähle und beobachte jede Welle, um die Blutstropfen wieder

zufinden, die in jener unglücklichen Stunde aus ihrem Herzen sprangen.

Ich meinte, als ich den Wahnsinn meines Bruders sah', ich wollte diesen Gedanken von ihm entfernen, aber unmöglich. — Ach! rief er aus, und im fernen Spanien ist ihr Blut vergossen worden, es floß den Strom hinunter, in's Meer hinab, — wie lange soll es währen, ehe es zu den Quellen bis hieher zurückkehrt!

Er verließ nun fast den Bach nicht mehr; sein Schmerz, so wie sein Wahnsinn, vermehrte sich mit jedem Tage, endlich brach ihm das Herz. — Ich habe ihn hier bei einer Höhle begraben.

Seitdem habe ich oft seinen Schatten am Strome sitzen sehn, er beobachtete noch immer die vorüberfließenden Wellen und seufzt leise: Sie kömmt nicht, sie kömmt nicht! — Ein Grauen hat mich jeglichesmal ergriffen, und ich bete bis zur Mitternachtsstunde für die Ruhe seines Geistes. —

Der Eremit schwieg jetzt, sah vor sich nieder, und betete still seinen Rosenkranz. Der Ritter hatte mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung zugehört, und fragte nach einiger Zeit:

Und wo blieb der Sohn deines Bruders?

Wir suchten ihn, antwortete der Greis, vergebens im Kloster, er war den Mönchen heimlich entsprungen. —

Dein Name?

Warum siehst du mich so starr an? — Ulfo von Waldburg!

O mein Oheim! rief der Ritter, und warf sich an die Brust des erstaunten Einsiedlers. — Zweifelt nicht, rief er aus, ach! jene unglückliche Schattengestalt am Fluß, sie ist der Geist meines Vaters.

Deines Vaters, — der hieß —

Karl von Waldburg! — Ich entsprang den Mönchen
il mir ihr einsames Kloster ein Gefängniß schien, —
diente bei einem Ritter, — und jetzt hab' ich seit einig
n Jahren meinen Vater und Euch gesucht!

O mein Sohn! rief der Greis, und schloß ihn innig
r in seine Arme. — Ja, du bist's! Ich kenne dich an
sem Auge, dies sind die Züge deines Vaters, seine
unen Locken.

O mein unglücklicher Vater! seufzte der Jüngling. —
nnt' ich seinem irrenden Geiste Ruhe schaffen! O könnt
meine Gebete den Himmel und den Schatten meiner
utter versöhnen! —

Er stand nachdenkend und mit gefalteten Händen. —
heim! rief er aus, — wenn ich den Sinn des Traumes
cht deutete, wenn der Geist meiner Mutter den Elenden
f mich verwiesen hätte! — O kommt! —

Sie verließen die Höhle. — Wolken hingen vor dem
onde, eine heilige Stille war über die Welt ausgegossen,
traten wie in einen Tempel in den einsamen Wald. —
arl kniete auf den Grabhügel seines Vaters:

Geist meines Vaters, betete er mit Inbrunst — höre deinen Sohn, — höre deinen Sohn, o Mutter! nd du, gütiger Himmel! laß mein Flehen nicht unerfüllt. Schenke dem Unglücklichen Ruhe, laß in diesem Grabe den furchtbaren Pilger eine Herberge finden. — laß mich von dir vernehmen, Geist meines Vaters, b ich den Sinn der Weissagung faßte; o würdige mich eines Winkes, ob du mit dem Geiste meiner Mutter ausgesöhnt bist. —

Wie der Wiederhall einer leisen Flöte flüsterte es in den Wipfeln, zwei glänzende Erscheinungen sanken herab,

in einander geschlungen. Sie kamen näher. — Wie sind sie erhöht! weht's eine überirdische Stimme, zwei Hände streckten sie über den Knieenden, wie ein sanfter Wind flogen die Worte über ihn hin: Sei bieder! —

Eine Wolke trat vor dem Monde zurück, die Erscheinungen zerflossen in den hellen Silberglanz. — Mit frohem Erstaunen sahen ihnen lange die beiden Sterblichen nach. —

Der Fremde.

1796.

Wenn sich Jemand die Mühe giebt, irgend eine Geschichte ernsthaft zu erzählen, so ist es die Pflicht der Zuhörer aufmerksam zu sein, und wenigstens nach dem Schein seinen Erzählungen Glauben beizumessen. Aber jeder Geschichte, die sich nur etwas über das Alltägliche erhebt, auszurufen: credat Judaeus apella! mit Zweifelsucht den Verfasser queer über den Weg zu fragen, ist äußerst unartig; wenn der Leser alles besser weiß, so sollte er, meines Bedünkens nach, gar nicht mehr lesen. Ich flehe daher die Gutherzigkeit aller an, diese Erzählung aufschlagen, mir doch ja auf mein Wort zu glauben, nicht die Belege aus Akten zu fordern, und einem Schriftsteller soviel Ehrgefühl zuzutrauen, daß er nicht eine ganze hochansehnliche Versammlung vorsätzlich mit Lügen wird hintergehen wollen. Ich hoffe, der Verfasser des Genius und der Memoir's des Grafen von G... hat nicht den Schriftstellerglauben so sehr durchlöchert, daß nicht noch manchen gutmüthigen Leser in dem Netze sollte stecken bleiben.

Sind Sie aber in einer sehr ungläubigen Stimmung, so machen Sie Feuer im Kamin, setzen Sie Lichter umher, und löschen Sie das Licht aus. Lassen Sie die Feuerbrände ihr mattes auf- und niederwallendes Licht im Zimmer verbreiten, und dann nehmen

Sie das Buch und fangen Sie an zu lesen: ich habe immer gefunden, daß ein Kaminfeuer die Phantasie erhöht und den vorlauten Verstand etwas zum Schweigen bringt, und damit in nachfolgender Erzählung ja nicht zuviel Verstand hineingerathen möchte, schreibe ich sie vorsorglicherweise ebenfalls beim Kaminfeuer.

Es gab eine Zeit, da sich viele von den beliebten Historien anfingen: „Es war einmal ein Mann" u. s. w. Es sollte mir nicht viel Mühe und Scharfsinn kosten um zu beweisen, daß dies die wahre Art sei, eine Erzählung anzufangen; ich will aus diesem Anfang gewiß eben so viel herausbringen, als manche Commentatoren aus den ersten Versen des Homer demonstrirt haben. Die Aufmerksamkeit wird sogleich unmittelbar auf den Hauptgegenstand gelenkt, mit dessen Lage und Beschaffenheit man sogleich bekannt gemacht wird. Um diesem Mittelpunkte drängen sich dann alle Theile der Geschichte, und man steht unvermerkt mitten in der Verwickelung. — Also:

Es war einmal ein Mann, der war jung, schön und reich. Er liebte ein Mädchen und ward von ihr wieder geliebt. Seine Aussicht in die Zukunft war die heiterste.

Seine Liebe war nicht die Wirkung einer plötzlichen Laune, die immer eben so schnell verblüht, als sie entsteht, sondern ein vertrauter freundschaftlicher Umgang hatte seit Jahren diese Liebe gegründet. Friedrich Löwenstein und Amalie Willmann waren im Blüthenalter des Lebens, sie empfanden das reine Glück einer unschuldigen ungestörten Liebe, sie überließen sich ruhig der wechselnden Zeit, die für sie nur ein heiterer

nzender Strom des Vergnügens war. Beider Eltern
ten von Jugend auf ihre Liebe begünstigt, man
te schon den Tag zur Verlobung fest, als das Ziel
er Wünsche noch weiter zurück gerückt ward.

Löwenstein mußte abreisen, um in einer entle-
ten Gegend eine Erbschaft zu heben, deren Ueberlie-
ung man sich dort widersetzte. Er nahm von Ama-
n zärtlichen Abschied, beide trösteten sich mit dem
danken, daß sie sich sehr bald wiedersehen würden.
wenstein reiste ab.

In seinem ersten Briefe meldete er sogleich, daß die
hwierigkeiten größer wären, als er sie sich vorgestellt
e, daß ihm ein Prozeß drohe, bei welchem er gegen-
tig sein müsse, und daß er leider nur durch Schrift
seiner Geliebten sprechen könne. Amalie war be-
bt, und tröstete sich nur durch die häufigen Briefe,
sie schrieb und empfing.

Der junge Lindner kam jetzt von seinen Reisen
ück, ein Mensch, mit dem Amalie schon in der
gend bekannt gewesen war. Seine Familie war eine
n den angesehensten in der Provinzialstadt, in welcher
malie wohnte; man besuchte sich gegenseitig, und
dner zeichnete sehr bald Amalien von allen übri-
n Freundinnen aus. Er war ein schöner Mann, der
n völlig auf der Reise gebildet hatte, er erzählte mit
lem Interesse von den Gegenständen, die er gesehen,
d von den kleinen Abentheuern, die er bestanden hatte.
s er sehr lebhaft und geistreich war, verstand er die
nst, auch das Uninteressanteste anziehend zu machen.
er Amalie suchte sehr bald seine Gesellschaft zu ver-

meiden, denn seine Auszeichnung setzte sie in Verlegenheit, und der feurige Blick, der zuweilen ihrem Auge begegnete, machte sie erröthen.

Lindner bemerkte dieses Zurückziehen, und um so eifriger drängte er sich ihr auf, alle seine Bemühungen waren nur nach ihr gerichtet, sein Witz strebte nur nach ihrem belohnenden Lächeln. Er war in einem unhörlichen Zweikampf mit Amaliens Blicken begriffen, ihr Auge machte ihn verlegen, und doch that es ihm wohl, wenn es auf ihm ruhte.

So vergingen Tage und Wochen, und Lindner bemerkte endlich, daß er Amalien liebe; eine Entdeckung, die ihn außerordentlich niederschlug, weil er wußte, daß sie mit Löwenstein versprochen sei. Er zwang sich seine Leidenschaft zu unterdrücken, aber seine Vernunft war schwächer als seine Liebe, er verlor Ruhe und Munterkeit, und der blühende Jüngling ging bleich und abgezehrt wie ein Schwindsüchtiger umher. —

Er entdeckte sich seinem Vater, der alles für seinen einzigen Sohn anzuwenden versprach. Er ging auch wirklich und stellte die ganze Lage der Sachen den Eltern Amaliens in das hellste Licht, er sprach mit dem Mädchen selber, aber er kam ohne Trost zu seinem Sohne zurück.

Dieser überließ sich nun gänzlich seiner Schwermuth, die heftige Liebe ist zu eigensinnig, um den Vorstellungen und Bitten der Freunde und Verwandten Gehör zu geben. Er war jetzt immer allein, sein liebster Aufenthalt war der Kirchhof, wo er unaufhörlich vor dem Erbbegräbniß seiner Familie auf und niederging,

Stamm einer Linde mit seinen Thränen benetzte, in
jen Amalie einst auf einem ihrer Spaziergänge zum
rz ihren Namen geschnitten hatte. Es währte nicht
e, so zog ihm die zu große Spannung der Seele
itziges Fieber zu, an welchem er starb.

Seine Eltern sahen ihn schweigend und weinend in
Gruft setzen, in welcher sie vor ihrem Sohne hatten
n wollen. Der Vorhang fiel rauschend vor der
)ne ihres Lebens und ihrer Hoffnungen nieder, sie
en jetzt in der Welt nichts weiter zu thun, als ihren
)n zu beweinen und zu sterben.

Amalie war über diesen unglücklichen Vorfall
erst betrübt, sie schrieb ihrem Geliebten alle Umstände
er traurigen Begebenheit, der ihr dafür die erfreu-
e Nachricht gab, daß er nun die frohe Aussicht habe,
wenigen Wochen seine verdrießlichen Geschäfte zu be-
igen, und dann auf den Flügeln der Liebe zu ihr
lckzueilen.

Mit Sehnsucht erwartete Amalie die Ankunft
wenstein's; dieser eilte so sehr es nur möglich war,
den höchsten Freuden des Lebens in die Arme zu
jen.

Alles war geendigt, Löwenstein rasselte über die
ussseen nach seiner Heimath zurück, seine Liebe erschien
bei seiner langen Abwesenheit in einem ganz neuen
wande, er nahm sich nicht die Mühe die Gegenstände
sich her anzublicken, denn Amaliens Bildniß
einzig seine Seele und seine Augen, so daß er
llenthalben wandeln sahe, in jedem grünen Busche,
jedem Fußsteige, zwischen den Kornfeldern; in dem

vor ihm fahrenden Wagen konnte Niemand anders als Amalie sitzen, und er ließ dann so schnell fahren, als wenn ihm seine Geliebte entfliehen wollte, um in den fremden Wagen hinein zu sehen und sich betrogen zu finden. — Der fremde Boden eilte unter ihm hinweg, und er begrüßte freudig die Gränze seines Vaterlandes. Jedes Dorf und jeder Baum kam ihm hier schon so vertraut und freundschaftlich vor, er versenkte oft seinen Blick in den kühlen Schatten der Gebüsche, und sprach wie im Traume nur von ihr, er redete sie schon an und fragte, was sie mache, und horchte dann auf das Gesäusel der Baumwipfel über sich, um sich aus unverständlichen Accenten eine süße Antwort heraus zu hören.

Das freundlichste Abendroth stand auf den Höhen, als er nur noch ohngefähr eine Meile von seinem Wohnorte entfernt war; er bildete sich ein, in der rothen Gluth schon die Spitzen der vaterstädtischen Thürme zu entdecken, als durch einen Stoß das Rad von der gebrochenen Axe ablief, und der Wagen im Felde stehen bleiben mußte. Löwensteins Unruhe war zu groß, um die Ausbesserung des Wagens abzuwarten. Er übertrug dem Bedienten die Aufsicht über das Gepäck, und eilte fort, um noch zu Fuße vor dem Einbruch der Nacht seine Vaterstadt zu erreichen.

Der Weg führte durch einen dichten Eichenwald, der sich bis nahe vor die Thore der Stadt ausstreckte. Er ging über kleine Hügel und durch anmuthige Thäler; oft schien sich der Weg, der sich plötzlich wandte, in dem Dickicht des Waldes zu verlieren, und dann lag

ie frische grüne Wiese da, rings von hohen Waldbäu-
en umkränzt. Löwenstein eilte, und überließ sich
nz dem wunderbaren Spiele seiner Phantasie. Er
ar als Knabe manchmal auf diesen Fußsteigen ge-
ngen, war nachher lange nicht in diese Gegend ge-
mmen, und bemühte sich nun die dunkeln und ver-
orrenen Erinnerungen festzuhalten, die ihm zuweilen
e schwarze Wolken vorüberfuhren. Ein Abendwind
ng durch die rauschenden Gebüsche hinter ihm her,
aue Wolken flatterten um die Kronen einzelner schlan-
r Fichten, ein räthselhafter Wiederschein des Abend-
thes stand mitten im dunkeln Walde, und äugelte
ch die grüne Finsterniß. Mit seinen Knabenjahren
elen ihm manche Aengstlichkeiten dieses Alters ein, er
innerte sich lebhaft, wie er manchmal beim einsamen
iederhall seiner Fußtritte kalt und bleich geworden
ar, und er horchte jetzt unwillkührlich auch auf das
cho seines Ganges, das in den dicht gepflanzten Eichen
ie sein Genius in der Ferne wandelte; er fuhr zu-
mmen, und eilte noch schneller, um diese Furcht von
h abzuschütteln.

In diesen dämmernden Abendstunden, von Wäldern
d stummer Einsamkeit umgeben, erscheint uns das
wühlvolle menschliche Leben gewöhnlich trübselig und
eudenleer, eine unbekannte Furcht vor unbekannten
egenständen nimmt uns bei der Hand, und wie mit
nem neu geschaffenen Blicke sehen wir in die Welt
nein, die alle ihre bunten Farben verloren hat, und
einer monotonen Trübheit daliegt. Löwensteins
hantasie war gespannt, und es ist nicht zu verwun-
rn, wenn er jeden Athemzug des Windes aufmerksamer

behorchte, und zuweilen hinunter in die zitternde Dämmerung sah, die hinter ihm lag.

Die Finsterniß hängte noch dichtere Schleier zwischen die Bäume, als er wirklich einen deutlichen Fußtritt hinter sich zu hören glaubte. Ungewiß stand er still und wartete auf das Näherkommen. Ein blauer Mantel wogte und wühlte sich aus den übereinander liegenden Schatten hervor, ein Mensch näherte sich ihm langsam, als wie in tiefen Gedanken versunken. Mit einem kleinen Schauder grüßte Löwenstein zurück, und eine freundliche Stimme dankte ihm, und bat ihn um seine Begleitung durch den dunkeln und einsamen Wald.

Es war ein junger Mensch, der auch nach der Stadt wollte, und Löwenstein schüttelte plötzlich seine Furcht und alle seine drückenden Gefühle von sich, und zog die Luft des Himmels mit großen freien Zügen ein, die er eben erst wie Kerkerdünste durch die Zähne eingeathmet hatte. Das Gespräch lenkte sich bald auf die Stadt und ihre Bewohner, und der junge Unbekannte schien in den meisten Familien sehr zu Hause zu sein. Löwenstein unterhielt sich an manchen Anekdoten und unbedeutenden Stadtneuigkeiten, die ihm der Fremde mittheilte; ein lebhaftes Gespräch machte, daß er die Länge des Weges und die Dunkelheit fast nicht bemerkte.

Ich bin diesen Weg noch nicht oft gegangen, begann der Unbekannte, darum geh' ich in der Finsterniß gern in Gesellschaft, um mich in den kreuzenden Fußsteigen nicht zu verirren, oder, wenn ich

lich gehe, wenigstens nicht allein zu sein, denn
) muß Ihnen meine Schwachheit gestehen, ich fürchte
ich leicht in der Nacht.

Löwenstein. Ich habe diese Kinderei heute auch
m erstenmale an mir bemerkt. — Die Phantasie
ielt uns oft seltsame Streiche.

Der Fremde. Die Finsterniß erscheint unserm
eiste als ein feindseliges Wesen, das die Umrisse aller
htbaren Gegenstände verwandelt und verwirret, und
is so in eine fremde bis dahin unbegreifliche Welt
rsetzt. Es schneidet dann eine Ahnung durch unser
emüth, wie wenn all' unser Wissen, all' unser Glück
r ein leeres taubes Chaos wäre, und dies macht uns
trübt und wirft unsern stolzen Geist darnieder.

Löwenstein. Wir vernehmen dann gleichsam in
)em vorübergehenden Laute eine Stimme, die uns
is unserm kläglichen Schlafe zu wecken strebt.

Der Fremde. Der Wald fängt schon vor uns
l licht zu werden; wir sind nicht mehr weit von der
tadt.

Löwenstein. O Himmel! sehn Sie, sehn Sie
rt — ich sehe schon die zerstreuten Lichter, die mir
rch den Nebel entgegen blicken! Ich werde sie wie-
rsehn!

Der Fremde. Sie sind sehr vergnügt.

Löwenstein. Ach Freund, ich eile einem Mäd-
en in die Arme, das ich so innig, so einzig liebe,
nd dessen Gegenliebe mich zum glücklichsten Men-
hen macht.

Der Fremde. Bemerken Sie, wie das, was

wir unſern Geiſt nennen, von den äußern Gegenſtän den abhängt. Jetzt da wir im freien Felde ſtehen, die Stadt mit ihren Lichtern wie ein Sternamphitheater vor uns ſehen, iſt alles das in Ihrer Seele erloſchen, was Sie eben ſo ſchön und bedeutungsvoll ſagten.

Löwenſtein. Ach Freund, die Liebe ſtärkt unſer Auge, auch in der trübſten Verworrenheit ein reizendes harmoniſches Ganze zu finden.

Der Fremde. Die Liebe? — Ach ja, in Ihren Jahren dachte ich gerade ſo.

Löwenſtein. Sie ſcheinen doch, ſoviel ich ſehen kann, nicht viel älter als ich zu ſein.

Der Fremde. Ich zweifle ſelbſt. — Aber glauben Sie mir, ein einziger Tag, eine einzige Stunde können den Jüngling in einen Greis verwandeln.

Löwenſtein. Sie ſind melancholiſch und ich beklage Sie. —

Der Fremde. Daß die Menſchen doch ſo gern damit zufrieden ſind, wenn ſie einem fremdartigen Weſen einen Namen geben; mit einem Worte iſt alles in Richtigkeit gebracht, und ſie glauben die Erſcheinung zu verſtehen, die ihnen unbegreiflich iſt. —

Löwenſtein. Sie ſind vielleicht in der Liebe unglücklich geweſen.

Der Fremde. Liebe iſt auch nur ein Name; ach! die Menſchen wiſſen nicht, was ſie wollen. — Warum lieben Sie und ſtreben nach Gegenliebe? Ich glaube die einzige Urſache, warum wir leben, iſt um zu ſterben.

Löwenſtein. Welch ein trübſeliger Gedanke! —

er sie denken ihn jetzt nur, das Morgenroth oder s künftige Jahr wird ihn aus ihrer Seele nehmen, d dann haben Sie doch immer Unrecht gehabt.

Der Fremde. Unrecht? und deswegen, weil kein danke und keine Stimmung im Menschen die letzte ibt?

Löwenstein. Ich bitte Sie, besuchen Sie mich weilen, ich will es versuchen, Sie heiterer zu machen.

Er nannte ihm seinen Namen und seine Wohnung.

Der Fremde. Ich will Sie besuchen; wenn Sie h nur nicht verheiratheten. Sie wären mir dann noch mal so theuer!

Löwenstein. Sind Sie ein Weiberfeind?

Der Fremde. Ich kann sie nicht lieben. —

Löwenstein. Ich wette, man hat Ihnen Streiche spielt; aber Sie werden sich gewiß mit dem Geschlechte ieder versöhnen.

Der Fremde. Ich zweifle.

Löwenstein. Lernen Sie mein Mädchen kennen, id Sie werden es. — Ich bitte Sie hiermit zu mei- r Hochzeit.

Der Fremde. Ich danke Ihnen, und ich werde nfehlbar kommen.

Der Unbekannte stand jetzt vor einem kleinen Gebäude lle. — Wir müssen Abschied nehmen, sagte er, denn er ist meine Wohnung.

Löwenstein. So klein und eng? — Ist es hnen nicht unbequem? — Zwar die Aussicht und das ben im Freien ersetzt das wieder.

Der Fremde. Der Mensch braucht wenig, und Raum am allerwenigsten, wenn er mit sich selbst zufrieden ist. — Leben Sie wohl, an Ihrem Hochzeitstag seh' ich Sie.

Löwenstein reichte ihm die Hand, und aus dem Mantel reichte ihm der Fremdling die seinige. Löwenstein drückte sie warm und herzlich, und schrie auf, als er ein kaltes dürres Todtenbein fühlte. — Der Unbekannte verschwand hinter eine Thür.

Mit Grausen und Angst kämpfend blieb Löwenstein lange wie fest gewurzelt; hinter ihm stand die große Linde, ein Alter ging vorbei, den er zitternd fragte, wem die kleine Wohnung gehöre.

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte ihm, daß es das Lindnersche Erbbegräbniß sei.

Schneidend kamen alle Erinnerungen zu Löwenstein zurück, er kannte jetzt den Kirchhof recht gut, der vor dem Thore lag; mit zitternden Füßen wankte er in die Stadt.

Sie begrüßte ihn nicht so herzlich und patriarchalisch, als er erwartet hatte, alle Häuser kamen ihm vor wie große steinerne Särge; mit einem kalten Entsetzen ging er durch die Straßen, wie er es als Kind empfunden hatte, wenn er die Geschichte jener Stadt las, deren Einwohner in Steine verwandelt wurden.

Amalie und ihre Eltern kannten den Bleichen, vor Frost Zitternden, nicht wieder, seine Phantasie war

sehr zerrüttet, er erzählte ihnen den ganzen Vorfall. malie ward still und trübsinnig, alle Freuden des iederseyens blieben aus. Der Vater gab sich Mühe, ganze Sache philosophisch zu erklären; Löwenstein e die Geschichte Lindners im Sinne gehabt, sei tzlich auf den Kirchhof gerathen, und seine Phantasie o ihm alle Begebenheiten untergeschoben.

Löwenstein war einige Tage bettlägrig; er erin- te sich jetzt, was der bleiche Unbekannte über die euden des Lebens gesagt hatte, und fand alles so wahr d passend. — Besuche, alle Arten von Zerstreuungen lten ihn nach und nach wieder her; er dachte nur an Erscheinung, wenn er allein war; so nahte sich der g, der zur Hochzeit bestimmt war; der Priester legte Hände der Liebenden in einander, und beide waren aussprechlich glücklich.

In der Gesellschaft der Fröhlichen wird auch der übsinnige heiter, aber der Glückliche findet sich selig. wenstein war auf dem höchsten Gipfel seiner onne, Musik und Wein begeisterten ihn so sehr, daß beinahe in eine frohe Laune verfiel, die an den ahnsinn gränzte. Ein Bedienter rief ihn hinaus, il ihn vor der Thür jemand sprechen wollte. — n Gepolter — Geschrei — Löwenstein wird blutend den Saal gebracht, vom Wein betäubt war er die reppe hinuntergestürzt; der Arzt, der geholt ward, rach ihm das Leben ab. — Er sagte während der odeszuckungen mit schwacher Stimme, daß Lindner f der Mitte der Treppe gestanden, und ihn mit der- lben Todtenhand hinuntergewinkt habe.

Amalie stieß einen lauten Schrei aus als er starb, sie sprach wahnsinnig und zeigte den Gästen den gewesenen Lindner, der an der Saalthüre stehe, und sie starr betrachte. —

Sie starb nach einigen Wochen in den heftigsten Ausbrüchen des Wahnwitzes.

) i e F r e u n d e.

1 7 9 7.

war ein schöner Frühlingsmorgen, als Ludwig andel ausging, um auf einem Dorfe, das einige ilen entfernt war, einen kranken Freund zu besuchen. ser hatte ihm geschrieben, daß er gefährlich darnie- liege und ihn gern noch einmal zu sehn und zu spre- n wünsche.

Der muntre Sonnenschein glänzte in den hellgrünen büschen; die Vögel zwitscherten und sprangen hin und der; die fröhlichen Lerchen sangen über den leichten, übersliegenden Wolken! Düfte kamen von den frischen esen und alle Obstbäume in den Gärten blühten weiß freundlich.

Ludwigs trunkenes Auge schweifte auf allen Ge- ständen umher; seine Seele wollte sich erweitern, aber n dachte er an seinen kranken Freund und ging wie- in stiller Betrübniß weiter; die Natur hatte sich sonst so hell und glänzend geschmückt, er sah in sei- Phantasie nur das Krankenbett und seinen leidenden uder.

Wie Gesang von jedem Zweige schallt, rief er aus; Töne der Vögel vermischen sich lieblich mit dem Flü- n der Blätter, und ich höre aus der Ferne doch die ufzer des Kranken durch das süße Conzert.

Indem kam ein Zug geputzter Bäuerinnen aus dem rfe; alle grüßten ihn freundlich und erzählten ihm,

wie sie mit munterm Sinne nach einer Hochzeit wall
fahrteten, wie die Arbeit für heute ruhen und dem Fes
Platz machen müsse. Er hörte ihnen zu, und noch au
der Ferne erschallte ihr Jubel; ihm klangen die Lied
nach, die sie sangen, aber er ward immer betrübter. Im
Walde setzte er sich auf einen umgehauenen Baum nie
der, zog den schon oft gelesenen Brief aus der Tas
und las noch einmal.

Vielgeliebter Freund!

Ich weiß nicht, warum Du mich so ganz verg
hast, daß ich gar keine Nachrichten von Dir er
Darüber verwundere ich mich nicht, daß die Men
mich verlassen, aber das betrübt mich inniglich, daß
Du Dich gar nicht um mich kümmerst. Ich bin gef
lich krank, ein Fieber erschöpft alle meine Kräfte; w
Du noch länger zögerst, mich zu besuchen, so kann
Dir nicht versprechen, ob Du mich noch wiederfi
Die ganze Natur lebt auf und fühlt sich frisch u
kräftig, nur ich sinke ermattet zurück; mich erq
die neue Wärme nicht, ich sehe die grüne Flur n
nur den Baum, der vor meinem Fenster rauscht
meinen Gedanken lauter Todtenlieder singt. M
Brust ist enge, der Athem wird mir schwer, und m
mal scheint es mir, als würden die Wände meines
mers immer dichter zusammenrücken und mich er
drücken. Ihr übrigen in der Welt feiert jetzt die sc
ste Zeit des Lebens, und ich muß hier in der Kra
behausung verschmachten. Ich wollte gern den Fr
ling aufgeben, wenn ich nur Dein liebes Angesicht n
einmal wieder sehn könnte; aber ihr Gesunden ha
nie ernsthaft daran, was es eigentlich zu sagen h

nn man krank ist, wie theuer uns dann in der Hülf-
igkeit der Besuch des Freundes ist; ihr wißt die kost-
ren Minuten des Trostes nicht zu schätzen, weil euch
ganze Welt mit warmer, inniger Freundschaft um-
igt. Ach wenn ihr den schrecklichen Tod und das
ch schrecklichere Krankseín so kenntet, wie ich! O
dwig, wie würdest Du dann eilen, um diese zer-
chliche Form schnell noch einmal wieder zu erkennen,
Du bisher Deinen Freund nanntest und die nach-
so unbarmherzig in Stücke geschlagen wird. Wenn
gesund wäre, würd' ich Dir entgegeneilen und mir
bilden, Du könntest in diesem Augenblicke vielleicht
nk liegen. Wenn ich Dich nicht wiedersehn sollte,
lebe wohl. —

Welchen sonderbaren Eindruck machte der Schmerz
ses Briefes auf Ludwigs Herz in der fröhlichen
tur, die beglänzt vor seinen Augen so herrlich dalag.
weinte und stützte das Haupt auf die Hand. Jubi-
nur, ihr Waldbewohner! dachte er bei sich, denn
kennt keine Klage, ihr führt ein leichtes, poetisches
n, und dazu sind euch die raschen Schwingen ver-
en; o wie glücklich seid ihr, daß ihr nicht trauern
ft! Der warme Sommer ruft euch und ihr wünscht
jes weiter, ihr tanzt ihm entgegen und wenn der
inter kommen will, seid ihr verschwunden. O du
htbefiedertes, fröhliches Waldleben! wie beneid' ich
)! Warum sind dem armen Menschen so viele
were Sorgen in sein Herz gelegt? Warum darf er
ht lieben, ohne durch Jammer seine Liebe zu erkau-
? Durch Elend sein Glück? Das Leben rauscht wie
e flüchtige Quelle unter unsern Füßen hinweg, und
cht nicht unsern Durst, unsre heiße Sehnsucht.

Er verlor sich immer mehr in Gedanken, dann fuhr er auf und setzte seinen Weg durch den dichten Wald fort. Wenn ich ihm nur helfen könnte, rief er aus, wenn mir nur die Natur irgend ein Mittel darböte, ihn zu retten; so aber habe ich nichts als das Gefühl meiner Schwäche und den Schmerz über den Verlust meines Freundes. In meiner Kindheit glaubt' ich an Zauberei und an ihre übernatürliche Hülfe; o wär' ich jetzt so glücklich, daß ich so, wie damals, auf sie hoffen könnte.

Er beschleunigte seine Schritte, und unwillkührlich kamen ihm alle Erinnerungen aus seinen frühesten Jahren zurück; er folgte den lieblichen Gestalten, die ihm winkten, und war bald so in einem Labyrinth verwickelt, daß er die Gegenstände nicht bemerkte, die ihn umgaben. Er hatte vergessen, daß es Frühling war; daß sein Freund krank sei; er horchte auf die wunderbaren Melodieen, die zu ihm wie von fernen Ufern herübertönten; das Seltsamste gesellte sich zum Gewöhnlichsten; seine ganze Seele wandte sich nach Aus dem Hintergrunde des Gedächtnisses, aus dem finstern Abgrunde der Vergangenheit wurden alle die Gestalten hervorgetrieben, die ihn einst entzückt oder geängstigt hatten; aufgestört wurden alle die ungewissen Phantome, die ohne Gestalt herumflattern und oft mit ihrem Gesumse unser Haupt umgeben. Puppen, Kinderspiele und Gespenster tanzten vor ihm her und bedeckten ganz den grünen Rasen, daß er keine Blume zu seinen Füßen gewahr werden konnte. Die erste Liebe umgab ihn mit ihrem dämmernden Morgenschimmer und ließ funkelnde Regenbogen auf die Auen herabfallen; die ersten Schmerzen zogen vorbei und

ihm, am Ende des Lebens in eben der Gestalt derzukommen. Ludwig suchte alle diese wechselnden Gefühle festzuhalten und in diesem magischen Gefe sich seiner selbst bewußt zu bleiben, aber vergeblich: räthselhafte Bücher mit bunten grotesken Figuren, sich schnell auf einen Augenblick eröffnen und dann lich wieder zugeschlagen werden; so unstät, so flatternd alles seiner Seele vorüber.

Der Wald öffnete sich und seitwärts lagen auf dem en Felde einige alte Ruinen, mit Waetthürmen und llen umgeben. Ludwig verwunderte sich, daß er r seinen Träumen den Weg so schnell zurückgelegt . Er schritt aus seiner Schwermuth heraus, so wie us dem Schatten des Waldes trat; denn oft sind Gemälde in uns nur Wiederscheine von den äußern enständen. Jetzt ging wie eine Morgensonne die merung in ihm auf, wie er zuerst den Genuß der sie habe kennen lernen, wie er zum erstenmal den en Einklang verstanden, den manches Menschenohr uls vernimmt.

Wie unbegreiflich, sagte er zu sich, flog damals das nmen, was mir auf ewig durch große Klüfte getrennt n; die ungewissesten Ahndungen in mir erhielten n und Umriß, und strahlten Schimmer von sich, enen ich tausend Nebengestalten erblickte, die ich bis n noch niemals wahrgenommen hatte. So ward nun das genannt, was ich immer hatte aussprechen en; ich empfing nun die schönsten Schätze der Ende, meine Sehnsucht bis dahin vergeblich gesucht hatte; wie hab ich die seitdem, da göttliche Kraft der ntasie und Dichtkunst, so alles zu danken! Wie hast meinen Lebenslauf eben gemacht, der erst so ver-

worren schien! Immer neue Quellen des Genusses u
des Glückes hast du mich entdecken lassen, so daß
mir jetzt nirgends eine dürre Wüste entgegenstreckt;
Ströme der süßen, wollüstigen Begeisterung haben i
Lauf durch mein irdisches Herz genommen, ich bin t
ken worden, und habe die Himmlischen kennen gele

Die Sonne ging unter und Ludwig verwunder
darüber, daß es schon Abend sein sollte; er fühlte
Müdigkeit, er war auch noch weit von dem Zie
fernt, das er vor der Nacht hatte erreichen
Er stand still und begriff es nicht, wie es komme,
sich der purpurrothe Abend schon über die Wolke
streckte; daß so große Schatten fielen und die Na
aus dem dichten Gebüsche ihr klagendes Lied b
Er sah sich um; die Ruinen lagen weit zurück,
mit rothem Glanze übergossen, und er war jetzt
felhaft, ob er sich nicht von der geraden, ihm so
bekannten Straße entfernt habe.

Jetzt fiel ihm ein Bild aus seiner frühen Ki
ein, das bis dahin noch nie wieder in seine Se
kommen war; eine furchtbare weibliche Gestalt,
ihm über das einsame Feld hinschlich, ohne sich
ihm umzusehn, und der er wider seinen Willen
mußte, die ihn in unbekannte Gegenden nach s
und deren Gewalt er sich durchaus nicht erwehren
Ein leiser Schauer schlich über ihn hin, und do
es ihm unmöglich, sich jener Gestalt deutlicher z
nern, oder sich mit der Seele in jenen Zustand
zufinden, in welchem dieses Bild zuerst in ihm
stiegen war. Er strebte nach, alle diese seltsamen E
dungen in sich abzusondern, als er sich durch ein
fall etwas genauer umsah und sich wirklich an

le befand, den er bis dahin, so oft er auch dieses
ges gegangen war, noch nie gesehen hatte. Bin ich
aubert? rief er aus, oder haben mich meine Träume
) Phantasien verrückt gemacht? Ist es die wunder-
e Wirkung der Einsamkeit, daß ich mich selber nicht
der erkenne, oder schweben Geister und Genien um
h her, die meine Sinnen gefangen halten? Warlich,
m ich mich nicht aus mir selbst herausreiße, so
arte ich hier jenes Frauenbild, das mir in meiner
dheit auf allen wüsten Plätzen vorschwebte.

Er suchte alle Phantasien von sich zu entfernen, um
im Wege wieder zurecht zu finden; aber seine Erin-
ungen wurden immer verwirrter, die Blumen zu sei-
Füßen wurden größer, das Abendroth wurde noch
hender und wunderseltsame Wolken hingen tief zur
e hinunter, wie Vorhänge von einer geheimnißreichen
ene, die sich bald eröffnen würde. Es entstand ein
gendes Sumsen in dem hohen Grase und die Hal-
neigten sich gegeneinander, als wenn sie ein Ge-
ich führten und ein leichter warmer Frühlingsregen
scherte dazwischen, als wenn er alle schlummernde
rmonien in den Wäldern, in den Gebüschen, in den
men aufwecken wollte. Nun klang und tönte alles,
send schöne Stimmen redeten durch einander, Gesänge
ten sich und Töne schlangen sich um Töne, und in
niedersinkenden Abendrothe wiegten sich unzählige
ue Schmetterlinge, auf deren breiten Flügeln der
hein funkelte. Ludwig glaubte im Traume zu liegen,
sich plötzlich die schweren, dunkelrothen Wolken wie-
aufhoben, und eine weite unabsehlich weite Aussicht
ieten. Im Sonnenschein lag eine prächtige Ebene
und funkelte mit frischen Wäldern und bethautem

Buschwerk. In der Mitte strahlte ein Pallast mit tau
send und tausend Farben, wie aus lauter beweglich
Regenbogen und Gold und Edelsteinen zusammenge
ein vorübergehender Fluß warf spielend die mannich
tigen Schimmer zurück, und eine weiche röthliche
umfing das Zauberschloß. Da flogen fremde, nie
hene Vögel umher, und scherzten mit ihren rothen
grünen Flügeln gegen einander, größere Nachtig
sangen mit lauteren Tönen durch die wiederklingen
Natur; Flammen schossen durch das grüne Gras
und flatterten bald hier, bald dort, und fuhren
in Kreisen um das Schloß herum. Ludwig
näher und hörte holdselige Stimmen folgendes sin

Wandersmann von unten
geh' uns nicht vorüber,
weile in dem bunten
Zauberpallast lieber.
Hast du Sehnsucht sonst gekannt
nach den fernen Freuden,
o, wirf ab die Leiden!
und betritt das längstgewünschte Land.

Ohne sich zu bedenken, tritt Ludwig jetzt au
glänzende Schwelle, und scheute sich nur einen Au
blick, seinen Fuß auf das blanke Gestein zu se
dann ging er hinein. Die Thüren schlossen sich hi
ihm zu.

Hieher! hieher! riefen ungesehene Stimmen,
aus dem innersten Pallaste, und er folgte dem Kl
mit lautklopfendem Herzen. Alle seine Sorgen,
seine ehemaligen Erinnerungen waren abgeschüttelt;

neres tönte von den Gesängen wieder, die ihn äußere umgaben; alle Sehnsucht war gestillt; alle gekannte und ungekannten Wünsche in ihm waren befriedigt. rufenden Stimmen wurden so stark, daß das ganze äude erschallte, und er konnte sie immer noch nicht en, ob er gleich schon längst im Mittelpunkte des Lastes zu stehn glaubte.

Ein rothwangiger Knabe trat ihm endlich entgegen begrüßte den fremden Gast; er führte ihn durch htige Zimmer voller Glanz und Gesang, und trat lich mit ihm in den Garten, wo Ludwig, wie er e, erwartet würde. Er folgte betäubt seinem Füh- , und der schönste Duft von tausend Blumen quoll entgegen. Große beschattete Gänge empfingen sie; wigs schwindelnder Blick konnte kaum die Wipfel uralten hohen Bäume erreichen; auf den Zweigen n buntfarbige Vögel, Kinder spielten in den Bäumen! Guitarren und sie und die Vögel sangen dazu: ringbrunnen erhoben sich, in denen das reine Morroth zu spielen schien; die Blumen waren hoch wie uden, und ließen den Wanderer unter sich hinweg- en. Er hatte bis dahin noch keine so heilige Empfing gekannt, als ihn jetzt durchglühte; noch kein so er himmlischer Genuß hatte sich ihm offenbaret; er überglückselig.

Helle Glocken tönten durch die Bäume und alle pfel neigten sich, die Vögel schwiegen so wie die der mit ihren Guitarren, die Rosenknospen entfalten sich und der Knabe brachte jetzt den Fremden in e glänzende Versammlung.

Auf schönen Rasenbänken saßen erhabene Weibergelten, die ernstlich mit einander redeten. Sie waren

größer als die gewöhnlichen Menschen, und hatten in ihrer überirdischen Schönheit zugleich etwas furchtbares, das jedes Herz zurückschreckte. Ludwig wagte es nicht, ihr Gespräch zu unterbrechen; es war ihm, als sei er unter die homerischen Göttergestalten versetzt, als dürfe von keinen Gedanken die Rede sein, mit denen sich die Sterblichen unterhalten. Kleine possierliche Geister standen als Diener umher und warteten aufmerksam auf den ersten Wink, um plötzlich ihre ruhige Stellung zu verlassen; sie betrachteten den Fremdling, und sahen sich dann untereinander mit spöttischen, bedeutungsvollen Mienen an. Die Frauen hörten endlich auf zu sprechen und winkten Ludwig zu sich heran, der noch immer verlegen da stand; er näherte sich zitternd.

Sei unbesorgt! sagte die Schönste von ihnen, du bist uns hier willkommen und wir haben Dich schon lange erwartet; Du hast Dich immer in unsre Wohnung gewünscht, bist Du nun zufrieden?

O wie unaussprechlich glücklich bin ich! rief Ludwig aus, alle meine kühnsten Träume sind in Erfüllung gegangen, meine frechsten Wünsche stehn jetzt vor mir; ja ich bin, ich lebe in ihnen. Wie es zugegangen, kann ich selber noch nicht begreifen, aber genug, es ist so; warum soll ich über dieses Räthselhafte eine neue Klage führen, da kaum meine ehemaligen Klagen geendigt sind!

Ist dieses Leben, fragte die Dame, sehr von Dem vorigen verschieden?

Des vorigen Lebens, sagte Ludwig, kann ich mich kaum noch erinnern. Ist mir doch dieses jetzige gewissermaßen Dasein geworden! nach dem alle meine Sinne, alle meine Ahndungen so brünstig strebten, wonach alle Wünsche

gen, was ich mit meiner Phantasie erfassen wollte, it meinen innersten Gedanken erringen; aber immer ieb das Bild fremde stehen, wie in Nebel eingehüllt. nd es ist mir nun endlich doch gelungen? Hab' ich es neue Dasein gewonnen und hält es mich umfan: n? — O verzeiht mir, ich weiß in der Trunkenheit icht, was ich spreche, und sollte meine Worte freilich einer solchen Versammlung genauer abwägen.

Die Dame winkte und alle Diener waren sogleich schäftig; auf allen Bäumen regte es sich, allenthalben f es und kam, und in weniger als einem Augenblicke ind eine Mahlzeit schöner Früchte und süßduftender Weine vor Ludwig da. Er setzte sich wieder und Musik erklang von neuem, und um ihn drehten sich in hängeschlungenen Reihen Jünglinge und Mädchen, und ngestaltete Kobolde belebten den Tanz und erweckten it ihren Possen lautes Gelächter. Ludwig gab auf den Ton, auf jede Geberde Acht; er fühlte sich neu: boren, da er in dieses freudenvolle Leben eingeweiht ard. Warum, dachte er bei sich, werden nur unsre äume und Hoffnungen so oft verlacht, da sie sich ch weit früher erfüllen, als man jemals vermuthen nnte? Wo steht denn nun die Grenzsäule zwischen Wahrheit und Irrthum, die die Sterblichen immer mit verwegenen Händen aufrichten wollen? O ich hätte meinem ehemaligen Leben nur noch öfter irren sollen, wäre ich vielleicht früher für diese Seligkeit reif ge: orden.

Die Tänze verschwanden, die Sonne ging unter, die hrwürdigen Frauen erhoben sich. Ludwig stand eben: alls auf und begleitete sie auf ihrem Spaziergange durch

den stillen Garten. Die Nachtigallen klagten mit gedämpfter Stimme und ein wunderbarer Mond zog herauf. Die Blüthen thaten sich dem silbernen Scheine auf und alle Blätter wurden vom Mondglanze angezündet, die weiten Gänge erglühten und warfen seltsame grüne Schatten, rothe Wolken schliefen auf den fernen Gefilden im grünen Grase, die Springbrunnen waren golden und spielten hoch in den klaren Himmel hinein.

Jetzt wirst Du schlafen wollen, sagte die schönste unter den Frauen, und wies dem entzückten Wanderer eine dunkle Laube, die mit bequemen Rasen und weichen Polstern belegt war. Dann verließen sie ihn und blieb allein.

Er setzte sich nieder und bemerkte den magischen Dämmerschein, der sich durch das dichtverschlungene Laub brach. Wie wunderlich! sagte er zu sich selber, daß ich jetzt vielleicht nur schlafe und es mir dann träumen kann, ich schliefe zum zweitenmale ein, und hätte einen Traum im Traume, bis er so in die Unendlichkeit fortginge und keine menschliche Gewalt mich nachher munter machen könnte. Aber, ich Ungläubiger! die schöne Wirklichkeit ist es, die mich beseligt, und mein voriger Zustand ist vielleicht nur ein schwermüthiger Traum gewesen.

Er legte sich nieder und Lüftchen spielten um ihn, Wohlgerüche gaukelten und kleine Vögel sangen Schlaflieder. Im Traume dünkte ihm, als sei der Garten umher verändert, die großen Bäume waren abgestorben, der goldene Mond war aus dem Himmel herausgefallen und hatte eine trübe Lücke zurückgelassen; aus den Springbrunnen sprudelten statt des Wasserstrahls kleine Genien hervor, die sich in der Luft übereinander warfen

nd die seltsamsten Stellungen bildeten; statt der Gesänge urchschnitten Jammertöne die Luft, und jede Spur des lückseligen Aufenthalts war verschwunden. Ludwig wachte unter bangen Empfindungen und schalt auf ch selbst, daß seine Phantasie noch die verkehrte Gewohnheit der Erdbewohner habe, alle empfangenen Gestalen barock und wild zu vermischen und sie uns so im raume wieder vorzuführen.

Ein lieblicher Morgen zog herauf und die Frauen grüßten ihn wieder. Er sprach mit ihnen beherzter nd war heut mehr gestimmt, fröhlich zu sein, weil ihn ie umgebende Welt nicht mehr so sehr in Erstaunen tzte. Er betrachtete den Garten und den Pallast, und ittigte sich mit der Pracht und dem Wunderbaren, das dort antraf. So lebte er mehrere Tage glücklich, nd glaubte, daß sein Glück nie höher steigen könne.

Zuweilen war es, als wenn ein Hahnengeschrei in er Nähe erschallte, dann erzitterte der ganze Pallast nd seine Begleiterinnen wurden bleich; es geschah gewöhnlich des Abends und man legte sich bald darauf hlafen. Dann kam wohl ein Gedanke an die vergesne Erde in die Seele Ludwigs, dann lehnte er sich anchmal weit aus den Fenstern des glänzenden Pallaes heraus, um die flüchtigen Erinnerungen festzuhalen, um die Landstraße wieder zu finden, die nach seien Gedanken dort vorübergehn mußte. In dieser Stimmung war er an einem Nachmittage allein, und bemachte, wie es ihm jetzt eben so unmöglich falle, sich er Welt deutlich zu entsinnen, als er ehemals diesen oetischen Aufenthalt habe erahnden können, da war es, ls wenn ein Posthorn in der Ferne ertönte, als wenn r die tasselnde Bewegung eines Wagens vernähme.

Wie sonderbar, sagte er zu sich, fällt jetzt ein Schimmer, eine leise Erinnerung der Erde in meine Freuden hinein, die mich wehmüthig macht. Fehlt mir denn hier etwas? Ist mein Glück noch unvollendet?

Die Frauen kamen zurück. Was wünschest Du Dir? fragten sie besorgt, Du scheinst betrübt. Ihr werdet lachen, antwortete Ludwig, allein gewährt mir dennoch meine Bitte. Ich hatte in jenem Leben einen Freund, dessen ich mich kaum noch dunkel erinnere; er ist krank, so viel ich weiß; macht ihn durch Eure Kunst gesund. — Dein Wunsch ist schon erfüllt, sagten sie.

Aber, sagte Ludwig, vergönnt mir noch zwei Frage Rede.

Fällt kein Schimmer der Liebe in diese wundervolle Welt hinein? Geht keine Freundschaft unter diesen Leuten? Ich dachte, jenes Morgenroth der Frühlingsliebe würde hier ewig dauern, das in jenem Leben nur gar zu schnell erlischt, und von dem die Menschen dann nachher als wie von einem Fabelwerke sprechen. Daß ich es Euch gestehe, ich fühle nach diesen Empfindungen eine unbeschreibliche Sehnsucht.

Du sehnst Dich also nach der Erde zurück?

Nimmermehr! rief Ludwig aus; denn schon in jener kalten Erde sehnte ich mich nach Freundschaft und Liebe, und sie kamen mir nicht näher. Der Wunsch nach diesen Gefühlen mußte mir die Gefühle selbst ersetzen, und darum trachtete ich darnach, hier zu landen, um hier alles in der schönsten Vereinigung anzutreffen.

Thor! sagte die ehrwürdige Frau, so hast Du Dich ja auf der Erde nach der Erde gesehnt, und nicht

gewußt, was Du thatest, da Du Dich hieher wünschtest; Du hast Deine Wünsche überschrien und Deinen menschlichen Empfindungen Phantasien untergeschoben.

Aber wer seid Ihr? rief Ludwig bestürzt.

Wir sind die alten Feen, sagten jene, von denen Du schon seit lange wirst gehört haben. Sehnst Du Dich heftig in die Erde zurück, so wirst Du dorthin zurückkommen. Unser Reich blüht empor, wenn die Sterblichen ihre Nacht bekommen, ihr Tag ist unsre Nacht. Unsre Herrschaft ist seit lange und wird noch lange bleiben; sie steht unsichtbar unter den Menschen; nur Dir ward es vergönnt, uns mit Augen zu sehn.

Sie wandte sich um, und Ludwig erinnerte sich, daß es dieselbe Gestalt war, die ihn unwiderstehlich in der frühen Jugend nachgezogen hatte, und vor der er ein heimliches Entsetzen hegte. Er folgte ihr auch jetzt und rief: Nein! ich will nicht zur Erde zurück! ich will hier bleiben! — So errieth ich also, sagte er zu sich selber, schon in meiner Kindheit diese hohe Gestalt? So mag die Auflösung zu manchem Räthsel noch in uns liegen, das wir zu erforschen zu träge sind.

Er ging viel weiter, als er gewöhnlich zu thun pflegte, so daß der Feengarten schon weit hinter ihm lag. Er stand in einem romantischen Gebirge, wo Epheu wild und lockig die Felsenwände hinaufgewachsen war; Klippen waren auf Klippen gethürmt und Furchtbarkeit und Größe schienen dieses Reich zu beherrschen. Da kam ein fremder Wandrer auf ihn zu und grüßte ihn freundlich und redete ihn so an: Es ist mir lieb, daß ich Dich nun doch wieder sehe. — Ich kenne Dich nicht, sagte Ludwig. — Das kann wohl seyn, ant-

wortete jener, aber Du glaubtest mich sonst einmal recht gut zu kennen. Ich bin Dein krankgewesener Freund.

Unmöglich! Du bist mir ganz fremde!

Bloß deswegen, sagte der Fremde, weil Du mich heut zum erstenmal in meiner wahren Gestalt siehst; bisher fandest Du nur Dich selber in mir wieder. Du thust auch darum Recht, hier zu bleiben, denn es giebt keine Freundschaft, es giebt keine Liebe, hier nicht, wo alle Täuschung niederfällt.

Ludwig setzte sich nieder und weinte.

Was ist Dir? fragte der Fremde.

Daß Du der Freund meiner Jugend sein sollst, antwortete Ludwig, ist das nicht kläglich genug? O komm mit mir zu unsrer lieben, lieben Erde zurück, wo wir uns unter täuschenden Formen wieder erkennen, wo es den Aberglauben der Freundschaft giebt. Was soll ich hier?

Was hilft es? antwortete der Fremde. Du willst doch sogleich wieder zurück wollen, die Erde ist Dir nun nicht glänzend genug, die Blumen sind Dir zu klein, die Gesänge zu unterdrückt. Die Farben können sich aus den Schatten nicht so hell hervorarbeiten, die Blumen gewähren nur kleinen Trost und verwelken schnell, die Singevögel denken an ihren Tod und singen bescheiden; hier aber geht alles in's Große.

O ich will mich zufrieden stellen, rief Ludwig unter heftigen Thränengüssen aus, nur komm wieder mit mir zurück und sei mein voriger Freund, laß uns diese Wüste, dieses glänzende Elend verlassen.

Indem schlug er die Augen auf, weil ihn jemand heftig rüttelte. Neben ihm neigte sich das freundliche

er blasse Angesicht seines kranken Freundes. — Bist u doch gestorben? rief Ludwig aus.

Gesund geworden bin ich, Du böser Schläfer, antortete jener. Besuchst Du so Deine kranken Freunde? omm mit mir, mein Wagen hält dort und es zieht n Gewitter herauf.

Ludwig richtete sich empor. Er war im Schlafe n dem Baumstamm heruntergesunken, der aufgeschlane Brief seines Freundes lag neben ihm.

So bin ich wirklich wieder auf der Erde? rief er eudig aus; wirklich? und es ist kein neuer Traum?

Du wirst ihr nicht entgehn, antwortete der Kranke chelnd, und beide schlossen sich herzlich in die Arme. Sie glücklich bin ich, sagte Ludwig, daß ich Dich ieder habe, daß ich empfinde wie sonst, und daß Du ieder gesund bist.

Plötzlich, antwortete der kranke Freund, ward ich ank, und eben so plötzlich wieder gesund; ich wollte her den Schrecken, den Dir mein Brief muß gemacht iben, wieder vergüten und zu Dir reisen; auf dem lben Wege finde ich Dich hier schlafend.

Ach! ich verdiene Deine Liebe gar nicht, sagte udwig.

Warum?

Weil ich so eben an Deiner Freundschaft zweifelte.

Doch nur im Schlafe.

Es wäre wunderlich genug, sagte Ludwig, wenn am Ende doch wirklich Feen gäbe.

Sie sind gewiß, antwortete jener, aber das sind nur Erdichtungen, daß sie ihre Freude daran haben, die Menschen glücklich zu machen. Sie legen uns jene Wünsche in's Herz, die wir selber nicht kennen, jene übertriebene Forderungen, jene übermenschliche Lüsternheit nach übermenschlichen Gütern, daß wir nachher in einem schwermüthigen Rausche die schöne Erde mit ihren herrlichen Gaben verachten.

Ludwig antwortete mit einem Händedruck. —

e t e r L e b r e c h t.

Eine Geschichte

ohne Abentheuerlichkeiten.

Erster Theil.

1795.

Erſtes Kapitel.

Vorrede.

ber Leſer, Du glaubſt nicht, mit welcher innigen
chmuth ich Dich dieſe Blätter in die Hand nehmen
e, denn ich weiß es voraus, daß Du ſie wieder weg-
ffen wirſt, ſobald du nur einige flüchtige Blicke hin-
gethan haſt. Da mir aber Deine Bekanntſchaft gar
theuer iſt, ſo will ich wenigſtens vorher alles mög-
e verſuchen um dich feſtzuhalten; lies daher wenig-
s das erſte Kapitel, und wenn wir uns nachher
ht wiederſehen ſollten, ſo lebe tauſendmal wohl. —
Um deine Gunſt zu gewinnen, müßte ich meine
ählung ungefähr folgendermaßen anfangen:
„Der Sturmwind raſſelte in den Fenſtern der alten
rg Wallenſtein. — Die Mitternacht lag ſchwarz
r dem Gefilde ausgeſtreckt, und Wolken jagten ſich
ch den Himmel, als Ritter Karl von Wallenſtein
ſeinem ſchwarzen Roſſe die Burg verließ, und un-
roſſen dem pfeifenden Winde entgegen trabte. —
er um die Ecke des Waldes bog, hört er neben
ein Geräuſch, ſein Roß bäumte, und eine weißliche
attengeſtalt drängte ſich aus den Gebüſchen her-
" — — —

Ich wette, Du wirſt es mir nicht vergeben können,
ich dieſe intereſſante abenthenerliche und ungeheuer-

liche Geschichte nicht fortsetze, ob ich gleich, wie das der Fall bei den neueren Romanschreibern ist, selbst nicht weiß, wie sie fortfahren, oder gar endigen sollte.

In medias res will ich gerissen sein! rufen die Leser, und die Dichter thun ihnen hierin auch so sehr zu Willen, daß ihre Erfindungen weder Anfang noch Ende haben. Der Leser aber ist zufrieden, wenn es ihm recht schauerlich und grauerlich zu Muthe wird. Riesen, Zwerge, Gespenster, Hexen, etwas Mord und Todschlag, Mondschein und Sonnenuntergang, dieß alles Liebe und Empfindsamkeit versüßlicht, um es glatt hinterzubringen, sind ungefähr die Ingredienzien, aus denen das ganze Heer der neusten Erzählungen, von Petermännchen bis zur Burg Otranto, vom Geist bis zum Hechelkrämer, besteht. Der Marquis von Grosse hat dem Geschmack aller Lesegesellschaften eine andere Richtung gegeben, aber sie haben sich zugleich an seinem spanischen Winde den Magen verdorben; mit Herrn Spieß hat man sich gewöhnt, Ueberall und Nirgends zu sein; und keine Erzählung darf jetzt noch Anspruch machen, gelesen zu werden, wenn der Leser nicht vorhersieht, daß ihm wenigstens die Haare zu Berge stehen werden.

Um kurz zu sein, lieber Leser, will ich Dir nun mit dürren Worten sagen: daß in der unbedeutenden Geschichte meines bisherigen Lebens, die ich Dir jetzt erzählen will, kein Geist oder Unhold auftritt; ich habe auch keine Burg zerstört, und keinen Riesen erlegt; ich versichert, ich sage dieß nicht aus Zurückhaltung, denn wäre es der Fall gewesen, ich würde Dir alles, der Wahrheit nach, erzählen.

Auch muß ich Dir leider noch bekennen, daß ich
ch in keine geheime Gesellschaft habe einweihen lassen;
kann Dir also keine mystischen und hieroglyphischen
remonien beschreiben, ich kann Dir nicht das Ver-
ügen machen, Sachen zu erzählen, von denen Du
ht eine Sylbe verstehst. —

Musäus faßte die glückliche Idee, durch seine Volks-
hrchen das Gewimmere und Gewins'le der Siegwar-
ner zu übertönen. Es ist ihm auch wirklich so sehr
ungen, daß das pecus imitatorum unzählbar ist.
es hat sich rasch die Thränen der Empfindsamkeit
den Augen gewischt, die Cypressen und Myrthen
Haare sind verwelkt, statt der Seufzer hört man
nnerschläge, statt eines Billet doux oder eines
ndedrucks, nichts als Gespenster und Teufel! —

Das ist jetzt auf der großen Chaussee der Messen
Fahren und Reiten! Hier ein Schriftsteller, der
t seinem Helden geradewegs in die Hölle hineinjägt;
t eine Kutsche, hinter der, statt des Lakais, ein
nzender Genius steht; dort gallopirt ein andrer, und
t seinen Helden auf dem Pferde vor sich; dort wird
er sogar auf einem Esel fortgeschleppt, und droht
jedem Augenblick herunter zu fallen; — o Himmel!
m ist in einer beständigen Gefahr, zertreten zu wer-
n! — Wohin ich sehe, nichts als Revolutionen,
iege, Schlachten, und höllische Heerschaaren! —
ein, ich vermeide diese geräuschvolle Landstraße, und
lage dafür lieber einen kleinen Fußsteig ein, — was
at's, wenn ich auch ohne Gesellschaft gehe; vielleicht
gegnet mir doch noch ein guter unbefangener Mensch,
t sich, eben so wie ich, vor jenen schrecklichen Polter-
istern fürchtet! —

Aber wird es nicht bald Zeit werden, meine versprochene Geschichte anzufangen? — Ich sehe, die Leser, die mir noch übrig geblieben sind, fangen auch schon an zu blättern, und sich wenigstens nach einigen Vorfällen umzusehn. — Zuvor muß ich aber doch noch um eine kleine Geduld ersuchen. —

Ich weiß nämlich nicht, ob die Lektüre meiner Leser nicht zuweilen in manche Fächer hinein gerathen ist, wo man sich daran gewöhnt, Schriftsteller recht viel von sich selbst sprechen zu hören. Doch, Sie werden wohl in manchen unsrer deutschen Journale bewandert sein.

Ich heiße, wie Sie vielleicht schon werden gemerkt haben, Lebrecht; ich wohne auf einem kleinen Landhause, in einer ziemlich schönen Gegend. Ich schreibe diese Geschichte also nicht aus einem Gefängnisse, noch weniger den Tag vor meiner Hinrichtung, ob es Ihnen gleich vielleicht außerordentlich vielen Spaß machen würde. Ich bin nicht melancholisch, noch engbrüstig, eben so wenig bin ich verliebt, sondern meine gute junge Frau sitzt neben mir, und wir sprechen beständig ohne Enthusiasmus oder zärtliche Ausrufungen miteinander; ja, ich weiß am Ende warlich nicht, wo das Interesse für meine Erzählung herkommen soll. —

Sehn Sie, meine Geschichte ist zwar nicht ganz gewöhnlich und alltäglich, aber es fehlt ihr doch das eigentlich Abentheuerliche, um sie anziehend zu machen; die einzige Hoffnung, meine schöne Leserinnen, die mir übrig bleibt, ist, daß Sie gerade von der Langeweile so geplagt werden, daß Sie mich aus bloßer Verzweiflung lesen.

Ich muß Ihnen also zuvörderst bekennen, daß ich Mitglied der katholischen Kirche bin. —

Nicht wahr, Sie lachen über die albernen Vorurile, daß ich dieß noch mit in Anschlag bringe?

Freilich ist man jetzt so aufgeklärt, daß man gar kei- n Unterschied unter den Religionsparteien mehr macht; an fängt selbst an, die Juden nicht mehr für eine dere Art von Menschen zu halten; die beliebten Un- redungen und Dispüten drehen sich alle um diesen genstand; man schätzt jede andre Religion mehr, als , zu welcher sich unsre Eltern bekennen, ohne weder t der einen noch der andern Partei bekannt zu sein, — was haben wir nicht in den neuern Zeiten für Fort- ritte in der Toleranz gemacht!

Aber ich habe nun schon viele der eifrigsten Beken- r der Toleranz gesehen, die einen andern Menschen rum haßten, weil er ein Aristokrat nach ihrer einung war; jener wüthete wieder gegen den Demo- aten.

Ach, die meisten Menschen müssen immer einen itel haben, unter welchem sie leben können. Der rfolgte Parteigeist ist aus der Religion in die Poli- k übergegangen; der Himmel verhüte, daß wir hier icht eben so entehrende Verirrungen des menschlichen erzens erleben! —

Ich bin also, um es dem Leser noch einmal zu iederholen, Katholik; (Demokraten und Aristokra- en kannte man in jenem Zeitpunkt noch nicht, in welchen meine Geschichte fällt;) und zum Verständniß dieser Geschichte ist es nothwendig, daß der Leser die Rubrik wisse, unter welcher ich als Bekenner des Chri-

steuthums stehe; darum wird er mir die Mittheilung dieser Nachricht verzeihen.

Ich erinnere mich mit Vergnügen der Vergangenheit; möge es dem Leser nicht beschwerlich fallen, mir zuzuhören. —

Und nun zu meiner Geschichte. —

Diejenigen, die dieß erste Kapitel gelesen haben werden wahrscheinlich auch die folgenden lesen, denn habe mit Vorbedacht das langweiligste vorangestellt.

Zweites Kapitel.

Meine Jugend, — Erziehung, — Universitätsjahre, — bekomme eine Hofmeisterstelle.

Man sieht sogleich, daß ich mich nicht sehr bei der zählung meiner Jugendgeschichte aufzuhalten denke, sie gleich, in der Manier vieler unsrer Romanschr dargestellt, einen mäßigen Band füllen könnte. — A ich denke, das lesende Publikum hat schon seit la genug und übergenug an den pädagogischen Unte chungen, Erzählungen von Universitätsvorfällen, dergleichen. Ich verstehe es nicht, alle diese Armse keiten wichtig zu machen, darum will ich nur sch darüber hingehn. —

Als zuerst meine Gedanken erwachten, traf ich in einem kleinen Hause eines Dorfes. Ich erin mich noch deutlich einer Weide, die vor unsrer T stand, und in deren Zweigen der Schein der So flimmerte. Ein bräunlicher Mann, den ich Vater,

e sehr freundliche Frau, die ich Mutter nannte,
ren meine täglichen Gesellschafter. Außerdem hatte
noch einen Bruder und eine Schwester.

Ich lebte den einen Tag fort, wie den andern, und
f diese Art wird man nach und nach älter, man
iß selbst nicht wie es geschieht. Ich half meinem
ter in Kleinigkeiten auf dem Felde, oder meiner
utter in der Wirthschaft, oder schlug mich mit mei-
m Bruder herum. Kurz, mir verging die Zeit sehr
chwind, und ich hatte nie Ursache über Langeweile
klagen.

Meine Erziehung war die einfachste, und vielleicht
h die beste von der Welt. Ich stand früh auf, und
g früh wieder schlafen. An Bewegung fehlte es
nicht; meine Mutter Marthe schlug mich zuwei-
, wenn ich unartig war, trotz ihrer Freundlichkeit,
ß ließ sie mir allen möglichen Willen. Ich sprang
und kletterte; fiel ich, so war es meine eigene
uld, und mein eigener Schade; bekam ich von
m größern Jungen, den ich geneckt hatte, Schläge,
bedauerte mich niemand; hatt' ich mich am Abend
er meinen kleinen Freunden verspätet und erkältet,
war ich am folgenden Abend desto vorsichtiger.

Marthe hatte kein pädagogisches Werk studirt, aber
rzog mich ganz nach ihrem geraden Menschenver-
de, und ich danke es ihr noch heute, daß man mich
) keinem Elementarwerk oder Kinderfreunde, in
m Philantropin oder Schnepfenthal verbildete, daß
mich nicht schon im sechsten Jahre zum Philoso-
a machte, um zeitlebens ein Kind zu bleiben, wie
bei so manchen Produkten unsrer modernen Erzie-
g der Fall ist. —

Die Gegend des Dorfes war schön und abwechselnd; und auf meinen einsamen Spaziergängen erwachte zuweilen ein gewisses dunkles Gefühl in mir, ein Drang, etwas mehr zu wissen und zu erfahren, als ich bisher gelernt hatte. Vorzüglich, wenn die Glocke die Leute zur Kirche einlud; und nun die alten Frauen, ihren Rosenkranz still betend, daher wackelten, befiel mich eine Art von heiligem Grauen, noch mehr aber, wenn der Priester nun selber kam, und sich jeder im Zuge ehrfurchtsvoll vor ihm neigte, und ich nachher aus der Ferne den Gesang aus der Kirche vernahm. — Bei jeder Mönchskutte empfand ich eine unwillkührliche Ehrfurcht und trotz dieser entstand bald der Wunsch in mir, auch einst so einherzutreten, und von jedem Vorübergehenden den Zoll der Ehrerbietung einzusammeln. Ich hing im Stillen diesem Wunsche immer mehr nach, und erwachte oft sehr unangenehm aus meinen schönen Träumen, wenn der Vater mich mit aufs Feld nahm, um ihm in seiner Arbeit zu helfen.

So tief liegt die Sucht, sich über seine Nachbarn zu erheben, in der Seele des Menschen. Ich schämte mich für den Stand, den ich mir wünschte, wie ich hören. In meiner Kindheit war es gar nicht meine Sache, viel über einen Gegenstand nachzudenken, oder wohl gar an irgend etwas zu zweifeln. Marthe mochte mir noch so ungeheure Mährchen erzählen, ich hielt mich für die Authenticität des Siegfried und der Haimonskinder todtschlagen lassen; jeden Fremden, den ich durch unser Dorf wandern sah, betrachtete ich sehr genau, ob es nicht etwa der ewige Jude Ahasverus sey.

Man erstaunte über meine großen und seltenen Talente zum geistlichen Stande; besonders gewann mich

: Pater Bonifaz eines benachbarten Klosters sehr
b. Er sah meine tiefe Andacht in der Kirche, die
stigkeit meines Glaubens, meinen Abscheu gegen
e Art von Ketzerei, — o wie viel Mühe gab sich
: gute Mann, mich vollends für die gute Sache zu
winnen!

Dieser Knabe, rief oft Bonifaz in hoher Be-
isterung, ich ahnde es, wird einst ein Schutzgeist und
:formator der rechtgläubigen Kirche werden; eine Schwere
der Hand Gottes gegen die Ketzer, eine Geißel gegen
: Freigeister und Gotteslästerer, ein Vernichter der
:censenten und Literaturzeitungen, eine Kanonenbüchse
n Fackeln der Aufklärer!

Ich verstand zwar von diesen Deklamationen nichts,
er doch nahm ich mir vor, die Prophezeihung mei-
s theuren Bonifaz nicht zu Schanden werden zu
fen.

Der Pater nahm itzt selbst die Mühe auf sich, mich
unterrichten, da ich in der Schule das Dasein kein
rzüglicher Gelehrter werden konnte. Er bemerkte
ld, daß ihm meine Fähigkeiten den Unterricht sehr
leichterten, denn ich lernte in sehr kurzer Zeit Lesen
d Schreiben, auch begriff ich bald so viel vom La-
inischen, daß ich meinem Lehrer sehr verfängliche Fra-
n vorlegte, die er sich nicht zu beantworten getraute.

Meine Eltern sahen mich als ein Wunderthier an,
d wurden ernstlich darauf bedacht, meine ungeheuren
alente nicht ganz verloren gehen zu lassen. Pater
onifaz schlug ihnen vor, mich in die nächste Stadt
uf ein Gymnasium zu schicken, und dieser Vorschlag
ard bald von ihnen genehmigt. Als mir dieser Ent-
hluß angekündigt ward, erfuhr ich zugleich einen an-

dern Umstand, der eigentlich für mich von der größten Wichtigkeit hätte sein sollen.

Meine Mutter sagte mir nämlich, daß sie und mein Vater nicht meine wahren, sondern nur meine Pflegeeltern wären, daß sie mir aber den Namen meines wirklichen Vaters, verschiedener Ursachen wegen, nicht nennen könne; dieser wünsche indessen, daß ich mich dem geistlichen Stande widme, und wolle mich daher studiren lassen.

Diese Nachricht machte eben keinen besondern und bleibenden Eindruck auf mich, so überraschend sie vielleicht jedem andern Kinde gewesen sein würde. Meine Eltern gaben mir ihren Segen und ihre Ihnen mit auf den Weg, Pater Bonifaz hielt eine sehr rührende Rede, und ich reiste nach der Stadt ab.

In dieser Stadt war zugleich eine katholische Universität, und ich hatte also gleich die bequemste Gelegenheit, vom Schüler zum Juristen zu avanciren, denn so nannte man hier die Studenten, da man unter dem Namen Student jedweden Schüler begriff.

Man hatte mich an den Professor X . . . gewiesen, und dieser nahm sich meiner fast väterlich an; an ihn war das Geld adressirt, das ich vierteljährig empfing; und ihm hab' ich vorzüglich die Aufklärung meines finstern Kopfes zu verdanken. Er zerstreute nach und nach die schwarzen Phantome, die durch Bonifaz bei mir einheimisch geworden waren, ein Sonnenstrahl der Vernunft fiel in die dunkeln Gänge des Aberglaubens, und ich ward unmerklich ein ganz andres Wesen.

So lebt' ich ein Jahr nach dem andern, und mit ziemlich fleißig. Ich verließ die Schule, und ward nun im eigentlichsten Verstande Jurist, denn die Ihre

gie war mir itzt zuwider. — Ich vollendete den Cur-
s, und stand nun da, als ein förmlich gemachter
Mann, aber ohne irgend zu wissen, was ich nun in
r Welt mit meiner Gelehrsamkeit anfangen solle. Ich
tte mich mit hunderterlei Sachen angefüllt, ohne mich
ur ein einzigesmal zu fragen: wozu?

Glücklicherweise hatte ich neben den juristischen
Zissenschaften auch Sprachen und etwas Philosophie
udirt; und mein Beschützer, der Professor X . . .
at mir itzt einen Vorschlag, den ich sogleich mit bei-
n Händen ergriff.

Aus W . . . . hatte ihm der Präsident von Blum-
ch geschrieben, er sei für seine Söhne um einen
ofmeister verlegen, und bäte ihn also, ihm ein schick-
ches Subjekt vorzuschlagen. X . . . warf seine Au-
n auf mich, ich ward vom Präsidenten angenommen;
. . . gab mir noch manchen guten Rath mit, wo-
it ich aber noch nicht recht umzugehen wußte, und
machte ich mich auf den Weg nach der großen
tadt W . . . .

Drittes Kapitel.

Der Leser wird sehen, daß ich ein Narr bin.

Ich setzte mich mit großer Zufriedenheit in den Wa-
n, der mich an den Ort meiner Bestimmung bringen
llte. Ich ward in eine mir ganz unbekannte Welt
neingefahren, ohne Menschenkenntniß und Kenntniß
einer selbst, ohne genau zu wissen, wer ich sei; nur

mit dem Namen Lehrecht ausgestattet, der, wenn er mir auch eigentlich nicht zukam, mir doch immer als Vorschrift dienen konnte, nach der ich handelte.

Indem der Wagen fuhr und der Kutscher stieß, fing ich an bei mir selbst zu überlegen, von welcher Art meine künftige Beschäftigung sein würde, und ob ich dem Amte auch wohl gewachsen wäre, das man mir anvertraute. — Ich ließ alle meine Kenntnisse und Talente die Revüe passiren, und war nicht wenig mit mir selbst zufrieden, als ich die ganze große Masse übersah.

Ich verstehe Latein und Griechisch, sagte ich mir selbst laut zu mir selbst, doch so, daß es der Kutscher nicht hören konnte; etwas Französisch, die Geschichte der alten und neuen Welt kann ich an den Fingern hererzählen, dabei bin ich ein guter Jurist, und verstehe vortrefflich mit den Atqui's und Ergo's umzugehn. Habe ich nicht einmal disputirt und dreimal opponirt? Ließ ich nicht zur Freude der ganzen Universität den Disputanten neulich in das scharfsinnige Dilemma laufen, daß er weder vor noch rückwärts konnte?

Ich bekam eine ordentliche Ehrfurcht vor mir selber, denn ich hatte noch nie die Bilance zwischen dem was ich wußte und nicht wußte, so genau gezogen. Ich hatte das Schicksal der meisten jungen Leute, auf den ersten Ausflug in die Welt versuchen. Sie haben sich von Jugend auf nur mit sich selbst beschäftigt, und sich doch kaum von Einer Seite kennen lernen, sie bemerken an sich selbst nur Vorzüge, an jedem andern nur Fehler. Mit der Miene der Unparteilichkeit setzten sie auf die Wagschale, um zu wiegen, wie viel sie werth sind: mit selbstgefälligem Lächeln blicken sie in

r, da sie so tief niedersinken, und bemerken nicht, daß
f die andere Schale noch keine Gewichte gestellt sind.

Die Straße war sehr besucht und jedermann, der
rbeiging, grüßte mich sehr freundlich und ehrerbietig;
r vorbeifuhr, sahe neugierig in den Wagen hinein
d machte nicht selten ein spöttisches Gesicht. Doch
) ließ mich alles dieß nicht kümmern.

Es war ein schönes Frühlingswetter und die Gegend,
rch welche ich reiste, angenehm und abwechselnd.
Keine Phantasie ward von den reizenden Gegenstän-
n, die mich umgaben, angefrischt, ich erinnerte mich
rade zur rechten Zeit, daß ich auch ein paarmal Verse
macht hätte, um in eine Menge von süßen Träumen
l fallen. Ich hatte mancherlei sehr empfindsame Sa-
en gelesen und die menschliche Gesellschaft kam mir als
ne große, zärtliche Familie vor, in welcher sich nur
weilen ein Kind vom rechten Wege verliert und nur
r Zärtlichkeit bedarf, um sogleich wieder zurückgeführt
l werden. Ich nahm mir also vor, ein recht edler,
in empfindender Mensch zu werden, um recht viele
erirrte wieder auf den rechten Weg zu bringen; mir
iegen die Thränen in die Augen, wenn ich mir die
elen Edelthaten lebhaft vorstellte, die ich gewiß noch
rüben würde. Besonders aber ward mein Herz ge-
hrt, wenn ich überlegte, welche innige und zärtliche
erzensfreude ich aus meinen künftigen Eleven bilden
üßte, wie vielen Dank mir die Eltern schuldig sein
ürden, welchen Nutzen der Staat aus meiner Erzie-
ungskunst zöge, wie die ganze Welt meiner künftig
it Ehrfurcht und Rührung erwähnen sollte.

Ja, rief ich in meinem Enthusiasmus aus, — die
Menschen sind gut, wenn man ihnen nur mit Liebe

entgegen kömmt, die Welt ist schön, wenn man nur zu leben versteht! — Ja, ich werde glücklich sein, mein Glück im Glücke meiner Brüder suchen. — O kommt an mein Herz, ihr Unglücklichen und Leidende, hier findet ihr Trost und Hülfe; kommt an meine Brust, ihr Verfolgten und Verirrten, hier findet ihr keine Haß und keine Unversöhnlichkeit! Die lauterste, reinste Menschenliebe springt für euch in diesem Herzen.

Ich streckte meine Arme sehnsuchtsvoll aus, es schien, als wenn die sonnenbeglänzte Welt meiner Umarmung entgegenstrebe.

Der Fuhrmann, der im letzten Wirthshause etwas zuviel getrunken hatte, wollte in einen Nebenweg einlenken, — unglücklicherweise lief das Hinterrad über einen Erdhügel, die Pferde gingen weiter, — der Wagen knackte und fiel in demselben Augenblicke um.

Der Fuhrmann raffte sich auf, sah seine Kutsche auf einen Augenblick an und fing dann auf die fürchterlichste Weise von der Welt an, die gräßlichsten Flüche auszustoßen. Nach seinen Exclamationen war Niemand als der Teufel mit allen höllischen Geistern an diesem Vorfalle Schuld. Vom Schreck betäubt, lag ich noch immer im Wagen, bis mich der ergrimmte Fuhrmann hervorzog und sich dann Mühe gab, den Wagen wieder aufzurichten.

Ist Er denn toll? rief ich im höchsten Unwillen aus, als ich wieder auf den Beinen stand und meine Besinnung gekommen war.

Haben Sie sich Schaden gethan, junger Herr? fragte der Fuhrmann ganz phlegmatisch.

Nein, aber —

„Nun, so wollen wir Gott danken, daß es noch glücklich abgelaufen ist.“

Ach, was! glücklich abgelaufen! — Ich saß in danken und erschrak nicht wenig. — Künftig trink nicht so viel.

„Nun, nun, — wenn der Wagen nur erst wieder ade!“

So lange zu trinken, bis man zum Vieh wird und st mehr den Weg sehen kann! Pfui!

„Nun, so vergehen Sie's mir nur, es soll nicht der geschehn.“

Ich zankte aber immer weiter fort und ward mit m Worte heftiger. Der Fuhrmann wußte nicht, ob verdrüßlich oder beschämt aussehn sollte; da ich aber ner fort deklamirte und in meinem Feuereifer von Sünde sprach, daß er das Leben eines Menschen e Noth in Gefahr setze, nahm er endlich ein sehr. üthiges Gesicht an und bat tausendmal um Verzei g. — Einige Bauern, die hinzugekommen waren, en den Wagen wieder aufrichten; besänftigt setzte ich wieder hinein und fuhr weiter.

Ich wurde itzt erst gewahr, daß die Hand des Fuhr ins blute, er klagte mir auch, daß er sich beim Fal den Arm etwas verrenkt habe. Nun erst fiel mir Tirade wieder ein, die mir halb im Halse war stecken ieben, und ich hätte meiner Seits herzlich gerne Fuhrmann wieder um Verzeihung bitten mögen.

Ei der schönen Vorsätze! sprach ich zu mir selber, weit leiser, als ich die vorige Deklamation her gt hatte. — Kaum fällt der Wagen um, so bist auch schon aus deiner Menschenfreundlichkeit heraus; llen: ei was würde erst ein wirkliches Unglück auf

dein zartes Herz wirken! — Warum gehörte denn dieser Fuhrmann nun nicht zu jenen Brüdern, die du so feurig an deine Brust drücken wolltest? — Weil er dir einen kleinen Schreck gemacht hatte. — Warlich meine Phantasien haben mich mehr berauscht, als ihn der Brandtewein, und in meiner Trunkenheit handle ich dreimal inkonsequenter als er. —

Mein Kopf sank um volle dreißig Grad auf meine Brust hinab, meine Atqui's und Ergo's kamen mir nicht mehr halb so respektabel vor, und daß ich [illegible] machte, hatte ich rein vergessen. — Auf dieser [illegible] die mehrere Tage dauerte, machte ich mehrere ähnliche Erfahrungen. Mein Stolz fing nach und nach [illegible] etwas abzunehmen, und ich habe es bei mir jederzeit gefühlt, daß eine Reise mich bescheidner, klüger und menschenfreundlicher gemacht hat. Der weite gewölbte Himmel über mir sagt mir jederzeit, wie armselig ich mich mit meiner Eitelkeit in die Größe der Natur verliere, jeder Berg macht mich auf meine winzige Person aufmerksam. In jeder Schenke sieht man Menschen, die in so vielen Sachen mit ihrem gerade Sinne weiter reichen, als wir mit allen unsern feinen und geläuterten Gedanken: bei unsrer Sucht, mit unserer hohen Aufklärung zu prahlen, wird man alle Augenblicke mit der Nase darauf gestoßen, daß man noch voller Vorurtheile stecke. Sobald ich die Stadt mit ihren Häusern und dem Gedränge ihrer Menschen aus den Augen verliere, fange ich auch an, mehr in mich selbst zurückzugehn: die Armseligkeiten, die in der Gesellschaft immer noch einen Anschein von Wichtigkeit behalten, verlieren sich in der klaren Natur, — ich sehe den Glücklichen und den Unglücklichen meinem Her-

n näher gerückt, ich versuche es, die lästige bunte leidung, die uns von Jugend auf angeschnürt wird, zustreifen, und als einfacher Mensch dazustehn.

Es kömmt mir daher immer sonderbar vor, daß le Leute von ihren Reisen närrischer, vorurtheilsvoller, ler und menschenfeindlicher zurückkommen, als sie sie traten. — Aber diese treiben sich meist nur im Ge- hl der Menschen umher, sie fahren schnell der Hütte über nach der Stadt zu, um in der Bereicherung er Menschenkenntniß sich durch keine Nichtswürdigkeit fhalten zu lassen. Sie lachen, gähnen und verläum- n in der großen Welt und denken gar nicht daran, e elend klein diese große Welt gegen Gottes freie ße Welt ist. —

Nachdem wir sieben Tage gefahren waren, grüßten s die Leute nicht mehr, die bei uns vorbeigingen; r kamen an die Thore von W . . . . — Ich werde f Tod und Leben examinirt und eine ganze Stunde tirt. Man fand nichts Verdächtiges an meiner Per- n und in meinem Koffer und ließ mich fahren. Ich g in einem Gasthofe ab.

Viertes Kapitel.

Ich trete als Hofmeister auf.

ich zog mein bestes Kleid an, überlegte meine Kom- imente und ließ mich beim Präsidenten melden. Ich tte nicht sehr lange im Vorzimmer gewartet, als ein emlich großer und ziemlich starker Mann mit einer

trocken freundlichen Miene hereintrat und sich nach den ersten Verbeugungen freute mich kennen zu lernen und daß ich angekommen sei. Ich erwiederte, beides sei meine Schuldigkeit, und auf seinen Befehl gehen, wobei ich die Verbeugungen nicht sparte, und einer unaufhörlichen Verlegenheit war.

„Der Professor X . . .," sagte der Präsident verbindlich, „hat mir viel von Ihren Talenten Kenntnissen gesagt und auf seine Empfehlung" —

Ich ward roth, verbeugte mich und hustete.

„Und ich hoffe, daß Sie meine Erwartu nicht" — —

Ich hustete stärker, ward noch röther und verbe mich noch tiefer.

„Ich schätze mich also glücklich, daß ein jun Mann" — —

Ich brachte in meinem Husten so viele Variation an, als nur irgend möglich war.

Es wird selten der Fall sein, daß, wenn jem recht sehr verlegen ist, es nicht auch der andre we sollte, der mit ihm spricht. Die Verlegenheit ist so ansteckend, wie Lachen, Melancholie, Gähnen der Schnupfen. Der Präsident erwartete eine g Menge von Gegenkomplimenten, und da diese aus ben, mein Katharr und die Röthe in meinem Ge aber mit jeder Sekunde zunahmen, ich mich auch gemal beim Ausscharren in die Fußdecke verwick und er wahrscheinlich fürchtete, ich würde mich aus ter Bescheidenheit noch zuletzt in den Wandspiegel riren: so wußte er am Ende selber nicht recht, er sprechen sollte; er sahe sich genöthigt, von mein

beserhebungen abzubrechen und das Gespräch auf
ine Reise zu lenken.

Nun hatte ich mir freilich wohl eine ganze Stunde
her den Kopf zerbrochen, was ich dem Präsidenten
en wollte, und es fehlte mir warlich nicht an
hmeicheleien und Komplimenten; aber mit einem
mplimente gut umzugehn, ist eben so schwer, wie
einem Waldhorn. Wer es nicht zu blasen versteht,
g es zehnmal an den Mund setzen, es bleibt stumm;
r bringt man ja einen Ton heraus, so erscheint,
t der süßen Accente ein so rauher, unfreundlicher
all, daß man sich die Ohren zuhält. — Ich habe
Leute, die Sottisen sehr kaltblütig und witzig be-
worten konnten, bei einem ungeschickt angebrachten
nplimente so roth werden sehn, daß ich mich in
Seele schämte; wie viele Feindschaften sind nicht
n entstanden, weil jemand dem andern eine Sü-
keit von der verkehrten Seite präsentirt hat!

So that mir nun warlich von allen den schönen
chen, die ich sagen wollte, die Zungenspitze weh.
hoffte immer noch einen Nebenweg zu finden, wo
einlenken könnte, aber vergebens, das Gespräch
g stets gerade aus. — Die Sache war, daß ich
den Präsidenten ganz anders vorgestellt hatte, als
ihn fand. Ich hatte mir ihn als einen steifen,
knen, stolzen alten Mann gedacht; ich hatte mir daher
e Menge captationes benevolentiae gedrechselt, um
mir geneigt zu machen, ich hatte Umwege zu sei-
n Herzen gesucht, so richtig auf Menschenkenntniß
d die gewöhnlichen Vorurtheile des Adels kalkulirt,
fein und neu, daß es mir eine herzliche Freude ge-
icht hatte. Dabei war ich mir so groß und hoch über

ihm erhaben vorgekommen, daß ich seine Schwächen zu meinem Vortheil zu nutzen verstehe und ihn dennoch glauben mache, wie sehr ich ihn verehre. Und nun alles gerade umgekehrt! — Er tritt mir zuvorkommend entgegen, er ist freundlich und sagt mir eine Höflichkeit über die andre, er scheint zu glauben, daß ich ihm mit meiner Reise den größten Gefallen von der Welt gethan habe: dadurch, daß ich auf diese Art erhoben ward, sank ich in mir selbst ganz unbeschreiblich. Ich wußte meine Rolle vortrefflich auswendig, aber als ich auf das Theater trat, ward ein andres Stück gegeben, und ich war nicht Schauspieler genug, um aus dem Stegreife gut zu spielen.

Ich erzählte nun meine Reise so interessant, als mir nur immer möglich war, der Präsident schien alles Vergnügen daran zu finden, endlich kam er wieder auf die Ursache meiner Reise zurück.

„Ich glaube," sagte er, „daß man einem Manne von Talenten, der die Erziehung der Kinder übernimmt, nie genug danken könne. Ich finde es also billig, daß man ihm seine Lage, die sehr viele Unannehmlichkeiten hat, so angenehm als möglich mache; Sie wohnen natürlicherweise in meinem Hause und essen an meinem Tische. Die übrigen Bedürfnisse erhalten Sie ebenfalls und außerdem jährlich zweihundert Thaler. — Sind Sie damit zufrieden?"

Wer war zufriedener, als ich, und ich glaube, daß mich viele Hofmeister beneiden werden.

„Ich habe zwei Söhne," fuhr der Präsident fort, „die beide sehr gut geartet sind, und deren Liebe und Zuneigung Sie sich also sehr bald erwerben werden. Sie werden die Neigungen und den Charakter eines jeden in

n lernen und ihn darnach behandeln; ich traue Ihnen menschenkenntniß genug zu" —

Ich war unschlüßig, ob ich roth werden sollte. —

„Um mit Kindern richtig zu verfahren, die es noch cht gelernt haben sich zu maskiren."

Ich ward bis über die Ohren roth.

„Den jüngsten werden Sie etwas wild und ausgelas- n finden, aber er ist nichts weniger als boshaft, und r älteste, darf ich ungescheut behaupten, ist ein ganz vor- glicher Kopf, ein wahres Genie; Sie werden selbst er den Knaben erstaunen, er hat für seine Jahre schon ßerordentlich viel geleistet. — Ich habe außerdem noch ie Tochter, für die ich aber eine besondere Erzieherin be. — Ich hoffe, meine Söhne sollen unter Ihrer itung bald sehr weit kommen."

Ich verbeugte mich wieder: der Präsident ging in sein immer und ich in meinen Gasthof zurück. Ich zog noch n demselben Tage in das Haus des Präsidenten und achte meine Einrichtungen: am folgenden Morgen sollte den Kindern und der Frau Gemalin vorgestellt werden.

Ich setzte mich in einen Sessel und betrachtete die ele- nten Möbeln meines Zimmers, dann überlegte ich meine ge und zukünftigen Pflichten. — Der Präsident war n gütiger Mann, er hatte mir auch eine Stelle verspro- en, wenn ich mehrere Jahre das Amt eines Pädagogen rwaltet hatte, von seiner Großmuth konnte ich eine was mehr als mittelmäßige Versorgung erwarten. Die erspektive meines Lebens war in der That die heiterste.

Meine Bestimmung kam mir groß und ehrenvoll r. Ich ließ durch meinen Kopf noch einmal die päda- gischen Bemerkungen gehn, die ich entweder gelesen, er selbst gemacht hatte, um sie in meiner jetzigen Lage

anzuwenden. Ich nahm mir vor, ein völliges System zu erbauen, nach welchem ich meine Zöglinge zu edlen, großen und verständigen Menschen bildete, und ich fiel gar nicht auf die Frage: ob ich die rechte Bedeutung dieser drei Worte auch wohl verstehe? — Der älteste Sohn war ein Genie, — was ließ sich von diesem nicht alles erwarten? Ich konnte wohl gar so glücklich sein, der Hofmeister eines Menschen zu werden, der eine Epoche in der Weltgeschichte machte. — Ich legte mich erst spät mit den angenehmsten Vorstellungen schlafen und erwartete sehnlichst den andern Morgen.

Hätte ich freilich damals schon gewußt, daß es in der Familie wenigstens Ein Genie giebt, so wäre vielleicht vieles Große von meinen stolzen Träumen zusammengesunken.

Fünftes Kapitel.

Die Präsidentin und die übrigen Hausgenossen.

Man kann sich vorstellen, daß ich nicht zu lange im Bette blieb, und daß ich mich so gut herauszuputzen suchte, als es mir nur immer möglich war. Ich stand lange vor dem Spiegel, musterte meinen Anzug, so wie meine Manieren, und nahm mir fest vor, die heutige Unterredung nicht wieder so, wie die gestrige, verderben zu lassen: ich beschloß, mich mit allen meinen Kräften zusammen zu nehmen. Ich muß noch jetzt über mich lächeln, wenn ich daran denke, wie oft ich in meinem Gedächtnisse einige Komplimente wiederholte, damit sie mir nicht wieder aus den Händen verloren gingen.

Als ich fertig war, meldete mich der Bediente. — Ich trat in das Zimmer der Präsidentin und fand die gnädige Frau in einem gräziösen Negligee am Theetisch. Ich machte meine Verbeugungen und sie die ihrigen, jedes von uns auf seine eigene Art, ich als unterthäniger Diener, sie als gnädige Beschützerin, die sich aber in der Herablassung zu Geringern sehr glücklich fand. — Es ließe sich ein eigenes weitläuftiges Kapitel über die verschiedenen Verbeugungen, Neigungen und Kopfbewegungen schreiben: vielleicht, daß es der Leser im zweiten Theile dieser wahrhaftigen Geschichte findet, denn wenn ich ihn hier mit meinen Reflexionen schon wieder unterbrechen wollte, so würde ich mir mit vollem Rechte seinen Unwillen zuziehen.

Nachdem die ersten Eingangsredensarten vorüber waren, die sich bei jeder neuen Bekanntschaft mehr oder weniger ähnlich sehen, fragte mich die Präsidentin mit einem leichthingeworfenen Tone: Nun, wie gefallen Sie sich in W...?

Nichts in der Welt hätte mir erwünschter kommen können. — Noch nie habe ich mich so glücklich gefühlt, antwortete ich triumphirend, als seit ich die Ehre habe in Ihrem Hause zu sein. —

Und nun fuhr ich fort weiter auseinander zu setzen, wie mir daher W... ganz außerordentlich reizend vorkommen müßte. Wenn ich mich in zu große Schmeicheleien hinein verirrte, so kam mir die Präsidentin auf halbem Weg entgegen, um mich wieder zurecht zu weisen. — Eine jede zeremoniöse Unterredung kömmt mir immer vor, wie ein Strom, auf welchem unaufhörlich Eisschollen gegen eine Brücke anschwimmen. Man sieht immer schon aus der Ferne ein großes, gewaltiges Kompliment daherschwimmen, aber alle Schollen laufen gegen die

Eisbrecher auf und fallen so in den Strom zurück. — Auch diese Eisbrecher können von sehr verschiedener Art und Beschaffenheit sein, sie können in einer Verbeugung, einem Lächeln, in einem Gegenkompliemente bestehen, oder auch darin, daß man das Kompliment des andern gar nicht zu verstehen scheint; diese letztern sind von der allerzerstörendsten Gattung.

Die Präsidentin war eine Frau von mittlern Jahren, mittler Statur, mittelmäßiger Schönheit, mittelmäßigem Verstande: — kurz, man sieht, sie gehörte zu den mittelmäßigen Leuten, deren Zahl in der Welt die größte ist, ob sich gleich keiner selbst unter diese Rubrik einschreiben will.

Wir schwatzten zusammen bis zum Mittagsessen, und ich war heute mit mir selber ganz außerordentlich zufrieden. Mein Witz ward zwar in einigen kleinen Vorpostengefechten geschlagen, aber doch ward keine von meinen Batterien zum Schweigen gebracht, noch weniger verlor ich ein Haupttreffen. Ich schien der Präsidentin scherzhaft genug vorzukommen, und wir wurden endlich zum Essen abgerufen.

Man sagte mir, daß die Familie alle Tage in einem bestimmten Saale zusammen äße; die Familie bestand aus dem Präsidenten, seiner Frau, einer Tochter und seinen zweien Söhnen! man that mir die Ehre an, mich von diesem Tage auch dazu zu rechnen, so wie die Erzieherin der kleinen Fräulein von Blumbach.

Die Söhne wurden an meine Seite gesetzt, und ich sahe wechselsweise bald den einen, bald den andern an, um das Genie herauszufinden, aber ich konnte aus mir selber nicht klug werden, als mir beide ganz gewöhnliche Kinder vorkamen. Aus dem, was

e zuweilen sagten, schien sogar eine Art von Dummeit hervorzuleuchten, von der aber weder Papa noch Kama Notiz nahmen.

Die Tochter schien ein ganz artiges, niedliches, kleies Mädchen zu sein; da sie mit meinen Amtsgeschäfn nichts zu thun hatte, bekümmerte ich mich wenig m sie. Desto öfter aber und ganz unwillkührlich fien meine Augen auf ihre Gouvernante. Ich hatte ir diese unter dem Charakter einer gewöhnlichen franbsischen Mamsell gedacht, sie war mir daher in einer Vorstellung immer äußerst uninteressant vorgekomen: ich fand aber jetzt, daß sie eine Deutsche sei id daß ihre Augen so wie ihr Gesicht außerordentlich el Anziehendes hätten. Mir fielen hundert Stellen m wunderbaren Zuge der Sympathie ein, die ich bis ßt immer für baaren Unsinn erklärt hatte. Ihr schös blaues Auge ruhte zuweilen auf mir und ich konnte ren Blick nicht ein einzigmal aushalten, mir war desmal, als wenn mir die Sonne in's Gesicht schiene. hre blonden Haare fielen in ungekünstelten Locken auf n weißen Nacken hinab; in ihrem Wesen herrschte ne unbeschreibliche Sanftheit, die fast an's Melancholische gränzte. Ein Wort, das sie sagte, klang wie Lusik in meinen Ohren.

Meine Frau hat mir über die Schulter gesehn, und ir jetzt eben lächelnd die Feder aus der Hand genomen; ich muß daher mit meiner Beschreibung aufhören, h hoffe überdieß, daß jeder Leser sich die Person hinzudenken wird; kann er es aber nicht, so darf er nur gend eine von den weitläuftigen Beschreibungen in en neuesten Romanen nachschlagen.

Ich bemerkte, daß noch ein Gedeck übrig sei, und

war auf die Person sehr neugierig, die noch erscheinen sollte. Endlich erschien ein sehr wohlgewachsener, junger Mensch, den die Frau vom Hause als Herr von Bärenklau begrüßte. Er setzte sich auf den leeren Stuhl neben der liebenswürdigen Erzieherin, und ich war bald mit mir selber einig, daß er, trotz seinem einnehmenden Wesen, diese Stelle nicht verdiene.

Ich glaubte zu sehen, daß seine feurigen Augen den sanften Blicken des Mädchens begegneten und ich hatte Gelegenheit, eine Menge von Bemerkungen zu machen, von denen die vorzüglichste war, daß ich gegen den Herrn von Bärenklau ein sehr linksches und ungeschicktes Betragen habe. Diese Bemerkung that meiner Eitelkeit außerordentlich wehe, ich glaubte daher am Ende, die gewandte Wesen des Herrn von Bärenklau sei nur ein Zeichen, daß er kein so gründlicher Philosoph sei, als ich.

Als wir gegessen hatten, ging ich ich mit meinen beiden hoffnungsvollen Zöglingen auf mein Zimmer. Ich fand nun bald, worin das Genie des ältesten bestand: er hatte nämlich ein ganz außerordentliches Gedächtniß für Vokabeln, Namen und Phrasen, bei denen er sich aber gar nichts dachte. Er sagte mir den größten Theil der lateinischen Grammatik mit einer Fertigkeit her, die mich in Erstaunen würde gesetzt haben, wenn ich nicht kurz vorher ein Kunstpferd gesehn, dessen viele und wunderbaren Künste auch auf das Gedächtniß berechnet waren. Ich fand bald, daß der jüngste, ungeachtet er nur wenig wußte, weit mehr Verstand als sein Bruder hatte, den man durch unzeitiges Lob zu einem eingebildeten phlegmatischen Narren gemacht hatte.

Wozu denn die vielen Charakterschilderungen? hier

verdrüßlich meine Leser ausrufen. — Am Ende ist es das unnütz und hat weiter gar keinen Bezug auf hre Geschichte, Herr Verfasser, die an sich schon langeilig genug ist. —

Nun, haben Sie nur Geduld. — Sie können jetzt der von dem einen, noch dem andern urtheilen, denn, eine theuern Leser, Sie stehn immer noch in der Anndigung oder dem Ersten Akte.

So hätten Sie das so einrichten sollen, daß sich Charaktere Ihrer Personen in Handlungen zeigen. adurch hätte Ihr Buch an Langeweile verloren und re Personen an Interesse gewonnen.

Wenn nun diese Personen aber damals gerade gar hts thaten, oder wenigstens nichts vornahmen, was bemerkte? — Ich will doch lieber etwas langweiwerden, als Sie mit Lügen amüsiren.

So hätten Sie Ihre Geschichte gar nicht schreiben len, denn so wie sie bis jetzt erscheint, verdient sie durchaus nicht. — Es ist eine Alltagsgeschichte von alltäglichsten Art.

Habe ich denn aber das nicht gleich in meinem len Warnungs-Kapitel gesagt? —

Doch, ich wende mich wieder zu meiner Erzählung.

Sechstes Kapitel.

Ich werde verliebt.

Gottlob!" hör' ich die ungeduldigen Leserinnen rufen, dem sie dieß Kapitel aufschlagen, „der langweilige ensch fängt nun vielleicht an interessanter zu werden!" — h muß aber bekennen, daß bei so vielen Schriftstel-

lern nichts langweiliger und ermüdender ist, als die detaillirten Beschreibungen des verliebten Approschirens: wie sie vom Blick zum Händedruck, vom Händedruck zum Kusse und von diesem endlich weiter übergehen; dann sich wieder mit der Vielgeliebten entzweien, eine eifersüchtigen Zweispruch halten, und sich nach vielen Debatten wieder zu einer Aussöhnung bequemen, in der Leser schon über zwei ganze Bögen voraus ist. Wer diese Officialberichte von dem Kriege der Liebe gern liest, der überschlage dieses Kapitel, denn ich habe mir vorgenommen, nur sehr im Allgemeinen über meine Liebe zu sprechen.

Der Leser wird es gewiß schon errathen haben, daß ich in Niemand anders, als die schöne Gouvernante verliebt wurde. Meine Augen trafen immer öfter und öfter die ihrigen, mit jedem Tage entdeckte ich neue Vollkommenheiten an ihr, mit jedem Tage entwickelte sich ihre schöne Seele reizender. — Ich bemerkte sehr bald, daß ihr Blick dem meinigen häufiger begegnete, daß sie roth ward, wenn mein Auge auf ihrer Gestalt verweilte, daß sie oft meine Gesellschaft suchte, und doch im Gespräche mit mir in eine Art von Verlegenheit gerieth. Ich schloß aber aus allen diesen Bemerkungen bei weitem nicht so viel, als ich mit vollem Rechte hätte schließen können: ich hielt alles mehr für Zufälligkeit und wagte es gar nicht, diese Zeichen auf eine günstige Art für mich auszulegen. — In mir selber ging eine wunderbare Veränderung vor. — Meine Lehrstunden, die ich bis jetzt mit großem Eifer gehalten hatte, fingen an mir Langeweile zu machen; meine Zöglinge erschienen mir um ein großes Theil einfältiger; alle meine enthusiastischen Entwürfe kamen

ir alltern und abgeschmackt vor. Dagegen stieg die
agschale auf der andern Seite um vieles mehr, als
: auf der einen sank: es kam mir vor, als wenn
eine Seele eine große Revolution erlitten hätte, es
ng ein Licht in mir auf, das alles erleuchtete, was
s dahin dunkel und verworren in mir gelegen hatte.
s hatte sich mir plötzlich ein helles krystallenes Glas
r die Augen geschoben und ich sahe itzt die Welt weit
öner und reizender als ehedem.

Die Liebe ist bei den meisten Menschen die erste be-
tgende Kraft, die ihre Fähigkeiten entwickelt, und dem
lgen, einförmigen Gange des gewöhnlichen Lebens
en neuen, raschen Schwung giebt. Sie ist über-
upt das größte und nothwendigste Rad in der mensch-
hen Gesellschaft. Was ist es anders, als die Liebe,
n welche sich das Interesse der ganzen Welt dreht?
t sie nicht der eigentliche Mittelpunkt, um welchen
e Wünsche und Plane der Sterblichen laufen? Die
ebe ist ein Gegenstand, über den sich Niemand zu
ide spricht; ihre Jugend ist unverwelklich, selbst der
reis erinnert sich am Ende seiner Laufbahn noch mit
ntzücken der Stunden, in welchen er im Morgenrothe
nd, das diese Gottheit um ihn her goß. Staaten
d Familien werden durch diesen großen Magnet in
rem Gange erhalten, und die Schwärmerei einiger
hilosophen ist eben so natürlich als verzeihlich, wenn
: den Zusammenhang des ganzen Weltgebäudes durch
ne große allgemeine Liebe erklären wollten.

Nur wenigen Menschen gelingt es, sich von dem
esetze der Liebe frei zu machen und sie sind für un-
ücklich zu erklären; ihnen ist das Licht ausgelöscht,
s uns armen Sterblichen durch das trübe Labyrinth

des Lebens leuchten muß, sie stehen so albern und ohne Absicht in der Welt da, wie ein Tauber in einem Konzertsaale. — So weit die Sonne scheint, ist Licht das reinste Element der menschlichen Seele, und selbst der Grönländer und Hottentotte ergreifen dieß reizende Band, um sich an die Gesellschaft der übrigen Menschen zu reihen.

Es ist sehr gewöhnlich, daß ein Verliebter, (vorzüglich bei seiner ersten Liebe) meint, die ganze Welt sei für seine Leidenschaft blind. Das ganze Haus wußte schon, daß ich verliebt war, ehe ich es mir noch selbst gesagt hatte. Ganz vorzüglich richtete der Herr von Bärenklau seine Augen auf mich, die als die Augen eines Nebenbuhlers noch unendlich scharfsichtiger waren, als die der übrigen Leute im Hause; er sprach von jener an entweder sehr kurz und unfreundlich mit mir, oder wenn er mich nur irgend vermeiden konnte, ging er mir sorgfältig aus dem Wege; ohne es selbst zu wissen, that ich das nämliche.

Louise hatte indeß meine Liebe ebenfalls bemerkt, und sie näherte sich mir mit jedem Tage etwas mehr. Wir wurden oft ganz von ungefähr im Garten oder Zimmer in lange freundschaftliche Gespräche verwickelt, und ein jedes von uns trug redlich das seinige dazu bei, das Gespräch so lange währen zu lassen, als es nur immer möglich war. Wie ein Feuerlärmen erschreckte mich oft die Stimme des Bedienten, der uns zum Essen abrief, und zu meinen Eleven und Lehrstunden ging ich mit so schwerem Herzen, als wenn ich in ein Gefängniß wandern müßte. Mein Zimmer fiel mir eng und finster vor, die Gesellschaft eines jeden Menschen langweilig; während des Unterrichts hatte ich

ine Ruhe und versprach mich in jeder Minute, wenn
) wußte, daß sie mit der Präsidentin im Garten war.
:it einem Worte, ich lernte den schweren Dienst, zu
:lchem die meisten Menschen irgend einmal in ihrem
ben abgerichtet werden.

Der Herr von Bärenklau verlor seinen Witz und
ne gute Laune. Er saß stumm und verdrüßlich bei
sche, oder blieb gar aus; er war zerstreut, sprach
:kehrt, oder antwortete auf eine vorgelegte Frage gar
hts, indeß ich, als der triumphirende Sieger, ihm
genüberfaß und mich in den muntern Augen Louisens
egelte, kaum aß und trank, wenig sprach und viel
ifzte. —

Ich denke jetzt daran, daß diese Tischgesellschaft
: den Präsidenten außerordentlich langweilig muß ge-
sen sein, denn auch Louise nahm nur an wenigen
achen Antheil: damals aber fiel mir dieser Gedanke
r nicht ein.

An einem Nachmittage, als ich mit Louisen ver-
glich lange gesprochen hatte, begegnete mir der Herr
n Bärenklau auf dem Saale, er schien mich dies-
al gesucht zu haben, da er mir sonst immer auswich,
d dies war auch wirklich der Fall.

So in Eile, Herr Lebrecht? fragte er mich.

Daß ich nicht sagen könnte, antwortete ich ihm
lb verlegen: denn seine Gesellschaft war mir vorzüg-
h jetzt sehr zuwider, da ich den Kopf ganz voll von
m hatte, was ich so eben mit Louisen gesprochen hatte.

Sie kommen von Louisen? fragte er in einem halb
öttischen Ton.

Ihnen aufzuwarten.

Bärenklau. Herr Lebrecht, ich kann es, und

mag es Ihnen auch nicht länger bergen, daß Sie mich durch Ihre Vertraulichkeit mit Louisen auf's äußerste beleidigen.

Ich stand ganz erschrocken vor ihm. — Durch welche Vertraulichkeit? wollte ich ihn fragen, aber in der Zerstreuung sagte ich: Wie so?

Bärenklau. Weil ich sie liebe, weil sie es weiß, daß ich sie liebe: weil ich ihr meine Hand anbieten will.

Ich war wie aus den Wolken gefallen.

Und Sie, fuhr mein Nebenbuhler hitziger fort, kommen hieher, um auf eine sehr alberne Art die Rechte ihres Liebhabers zu spielen, um zu seufzen und zu schmachten, mir ihre Zuneigung zu entziehn, und wer sind Sie? Was für ein Glück besitzen Sie, das Sie ihr anbieten könnten? — Sie sind Herr Leonrecht, und weiter nichts, und von Ihrer Liebe können Sie gar armselige Zinsen ziehn.

Itzt hob ich nach und nach den Kopf in die Höhe, denn mein Blut fing an warm zu werden.

Ich hoffe, fuhr Bärenklau fort, Sie werden unser Gespräch nicht vergessen, und dieser Herr Leonrecht wird mir nicht von neuem Ursach geben, mich über ihn zu beklagen.

Er wollte gehn, als ich mich erhitzt zu ihm wandte. Mein Herr, sagte ich sehr zornig, Sie haben kein Recht zu diesem Betragen, Sie nennen meinen Namen da mit einer Verachtung, die mich beleidigen soll; Sie wollen mich den großen Unterschied unsers Standes fühlen lassen, — aber wahrhaftig, ich habe ihn noch nie so wenig gefühlt, als gerade in diesem Augenblicke. Ich habe mich meines bürgerlichen Namens nicht zu schämen und ich danke Gott sogar für diesen Namen

er mir beständig eine Vorschrift meines Verhaltens
i kann. — Sind Sie denn wirklich auch auf Ihren
amen stolz? Bärenklau, Greifenhahn, und
manche adeliche Familiennamen sind nicht so unschul-
und löblich, als mein schlichter Name Peter Leb-
cht! Sie deuten nur auf Raub und Mord und
terdrückung. — Auf Ihre übrigen Aeußerungen
g ich ihnen gar nicht antworten, aber ich hoffe,
e werden unser Gespräch nicht vergessen, und dieser
rr von Bärenklau wird mir nicht wieder Ursach
en, mich über ihn zu beklagen.

Bärenklau sahe mich eine Weile an, dann lachte
laut auf und ging lachend fort. — Ich ging in
n Zimmer und kam mir vor wie der große Alexan-
; ich ging lange heftig auf und ab, und setzte mich
in einen Sessel zur Ruhe, als die Sonne der
nunft durch den Nebel der Leidenschaften brach, und
mir außerordentlich abgeschmackt vorkam. Ich nahm
hunderterlei Sachen vor, machte Plane und ver-
f sie wieder, und war den ganzen Tag, so wie
darauf folgenden, äußerst verdrüßlich. Doch hatte
alles den Erfolg, daß ich nun wenigstens mit mir
er über den Satz einig ward: ich sei wirklich
rliebt.

Siebentes Kapitel.

Liebesgeständnisse.

3 fing jetzt eine Periode meines Lebens an, in wel-
r ich einen Tag nach dem andern verträumte, ohne

die große Summe zusammen zu zählen, die aus dieß einzelnen Tagen endlich entstand. Das Geschäft meines Lebens schien mir nur darin zu bestehen, die schöne Louise Werthcim zu lieben: müßig kam ich mir nur dann vor, wenn ich sie nicht sahe. Man mochte mir ein Geschäft auftragen, welches man wollte, man mochte mit mir sprechen, was man wollte, es mochte vorfallen, was da wollte, so waren meine Gedanken doch stets und unaufhörlich nach ihr hingerichtet; wie die Nadel des Kompasses stets nach Norden zeigt, man mag ihn auch drehen und wenden, wie man will.

Ich war itzt schon seit einem Jahre im Hause des Präsidenten. Ich hielt täglich Lehrstunden mit meinen Zöglingen, die freilich mit jedem Tage etwas mehr lernten, aber nichts weniger als außerordentliche Talente zeigten; ich sah täglich den Präsidenten und seine Gemalin und was mir vorzüglich wichtig war, die kleine Louisen. Ich fing jetzt an zu bemerken, daß sie mich allen ihren übrigen Bekanntschaften vorzog, daß sich ihr Gesicht jedesmal erheiterte, wenn ich im Garten oder im Zimmer zu ihr trat. Ich überlegte, welche Zeit ich wohl im Stande seyn würde, ihr, der Gebieterin meines Herzens, ein Glück anzubieten, das nicht ganz unter dem Mittelmäßigen sei: es war das erstemal in meinem Leben, daß ich Plane machte und an die Zukunft dachte; aber die Liebe, die so blind ist, öffnet uns auch sehr oft die Augen über manche Gegenstände, bei denen wir sonst immer vorbeigegangen seyn würden, ohne sie zu bemerken.

Zuweilen kam sie mir so liebenswürdig vor, daß ich ihr in der größten Gesellschaft hätte um den Hals fallen mögen, mit ihr vor den Altar treten, und mich

und in die ihrige legen lassen. Aber mir fiel noch
ücklicherweise in meinem Enthusiasmus jedesmal ein,
ß man mich für einen ausgemachten Narren halten
rde. Fremde Augen sehn immer in unsre Liebe durch
schlecht geschliffenes Glas hinein, alle Gegenstände
cheinen ihnen dunkel, verkehrt und zerrissen.

Ich hatte seit einem Jahre Louisen geliebt, und
meichelte mir schon seit lange mit ihrer Gegenliebe.
er unerachtet unsrer täglichen Zusammenkünfte waren
noch gar nicht darauf gefallen, uns gegen einan-
zu erklären; ich nahm mir an einem schönen Tage
st fest vor, ganz gründlich von meiner Geliebten
ist zu erfahren, wie ich mit ihr stehe. Der Präsi-
nt war mit seiner Frau gerade ausgefahren, der
rr von Bärenklau war auf einige Tage verreist, um
en kranken Onkel zu besuchen, ich war mit Louisen
Hause allein und hatte so die beste Gelegenheit,
ch ungestört mit ihr über einen Punkt zu erklären,
mir so außerordentlich wichtig war.

Ich las ihr oft vor und wir hatten auch den heu-
en Nachmittag zu einer poetischen Geistesergötzung
limmt. Ich war in einem ungewöhnlichen Feuer
d meine Art zu deklamiren brachte es bald dahin,
s sich die schönen Augen Louisens mit Thränen füll-
, sie beweinte den unglücklichen erdichteten Helden
Geschichte so aufrichtig, wie nur selten ein wirklich
ender beweint wird. Ich ward durch ihre Rührung
rührt, unsre thränennassen Blicke begegneten sich, weit
g ward plötzlich das Buch mit allen seinen Unglücks-
len und Liebesseufzern geworfen, ich lag an ihrem
alse und gestand ihr meine Liebe, die Versicherung
rer Gegenliebe zitterte auf ihren schönen Lippen. Die

Poesie war nur ein Prolog unsrer Empfindungen gewesen, ein aufgegebenes Thema, das wir jetzt schöner und geistreicher aus dem Stegereife durchführten.

Was sagten und erzählten wir uns nicht einander! Keine Ausrufungen der Freude, keine Seufzer und zärtlichen Händedrücke wurden gespart, manche Sache, die sich von selbst verstanden, sagten wir uns tausendmal und wiederholten sie immer von neuem, ohne im Gegentheil nach der Erklärung einiger poetischen Phrasen zu fragen, die der offenbarste Unsinn waren. Das Gespräch zweier Liebenden ist wie die Melodie der Aeolusharfe, stets dieselben Töne ohne Rhytmus und Ordnung, die aber trotz ihrer Einförmigkeit dem Ohr in einer schönen Gegend wohl thun.

Den Beschluß unsrer Erklärungen machten zärtliche und wechselseitige Küsse. Der Kuß ist von jeher das Siegel aller verliebten Versprechungen gewesen, das sicherste Unterpfand der Zärtlichkeit. Der Kuß ist es, wonach der Liebhaber Jahre hindurch schmachtet, und während sich die Lippen noch berühren, schon nach einem neuen Kusse dürstet. Wenn man die Liebe mit einer Pflanze vergleichen will, so ist der Kuß die Blume der Liebe, schöner und reizender wie die Frucht, zu welcher sich endlich die Blüte entwickelt. — Ich habe oft darüber nachgedacht, worin das Entzückende, das Sonnenerhebende in der Berührung einer männlichen und weiblichen Lippe liegen könne, aber bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, dem bezaubernden Geheimnisse auf die Spur zu kommen: so wie die oberste Spitze unsrer geistigen Menschen offenbar im Kopfe zu suchen ist, so scheint sich die feinste Spitze unsrer Sinnlichkeit in den Lippen zu befinden. Es ist vielleicht unmöglich, sie

efer einzudringen, ich wenigstens gebe es völlig auf, rüber je eine gründliche und kritische Abhandlung zu reiben.

Unsre Seelen waren nun durch einen förmlichen Kon- akt einverstanden, meine eifrigsten Wünsche waren füllt, die ganze Zukunft meines Lebens lag wie ein hblühendes Rosenthal vor mir, wo eine aufbrechende ospe die andre drängt, und ein Abblühen der schö- n Gebüsche unmöglich macht.

Ich entwarf nun in der Einsamkeit paradiesische lane meiner zukünftigen Ehe, ein großes Gewebe eitete sich vor meiner Seele aus, ganz aus goldenen räumen gewirkt. — Wenn der Verliebte einmal in s Gebiet der Poesie hineingerathen ist, so ist es un- öglich, ihn in die Prosa des gewöhnlichen Lebens runterzuziehn. Er ist wie ein Luftball, der sich den sthaltenden Stricken entrissen hat; geduldig müssen die uschauer unten warten, bis die leichte Luft nach und ach aus ihm verflogen ist und er von selbst auf die rde zurückfällt.

Achtes Kapitel.

Andre Erklärungen. — Ich bin eifersüchtig.

Ich fing nun halb mit Vorbedacht an, meine Liebe ür Louisen öffentlicher zu zeigen, denn nach diesem Vor- all sah ich mich schon als ihren Mann an, als ihren Beschützer gegen jede Verführung. Ich kam mir um in großes wichtiger vor, denn ich fühlte in mir schon en künftigen Ehegatten und Hausvater: seit der em-

pfindsamen Scene mit meiner Geliebten war ich zu einem Helden herangewachsen, der dreister und mit festerm Selbstvertrauen in die Welt hineinschritt; sehr lebhaft fiel mir wieder ein, daß ich sonst auf der Universität Verse gemacht und bei allen feierlichen Gelegenheiten mich stets in poetischen Empfindungen im Namen der ganzen Stadt ergossen hatte; in jeder Stunde die mir nun übrig blieb, machte ich Verse, in denen meine Geliebte bald mit der Venus, bald mit den Grazien verglichen ward, oder ich ließ sie auch allein ohne alle Vergleichung einhertreten, und alle möglichen menschlichen Tugenden trugen ihr die Schleppe ihres Kleides nach. Wer verliebt ist, liegt freilich nur in einem süßen Traume, was er sieht und was ihn entzückt, ist nur seine eigene Phantasieen: aber wie oft wünscht man nicht beim Erwachen in einen schönen Traum zurück zu sinken?

Auf eine kurze Zeit ward ich auf eine sehr unangenehme Art geweckt. Die Frau Präsidentin ließ mich nämlich eines Morgens zu sich rufen, und hielt mir, nach den vorläufigen Wetter- und Neuigkeitsgesprächen, ungefähr folgende Rede:

Meine Wenigkeit habe, seit meinem ersten Eintritt in ihr Haus, sogleich ihren ganzen Beifall erhalten; ich sei nicht einer von jenen modischen Hofmeistern, die sich die Zeit nur auf den öffentlichen Promenaden zu vertreiben suchen und ihr Amt als ein Joch ansehen, an welchem sie nur von der höchsten Noth gezwungen ziehen: sondern ich habe mein Geschäft stets mit Eifer und großer Liebe zur Sache getrieben, und sie erkenne mit Dankbarkeit die Fortschritte, die ihre Söhne seit dem in den Wissenschaften gethan hätten, so daß man

on darauf gedacht habe, in zwei Jahren den älteſten
f die Univerſität zu ſchicken, den jüngern aber unge-
hr um dieſelbe Zeit beim Regimente anzuſtellen. Nur
be man ſeit mehrerer Zeit eine Schwachheit an mir
tdeckt, und dies ſei meine entſchiedene Neigung für
uiſen, die an ſich ſelbſt gar nicht zu tadeln wäre,
nur in ſo ferne, daß ich ſeit der Zeit meine Pflicht
was nachläſſiger gethan hätte und überhaupt in allen
einen Geſchäften ſaumſeliger geworden wäre. Dies
aber nicht der einzige und größte Schaden, ſondern
zerſtöre dadurch vielleicht noch Louiſens Glück, wel-
es doch gewiß nicht meine Abſicht ſei. Der Herr von
ärenklau ſei nämlich ſchon ſeit langer Zeit ihr
lärter Liebhaber, er ſei arm und ohne Eltern und
nge bloß von einem alten, ſehr reichen Onkel ab,
ſ deſſen Erbſchaft er nur hoffe, um ſich und Louiſen
äcklich zu machen. Ich möchte alſo wohl bedenken,
ob ich meiner Geliebten nicht vielleicht ein Glück raube,
s ich ihr nie geben könne.

Ich ſtand während dieſer Rede wie verſteinert. Bä-
nklau war ein Edelmann, ich hatte ihm folglich nie
e ernſthafte Abſicht zugetraut, Louiſen heirathen zu
ollen; dabei war ich mir nun wie ihr Ritter vorge-
mmen, der ihre Tugend gegen die Anfälle der Ver-
hrung vertheidige: jetzt kam ich mir plötzlich wie ein
lberner Menſch vor, der ſich mit ſeiner unzeitigen
iebe zwiſchen die Hoffnungen zweier Liebenden drängte.
– Ich ſtand im tiefen Nachſinnen.

Ich hoffe, fuhr die Präſidentin fort, daß ſie dar-
ber nachdenken werden, was ich Ihnen geſagt habe:
ein Rath iſt aus dem beſten Wohlwollen gegen Sie
ntſtanden, ſuchen Sie ihn zu benutzen.

Ich empfahl mich und ging verdrüßlich auf mein Zimmer. — Aber Louise liebt mich ja! rief ich aus; dies einzige hebt ja alles auf, was man mir da gesagt hat. — Oder sollte es nicht sein? — Ich ward argwöhnisch und beschloß, Louisen genauer als bisher zu beobachten.

Nach einigen Tagen hatte ich ein Gespräch mit dem Präsidenten, das meine Seele wieder etwas aufrichtete.

Er sagte mir, daß seine Frau die Vertraute des Herzens meines Nebenbuhlers sei, daß sie ihn schon von je beschützt habe; daß er selbst meine Neigung zu Louisen eben nicht mißbilligen könne, ich solle nur noch zwei Jahre fortfahren, meinem Amte mit Eifer vorzustehen, dann hoffe er mir eine ziemlich einträgliche Stelle zu verschaffen, und es komme dann nur auf Louisen und mich an, ob wir uns heirathen wollten. Er wünsche mein Glück, und es sei ihm daher alles zu wünschen, was ich selbst zu meinem Glücke für zuträglich halte.

Mein Herz war durch das Gespräch mit dem Präsidenten wieder etwas erleichtert, nur quälte mich noch der Zweifel, ob Louise mich auch wohl wirklich liebe. Ich beobachtete sie fast allenthalben, und zwar nicht mehr mit den Augen eines Verliebten, sondern mit den Blicken eines Eifersüchtigen. Wenn ich mit ihr sprach, lauerte ich auf jedes Wort, dem man eine doppelte Bedeutung geben könne. Wer durch die Schule der Liebe geht, macht nach den ersten Stunden sogleich mit der Eifersucht Bekanntschaft; denn und die Liebe sind zwei unzertrennliche Wesen, und je uneigennützig der Liebende ist, so sehr aller Anfang

ungen fähig, so eigennützig und selbstsüchtig macht ihn
ie Liebe auf der andern Seite wieder. Kein freund-
licher Blick seines Mädchens darf einen andern Gegen-
and streifen, er möchte jedes ihrer Worte auffangen,
nd beneidet die ganze Welt, daß er nicht allein seine
Geliebte sieht.

Gegen keine von allen Leidenschaften läßt sich so
ußerordentlich viel Vernünftiges sagen, als gegen die
iferſucht, und keine von allen ist für die Vernunft so
änzlich taub, als eben diese. Der Freund kann sich
ußer Athem demonstriren und der Eifersüchtige ihm in
dem Punkte recht geben, und doch läßt er sich nicht
ne Handbreit von dem Orte verdrängen, wo er ein-
al steht.

Hundertmal beschloß ich, auf Bärenklau nicht wie-
er böse zu seyn, und hundertmal ärgerte ich mich
hon, wenn ich ihn nur durch die Thür eintreten sah.

Durch tausend Proben glaubte ich endlich hinläng-
ch von Louisens Liebe für mich überzeugt zu sein; ich
hlte nun ängstlich jeden Tag, der verfloß, und meine
iebe stand ungeduldig auf den Zähen, um über die
ußerordentlich langen zwei Jahre hinwegzusehn.

Auch dem ungeduldigen Liebhaber entläuft unter den
änden eine Stunde nach der andern. Die zwei Jahre
aren nun fast verlaufen, meine Zöglinge waren an
örper und Geist sehr gewachsen, Louisens Schönheit
atte zugenommen, so wie meine Liebe, und jetzt starb
u meiner großen Freude ein Bürgermeister in einer
nsehnlichen Provinzialstadt und machte mir einen sehr
inträglichen Posten offen, den mir der Präsident so-
leich versprach und auch durch sein Ansehn leicht ver-
haffen konnte. Bärenklau war um diese Zeit zu seinem

Onkel gereist, der in einer Krankheit nach ihm verlangt hatte. Ich ward mit Louisen verlobt, und mir blieb nichts zu wünschen übrig. — Auch die Prinzessin deuten schien jetzt mit meiner Verbindung mit Louisen zufrieden und wir alle waren froh und glücklich.

Neuntes Kapitel.

Ich bekomme ein Amt und eine Frau.

Ich hatte indeß das juristische Studium nicht ganz verabsäumt und vorzüglich jetzt suchte ich meine juristischen Bücher von neuem hervor. Ich war besorgt, daß ich zu dem versprochenen Amte nicht die nöthigen Kenntnisse hinzubringen möchte, repetirte daher fleißig alles, was ich schon einmal gewußt hatte, und suchte noch manches Neue hinzu zu lernen; ich ließ daher Louisen öfter allein, als bisher geschehen war. Der Präsident lobte meinen Eifer, behauptet aber, daß meine Besorgniß ganz ungegründet sei. Gelehrsamkeit, sagt er, ist es warlich nicht, was Sie in einem bürgerlichen Amte brauchen, sondern Kopf genug, um sich in die Geschäfte hinein zu finden, und Geduld, um nicht zu ermüden. Alles, was Sie auf der Universität gelernt haben, müssen Sie größtentheils wieder vergessen: durch die Routine und Erfahrung lernen Sie im Gegentheil alles, was Sie in Ihrem Amte brauchen. Ein Gelehrter, der in das bürgerliche Leben eintritt, kommt mir oft vor, wie ein guter Reiter, der, um eine Reise zu machen, in ein Schiff hineintritt. Seine Reitkunst

ihm hier ganz überflüßig, er muß sich vom Winde
egführen lassen, er muß sich allen Gesetzen unterwer-
n, denen alle Reisende dort unterworfen sind, er muß
ich, wie alle, die zum erstenmale reisen, eine See-
ankheit aushalten. Diese Seekrankheit, Herr Lebrecht,
nn bei Ihnen etwa das erste Vierteljahr hindurch
uern, in welchem Sie mit den Geschäften bekannt
rden, dann aber lassen Sie sich unbefangen von den
wellenden Segeln wegführen. Alles geht dann seinen
dentlichen Gang, den einen Tag so wie den andern,
ie werden von Ihren Geschäften gelenkt, statt daß
ie Ihre Arbeiten regieren sollten. — Darum lassen
ie nur alle Furcht und unnütze Bescheidenheit fahren;
nn Sie Ihr Amt angetreten haben, werden Sie
n, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Durch diese Rede ward ich zuversichtlicher, denn ich
nnte ja überzeugt sein, daß der Präsident aus Er-
hrung spreche, ich überließ mich also ungestört der
offnung, die mir eine schöne Zukunft versprach.

Die Perioden im menschlichen Leben sind sehr ängst-
), in welchen man mit Furcht oder Sehnsucht ein
glück oder Glück erwartet, und jeden Tag und jede
tunde sorgsam zur Summe der verflossenen zählt,
d mit bangem, ahndungsvollem Herzen auf die Zeit
blickt, die noch verfließen soll. Meine Hochzeit mit
uisen war jetzt festgesetzt, und ich strich mit zitternder
nd jeden Tag im Kalender aus, und zählte und
erzählte jedesmal, wie viele Tage noch übrig wären.

Es war beschlossen worden, daß diese Hochzeit auf
iem Gute des Präsidenten gefeiert werden sollte, das
einer ziemlichen Entfernung von der Stadt lag. Er
llte dorthin reisen, um so den Anfang zu einer Reise

in das Reich des benachbarten Fürsten zu machen, die er in Amtsgeschäften thun mußte.

Auf dem Landhause ward alles unterdeß zur Feier des Hochzeitfestes eingerichtet, die Familie fuhr endlich in mehrern Wägen ab, weil alle eine oder ein paar Wochen auf dem Lande zubringen wollten.

Der Herr von Bärenklau begegnete uns unterwegs in tiefer Trauer, sein Onkel war gestorben und er fuhr nach W.. zurück. Ich sah Louisen mit einem bedeutenden Blicke an, sie schien ihn aber nicht zu verstehen, vielleicht wollte sie ihn auch nicht verstehn.

Wir kamen an einem schönen Sommertage an. Das niedliche Haus und die schöne helle Landschaft schienen uns freundlich zu begrüßen; alle Einwohner des Dorfes waren in einem frohen Aufruhr, daß sie ihren Herrn einmal wiedersahen. Der dunkeln, geräuschvollen Stadt auf einige Tage entronnen, wachten alle frohen Bilder meiner Jugend wieder in meiner Seele auf, eine Heiterkeit goß sich durch alle meine Nerven, wie ich sie lange nicht empfunden hatte.

Die geladenen Gäste fanden sich auch nach einigen Tagen ein, im Hause und im Dorfe war ein bedeutendes frohes Getümmel, jeder Neuankommende ward mit einer jauchzenden Musik empfangen. Man gratulirte, man freute sich, mich und meine Braut kennen zu lernen, man schwatzte hundert Sachen durcheinander, und nicht selten schlich ich mich betäubt in die freie Luft, um mich von dem Schwindel zu erholen, in welchen mich das unaufhörliche Gewirre versetzte. Diese Feiertage des Lebens, wo alle Geschäfte still stehen, der Gang der gewöhnlichen Lebensweise unterbrochen wird, und es nur unser Amt und unsre Pflicht ist

ändig ein recht freundliches Gesicht zu machen und
s vollem Halse zu lachen, sind oft neben ihren An-
hmlichkeiten sehr drückend und beschwerlich. Man
wimmt betäubt die geräuschvolle Fluth mit hinunter,
d die Zeit, die wir zur Fröhlichkeit bestimmten, ist
s am Ende, wie in einem tiefen langweiligen Schlaf
flossen. — Doch das war nicht bei mir der Fall,
nn ich stärkte meinen Geist wieder durch die Erinne-
ng an Louisen, durch ihre Gegenwart, durch die Hoff-
ng einer freudenreichen Zukunft.

Nun erschien der Hochzeitstag selbst. — Ich und
uise wurden getraut, meine Freude hatte ihren höch-
n Gipfel erstiegen, worauf ich seit Jahren gehofft
tte, war nun erfüllt.

Man aß und trank und war guter Dinge. Bei
ch erzählten sich die alten Herren ihre Jugendge-
chten, und die jungen sagten den Damen Kompli-
nte oder Abgeschmacktheiten, wie es das Glück gerade
te; viele sahen sich für Helden an, wenn sie meine
uise durch eine unanständige Zweideutigkeit roth ge-
cht hatten; andre fanden sich glücklich darin, wenn
n sie ihren Erzählungen nach für recht ausschweifend
lt, und kämpften beständig gegen ihre bessere Natur,
an sie wurden selbst bei ihren erdichteten Abentheuern
chämt, und gaben sich alle Mühe, dies Rothwerden
verbergen; noch andre machten sich über den Tisch
über Confidenzen und nannten dabei Namen, Haus
d Tag; oder liebäugelten mit den Damen, — kurz,
Gesellschaft war so beschaffen, wie man sehr oft
e große Gesellschaft trifft. —

Nachher tanzte man, und Tanz und Wein machte
ermann froh und munter. Ich tanzte bis spät in

die Nacht fast mit allen anwesenden Damen und ging dann, um Louisen aufzusuchen. — Sie war in keinem Zimmer zu finden: ich durchstreifte den Garten, ebenso wenig; das ganze Dorf, — man hatte sie nirgends gesehn. — Die Gesellschaft ward unruhig, man suchte allenthalben und allenthalben vergebens; die Nacht verstrich und Louise kam nicht zurück.

O unglückselige Hochzeit! — O unglücklicher Bräutigam Peter Lebrecht, da stehst du nun im Schlafzimmer ohne Braut!

Zehntes Kapitel.

Unvermuthete Gesellschaft.

Welcher Schmerz war dem meinen zu vergleichen? Nur der kann ihn nachempfinden, der einen ähnlichen Verlust in einem ähnlichen Augenblicke erlitten hat. Tausend Vorstellungen gingen durch meinen Kopf, eine immer trübsinniger als die andere; ich stand plötzlich verlassen und einsam da, wie in einer dicken Finsterniß von allen meinen Hoffnungen und Wünschen auf immer abgerissen. —

Aber, wo war Louise so plötzlich hingekommen? Ich ahndete gar keine Möglichkeit, mir dieses Räthsel aufzulösen. — Man durchstrich in den folgenden Tagen zu Fuße und zu Pferde die ganze Gegend, bei allen Nachbarn wurden Erkundigungen eingezogen, aber kein Mensch wußte uns Nachrichten von ihr zu geben; ich selber durchstrich jeden Wald und jedes Feld in der Nachbarschaft; und da alle meine Nachforschungen um

bens waren, überließ ich mich endlich einer dumpfen, iben Gleichgültigkeit, in welcher unser Körper oft ie Tage verlebt, ohne daß es die Seele bemerkt.

Die Gäste nahmen traurig nach und nach Abschied, ward immer einsamer um uns her, jedermann, dem begegnete, hielt es für seine Schuldigkeit, mir ein uriges Gesicht entgegenzuhalten und so ward ich mit er Stunde verdrüßlicher. — Mir war in meinem benslaufe noch wenig Unannehmlichkeit aufgestoßen, d noch kein einziges ähnliches Unglück, ich wußte mich her gar nicht zu benehmen: wenn man nur erst mit r Art bekannt ist, wie man auf eine schickliche Weise wisse Vorfälle im menschlichen Lebenanfassen muß, so ist m auch schon halb getröstet. Für viele Menschen gt in den Ceremonien des Betrübtseins eben so viel ruhigung, wie für andere im berauschenden Wein.

Mit tiefgesenktem Kopfe, schweren Seufzern und imlichen Verwünschungen gegen das Menschengeschlecht, is sich freilich in nichts anderm gegen mich vergan- n hatte, als daß es mir keine Nachrichten von Loui-) geben konnte,) schlich ich eines Tages durch die nachbarten Fluren. Ich hatte eine Flinte auf mei- n Rücken gehängt, um wenigstens unterwegs gegen ien Hasen meinen Unwillen auszulassen, der es wagen irde, mir in den Weg zu kommen. Mein Spazier- ng dauerte länger, als ich mir vorgenommen hatte, verirrte mich in einen Wald hinein und verließ bald der Zerstreuung den gebahnten Weg: ich lustwan- lte auf kleinen Fußsteigen bald hichin bald dorthin, d durchtrabte in allen möglichen Richtungen den Wald. n dem Stande der Sonne bemerkte ich endlich, daß anfangen wolle, Abend zu werden, ich fing daher

an, den Rückweg zu suchen; aber allenthalben, wohin ich mich auch wandte, schien der Wald dichter zu werden, ich sahe und hörte keinen Menschen; ich rief, aber Niemand antwortete mir, meine Stimme schallte weit den Forst hinunter, aber kein Ton kam wieder zu mir zurück. Ein Hase lief mir quer über den Weg — Auch du willst mich noch verwirrt machen! rief ich aus, legte das Gewehr an, verfehlte aber. — Ich achtete auf die böse Vorbedeutung nicht, wie es denn bei einem Menschen sehr natürlich ist, der schon den bittersten Becher des Unglücks gekostet zu haben glaubt; ich hatte aber Unrecht, denn wenn wir auch schon alle sind, so hat doch immer noch eine Verdrüßlichkeit neben uns Platz, die unsern Unwillen erhöht, wenn sie auch noch so klein ist; der Verfolg dieses Kapitels wird einen deutlichen Beweis davon liefern. — Ich gab mir immer noch Mühe, mich aus dem Walde herauszufinden; ich kannte damals die Kunstgriffe der Jäger noch nicht, nach welchen sie die Weltgegenden bestimmen können, oder, wenn ich sie auch gekannt hätte, wären sie mir doch unnütz gewesen, denn ich wußte unglücklicherweise nicht, ob das Landhaus vom Walde südlich oder nördlich läge.

Meine Phantasie war gespannt, und mir fielen aus Romanen und Erzählungen hundert abentheuerliche Scenen ein, die in einem solchen dichten Walde vorgehn: bald sahe ich Spitzbuben und Mörder mit ihren verborgenen Höhlen und Schlupfwinkeln, bald eine verfolgte Unschuld, endlich fielen mir gar einige Gespenstergeschichten ein, die mir den Anblick des freien Feldes noch wünschenswürdiger machten: so sehr ich mich gewünscht hatte, jemanden zu begegnen, so schüchtern

e ich mich jetzt zuweilen um, ob auch nicht jemand
ter mir gehe. Als ich noch immer nicht den Aus-
g finden konnte, war ich endlich fest überzeugt, daß
r irgend ein merkwürdiges Abentheuer bevorstehe.
d warlich, ein Mensch, der sich in einem dichten
alde verirrt, und den jetzt die Nacht wahrscheinlich
reilt, — wenn dieser unter solchen Umständen kein
entheuer findet, so ist er wirklich nicht dazu geboren,
end etwas Wunderbares zu erleben, und ein solcher
e es ja bleiben, seine Geschichte der Welt mitzu-
llen.

Ich mochte nach diesen Betrachtungen noch kaum
e Viertelstunde weiter gegangen sein, — als die Erde
zlich unter mir einsank — und ich in eine tiefe
ube stürzte. —

Als ich mich von meinem Schreck erholt hatte, fing
an, meinen neuen Aufenthalt genauer in Augenschein
nehmen. Es war eine ziemlich tiefe, steile und ge-
mige Grube, die ich beim Hinunterfallen für eine
örderhöhle, oder die Wohnung irgend eines Erdgeistes
r Rübezahl hielt, von der ich aber nun wohl sahe, daß
den Bauern nur dazu diene, um Füchse oder andres
erlästiges Wildpret auf eine geschickte und leichte Art
gzufangen. Ich versuchte es in die Höhe zu klettern,
r die Wände waren zu steil und zu hoch; mein Rufen
r ebenfalls umsonst, und ich sah mich nun genöthigt,
Geduld den ersten Bauer zu erwarten, der mich aus
inem Gefängniß erlösen würde.

Ich sah mich in meiner Wohnung etwas genauer um,
d mußte lachen, als ich einen Fuchs und einen Hasen
einem Winkel der Höhle sitzen sah. Meine erste Be-

wegung war, nach der Büchse zu greifen und recht bequem zu einiger Zerstreuung die beiden Fremdlinge wegzuschießen: aber ein Anfall von Gutmüthigkeit hielt mich zurück, ich wollte mit ihnen zugleich die Auflösung meines Schicksals erwarten.

Warlich! ein feines Abentheuer! rief ich aus. Kann man etwas Platteres erdenken? Statt einen Geist zu erblicken, oder eine Mörderhöhle zu finden, falle ich in eine Fuchsgrube: statt eine bedrängte Unschuld aus den Klauen ihres Verfolgers zu retten, finde ich hier einen Hasen und einen Fuchs, um mir mit ihnen die Zeit zu vertreiben.

Ich überlegte ernsthafter mein sonderbares Schicksal. Der Mensch ist einmal so stolz, daß er durchaus will, die Vorsehung lenke jeden seiner Schritte. — Ich habe mich verliebt, dachte ich bei mir selber, um mich zu verheirathen; mich verheirathet, um meine Frau zu verlieren; meine Frau verloren, um in eine Fuchsgrube zu fallen: was wird das Resultat dieser sonderbaren Begebenheit sein? Was in aller Welt kann die Vorsehung für einen Plan dabei haben, daß sie mich in dieses Loch hat fallen lassen? Alle Begebenheiten meines Lebens scheinen sich nur darum aneinander gereiht zu haben, um mich endlich hieher zu führen. — Wahrhaftig, wenn ich nicht hier den Stein der Weisen entdecken sollte, so würde ich das ziemlich unnütz finden!

Als ich mich wieder umsah, hatte sich der Hase, vermuthlich aus Furcht vor mir, ganz nahe an den Fuchs gedrängt: ihre feindselige Natur schien sich hier verloren zu haben, das gemeinschaftliche Unglück hatte sie zu Freunden gemacht, denn der Fuchs saß ganz still und

utselig auf seinem Hintern, bewachte meine Bewe-
ngen mit seiner spitzen Schnautze und seinen glänzen-
n Augen, und schien gegen seinen furchtsamen Nachbar
cht das mindeste Böse im Schilde zu führen. Das
utrauliche der beiden Thiere rührte mich, ich beobachtete
re Stellungen, und freute mich jetzt über mich selber,
ß ich meiner Mordgier nicht nachgegeben hatte.

Der Fuchs sah unverwandt nach der Jagdtasche und
theilte meinen beiden Freunden den Vorrath von
rot und anderm Eßbaren aus, den ich bei mir hatte;
erkannten meine Güte und entzweiten sich über kei-
n Bissen.

Wie beschämt ihre Eintracht, dachte ich, die Menschen,
sich unaufhörlich verfolgen, und auf das Unglück
es Nachbars ewig ihr Glück aufzubauen suchen! —
e, die ihr der Habsucht, dem Geize, Stolze oder
ide fröhnt, die ihr eure Brüder niederdrückt, um eure
telkeit zu befriedigen, o könnt ich euch doch vor einen
piegel führen, in welchem ihr euch und eure Leiden-
aften so erblicktet, wie ich euch sehe!

Der Hase sahe mich hier mit einem so freundlichen
licke an, als wenn er in meine Seele gelesen hätte, er
n zutraulich näher, vermuthlich, um anzufragen, ob
nicht noch mehr genießbare Sachen bei mir hätte.
eschämt sah ich nach meinem Gewehr, und streichelte
s kleine Thier, das zitternd unter meiner Hand stehn
eb und furchtsam lauschend seine langen Ohren rück-
irts legte.

Dir soll nichts geschehen, sagte ich mit so milder
timme, als mir nur möglich war; seid unbesorgt, ihr
ben Gefährten meines Unglücks. — Ich erwartete ein

Abentheuer hier, denen ähnlich, die die müßige Phantasie der Dichter erschafft, und war unzufrieden, nur euch arme Nothleidende hier anzutreffen; aber ich war ein Thor. — Ist diese Höhle nicht eine Mördergrube, in welcher ihr als schuldlose Opfer der Mordsucht aufgespart sitzt? Wäre ich selbst nicht beinahe ein Mörder geworden? — Ich dachte, vielleicht eine angefallene Unschuld von ihrem Unterdrücker zu befreien, und warlich, auch bei euch kann ich diesen Hang nach einer edeln That befriedigen. — Du armer unschuldiger Fuchs sollst wahrscheinlich zu Tode geprellt, oder zeitlebens, wie Bajazet als ein Schauspiel von den Kindern verhöhnt werden, weil du vielleicht einem Bauer einmal ein paar Eier ausgetrunken hast. Was müßte mir geschehn, was den Menschen, wenn jeder Durst so hart bestraft werden sollte? — Du, (ich wandte mich hier zum Hasen) sollst geschlachtet und gebraten werden, weil du einen Kohlkopf angefressen hast. — O heiliger Laurentius, was müßte den Leuten geschehn, die muthwillig mit ihrem Jagdgefolge ganze Saatfelder zerstampfen, und um einen Hirsch zu erlegen, sechs Aecker, die Hoffnung von sechs Familien, verderben? — Es herrscht ein ewiger stiller Krieg im Menschengeschlecht, und einer entgeht nur der Peitsche, oder dem Messer des andern, weil er sich hinter das furchtbare Ansehn eines andern verkriechen kann, der selbst wieder einen Rückenhalter braucht und hat. Der Arme aber, der ohne Schutz, ohne Ansehn unter der gefräßigen Menge steht, ist allen Pfeilen der Verfolgung und der Niederträchtigkeit preis gegeben: läßt er sich, von Gram und von Armuth zu Boden gedrückt, zu einer That verleiten, die er tausendmal um sich her, unter öffentlichen Privilegien begehen sieht, —

wird er von der jauchzenden Rotte dem ehernen, un-
ırmherzigen Gesetz entgegengeschleudert, um dort zu
rbluten. Ich will euer Beschützer werden, ihr beiden
nglücklichen, ich will euch euren Verfolgern entreißen,
ı ihr sonst auf der großen, weiten Erde keinen andern
reund habt. Jedermann, der euch erblickt, setzt euch
indlich nach, wohin ihr tretet, ist euch eine Falle gelegt
nd nur wenigen von euch ist es gegönnt, eines ruhigen
odes in eurer Heimath zu sterben. —

Ich war einmal gerührt, und fuhr daher ungestört
ı deklamiren fort:

Wenn doch so manche, die sich verfolgen und anfein-
:n, einst eben so unvermuthet in eine enge Höhle zusam-
ıengeführt würden, um so zu empfinden, wie göttlich
as Gefühl der Freundschaft und des Wohlwollens sei:
m zu fühlen, wie nöthig die Liebe den Menschen sei,
nd die gegenseitige Unterstützung und Ertragung der
ehler und Schwachheiten. Wie schnell würden sich
einde aussöhnen und einer in den Arm des andern flie-
en, wenn sie einst plötzlich von ihren Geschäften losge-
issen würden, und in einer dunkeln Einsamkeit, ohne
ülfe und Trost da säßen, nur den Bruder gegen über
hen, den sie hassen. Aber die Menschen laufen ihre ge-
ohnte Bahn in dem Getümmel fort, das sie betäubt:
einer reicht dem andern die Hand, kein Auge forscht nach
em höchsten Schatz des Lebens, nach der Liebe, die
ins aus dem Blicke des Freundes begrüßt; in jedem, der
ins entgegen kommt, sehn wir nur einen Menschen, der
nsern Weg enger macht, und so verschmachten wir in
inem seelenlosen Geräusch.

Durch mein ganzes Leben habe ich den vortheilhaften
Einfluß dieses unbedeutenden Abentheuers gespürt, darum

mag mir der Leser meine Weitschweifigkeit verzeihen. Oft, wenn ich gleichgültig bei dem Elende meiner Brüder vorübergehen wollte, dachte ich von ungefähr an die Grube, und eine frische, erwärmende Menschenfreundlichkeit strömte zu meinem Herzen: oft reichte ich die Hand zur Versöhnung, wenn ich mich sonst vielleicht in einem kalten Haß verschlossen hätte. — Ich konnte nachher nie einen Muff von Fuchsfell sehn, ohne ein unwillkührliches Wohlwollen zu empfinden: er erregte bei mir ungefähr die Empfindung, die der gute ehrliche Yorik hatte, wenn er seine hörnerne Lorenzodose betrachtete. — Viele seiner Leser haben nachher aus empfindsamer Spaßhaftigkeit eine Lorenzodose geführt, ohne irgend etwas dabei zu empfinden, ja man hat sogar sagen wollen, daß ein Lorenzoorden existirt habe. Ich habe mich nie mit diesen Spielereien der Empfindsamkeit vertragen können, sie setzen gewöhnlich Mangel an wahrer Empfindung voraus; ich wünsche nicht, daß jemand mir zu Ehren einen Orden errichte, dessen Kennzeichen ein Fuchsmuff, oder ein Hasenfell ist.

Aber Niemand wird läugnen, daß oft ein unbedeutender Vorfall einen großen Einfluß auf die Wendung hat, die unser Charakter nimmt. — Auf einer meiner Reisen fiel in der Nacht der Wagen um, und es zerbrach etwas, das mich am Fortkommen hinderte. Es war im November und ein pfeifender Wind trieb einen schneidenden Regen durch die Luft; kein Haus, kein Dorf war in der Nähe, der Postillion ritt nach dem nächsten Flecken, um Leute zu holen, die den Wagen wieder herstellen könnten: ich wickelte mich in meinen Mantel ein, so gut es mir möglich war, aber ein empfindlicher Frost bemächtigte sich bald aller meiner Glieder.

it ungeduldiger Sehnsucht sah ich dem Postillion ent-
gen, der immer noch nicht zurückkam. Ich ward
willig, aber ich sah auch bald ein, wie sehr ich
recht hatte, ich ging auf und ab, um mich etwas
erwärmen und die Zeit zu verkürzen. Da dachte ich
m erstenmale recht lebhaft an euch, Elenden, die ihr
einer armseligen Hütte dem Mangel und dem Froste
eis gegeben seid, die ihr in der kalten Novembernacht
igeduldig den Aufgang der Sonne erwartet, und
ngstlich die Tage abzählt, in welchen ihr die strengere
älte fürchtet; die ihr mit einem Schrei des Erschrek-
ns den ersten Schnee wahrnehmt, indeß der Reiche
on in Gedanken die bunten Schlitten sieht und das
eklingle der muntern Pferde hört. — Seit jener
acht fuhr meine Hand jedesmal in die Tasche, ohne
ß ich es wußte, wenn ich im Winter einen Armen
n Wege sitzen sahe, oder eine Mutter mir begegnete,
e an ihrer Brust ihr Kind mit ihren Seufzern und
hränen zu erwärmen schien. — Der Unglückliche ver-
ht den Unglücklichen am besten, und wenn uns Trüb-
le auch oft nur im Vorbeigehn *gestreift* haben, so
uns schon dadurch das Geschlecht der Elenden näher
rückt.

Ich bin schon so tief in der Schuld meiner Leser,
ß ich dieser Abschweifung wegen gar nicht einmal um
erzeihung bitten mag.

Ich hatte indeß gar nicht bemerkt, daß es wirklich
acht geworden war. Ich spürte große Müdigkeit,
nd legte mich bequemer, war aber sehr besorgt, daß
ch irgend ein zahmes oder wildes Thier mir von oben
uf den Kopf fallen möchte; ich überließ mich dem

gütigen Zufall, lehnte mich an die feuchten Wände meiner engen Wohnung und schlief endlich wirklich ein.

In der Nacht wachte ich oft auf, und hörte dumpf zu mir hinunter das Rauschen des Waldes, ich bog mich in mich selbst zusammen, so viel ich konnte, um nicht zu frieren und schlief weiter.

Ich erwachte, als einzelne Sonnenstrahlen an den Mauern meines Gefängnisses auf und nieder flimmerten, etwas erstarrt stand ich auf und glaubte in einiger Entfernung Menschenstimmen zu hören. Ich rief laut und schoß aus der Oeffnung meine Büchse ab, aber ohne allen Erfolg. Meine beiden Freunde erschraken außerordentlich und der furchtsame Hase verkroch sich unter den Bauch des Fuchses.

Bis gegen Mittag wartete ich noch geduldig, als ich wirklich hörte, wie sich Leute der Grube näherten. Es waren Bauern, die nachsehn wollten, was sie gefangen hatten, und nicht wenig erstaunten, neben ihrem Fange auch einen Jäger zu erblicken. Sie schafften mich sogleich mit Stricken aus der Höhle, und nach mir wurden auch meine beiden Gefährten, jeder einzeln, herausgeholt. — Ich belohnte die Landleute reichlich für den Dienst, den sie mir geleistet hatten, doch unter der Bedingung, daß sie mir die beiden Thiere überlassen möchten. Mit dem herzlichsten Wohlwollen ließ ich nun den Hasen davon springen, und als dieser eine ziemliche Strecke gelaufen war, eben so den Fuchs, der sich in der Ferne noch ein paarmal sehr verständig nach mir umsahe, als wenn er mir für seine Freiheit danken wollte. — Die Bauern lachten über meine Narrheit, und brachten mich auf einen Weg, der mich

s dem Walde in ein benachbartes Dorf führen sollte; r nahmen Abschied und jedermann von uns ging gnügt seine Straße.

Eilftes Kapitel.

Rückerinnerungen.

ls ich kaum eine halbe Stunde durch den Wald ge- ngen war, trat ich in's freie Feld und erwachte wie s einen Traum. Es war dieselbe Flur, in der ich eine Kindheit zugebracht hatte, ich sah schon das Dörf- en in der Ferne vor mir liegen. — Alle vorhergehen- n Begebenheiten hatten mich zu einer Art von Schwär- erei gestimmt, und mit einem freudenvollen Schrei nd ich nun mit untergeschlagenen Armen still, und f alle Erinnerungen aus meiner Kindheit in meine eele zurück. Jeder Baum war mir fast noch bekannt,) wußte jetzt recht gut, daß ich selbst diesen Theil des aldes oft durchstrichen hatte; ich sah in der Ferne die auen Berge liegen, hinter denen in der Kindheit alle eine Wünsche und Hoffnungen gewohnt hatten. Ueberall, ohin mein Auge sich nur wendete, begegnete mir eine genehme Erinnerung und grüßte mich so zutraulich, ie ein Freund, der uns lange nicht gesehen hat. Dort stand die Windmühle vor mir, auf der ich so oft it den Kindern des Müllers gespielt hatte, ich sahe urch die dichten Gebüsche den Fluß im Schein der Sonne flimmern, der mir tausendmal zum Baden ge- ient. — Ich stand lange und sann in dieser Heimath

meiner Jugend, meinem bisherigen Leben nach: so wenige Jahre auch verflossen waren, so wenig Abentheuer ich auch erfahren hatte, so war mein Sinn doch durch ein Leiden geprüft, das mein Herz zerrissen hatte; ich hatte doch unterdeß viele Resultate über mein Herz gesammelt, und den Schlüssel zu meinem innersten Selbst gefunden: manches, was mir sonst an mir groß und ehrwürdig erschienen war, kam mir nun wie Dunst und nichtiger Nebeldampf vor: ich war mit mir selbst über hundert Erscheinungen in meinem Herzen einig, die ich sonst als fremde Wesen in einer ehrfurchtsvollen Entfernung betrachtet hatte. Von diesem Felde war ich ausgegangen, in die Welt hinein, und ich kam wieder zurück in meine Heimath, klüger, aber bei weitem nicht glücklicher.

Wie mit dem ehemaligen Kindersinn schritt ich zwischen die wohlbekannten Aecker hindurch: jede Blume im Grase schien mir noch dieselbe, die mich damals so freundlich angeblickt hatte; ich verlor mich in einem süßen wonnevollen Rausch.

O, seid mir gegrüßt, ihr holden Erinnerungen der frohen Kinderzeit, wenn ihr aus den grünen Wipfeln der Bäume herabsteigt und mir jenen paradiesischen Traum wieder aufschließt, aus dem man als Knabe so ungern erwacht. Wie holdselig winkt uns durch einen rosenrothen Schleier die Welt und die Zukunft an! Mit schuldlosem Herzen, ohne Harm und Neid, ohne Haß und Groll, wandeln wir dahin, mit zartem Wehmuthen den Busen ganz ausgefüllt: wir taumeln durch den goldnen Schein des Morgens fort, geben jedermann der uns begegnet, einen frohen Händedruck, und ahnden nirgend Tücke und Bosheit, weil wir mit unserm

jnen Sinn vertraut zu sein glauben. — Glückseliges
ter, in welchem der Mensch keine andern Wünsche und
offnungen kennt, als die dicht vor seinen Füßen blühen
id die er mit seinen kleinen Armen abreichen kann: in
ien Jahren ist der Mensch glücklich und gut, sein spä-
res Leben ist ein unaufhörlicher, ohnmächtiger Kampf
gen Fehler und Schwachheiten, ein Rennen nach
Sünschen und Hoffnungen, das ihm den Athem raubt
id ihn die Freuden nicht bemerken läßt, denen er vor-
ergeflohen ist. — Sei mir gegrüßt, du holde Zeit!
ichon die Erinnerung jener goldnen Frühlingstage,
enn sie durch unsre Seele zieht, macht uns froher und
ffer.

Ich kam nun dicht vor das Dorf. Fast alles war
ch so, wie damals, als ich es verlassen hatte: nur we-
ge neue Hütten waren angebaut, eine ganz zerfallen.
etzt sahe ich das Dach unsers Hauses hervorragen;
) lenkte um die Ecke, und stand nun vor der Wohnung,
o ich erzogen war. Die große Linde vor der Thüre
innerte mich alle an die schauerlichen Gespenstergeschichten,
e man mir hier am Abend erzählet hatte, und an den
)ater Bonifaz, der mich so oft an dieser Stelle zur
Säule des sinkenden Christenthums hatte einweihen wollen.
ich kam in den Hof, alles stand und lag umher, wie
ewöhnlich, in der Scheune hört' ich dreschen, nur ein
nbekannter Spitz bellte mir unhöflich entgegen, und
rebte, sich von der Kette loszureißen. Ich bedauerte
n Stillen den alten getreuen Phylax, öffnete die kleine
hüre, und trat in die niedrige Wohnstube. Ich hatte
e ganz anders, und besonders viel geräumiger erwartet:
)ie im Traum ging ich auf die Mutter Marthe zu
nd schloß sie in meine Arme. Sie war erstaunt,

kannte mich nicht und wußte gar nicht, was sie sagen sollte. Ich gab mich zu erkennen und bat sie um Verzeihung, daß ich mich nicht schon früher um sie und ihre Kinder bekümmert hätte. Ihre Tochter kam nach Hause und erstaunte nicht wenig, den kleinen Peter als einen großen Jäger wieder zu finden. Auch der Vater kam mit seinem Sohn von der Feldarbeit zurück und die Freude war nun allgemein. Ich mußte ihnen meine bisherige Lebensgeschichte erzählen, man konnte mich nicht genug von allen Seiten betrachten, man bewunderte meine Größe und noch mehr, daß ich dein nirter Bürgermeister sei, man freute sich über mein gesundes Aussehn und noch mehr darüber, daß ich sie nicht vergessen hätte, da sie mich von Jugend auf so vorzüglich geliebt hatten. Man erzählte mir unordentlich durcheinander, daß Pater Bonifaz und Phylax gestorben wären, und daß man alle Tage fürchte, der Thurm ihrer Kirche würde einfallen. Die guten Leute schienen durch meine Anwesenheit eben so berauscht, als ich es war.

Wir setzten uns zu Tische: ein kleines ländliches Mahl ward aufgetragen und zwar noch in demselben Geschirre, aus welchem man mich groß gefüttert hatte; ein einziger Teller war zerbrochen, und statt seiner ein neuer angeschafft; man wollte mir diesen zu meiner Ehre vorsetzen, ich griff aber nach einem alten, dessen recht geschriebenen Spruch ich noch auswendig wußte. – Noch nie hatte mir ein Mittagsmahl so gut geschmeckt; eine allgemeine Heiterkeit machte, daß uns die Stunden wie Minuten verschwanden.

Der Vater blieb mir zu Ehren länger als gewöhnlich, er ging nur nach dem Acker, als ich ihm ver-

ochen hatte, diese Nacht in seiner Wohnung zuzu-
ingen. Er umarmte mich noch einigemal, dann ver-
ß er mich: sein Sohn begleitete ihn, die Tochter be-
gte die häusliche Wirthschaft.

Kaum sah ich mich mit der geschwätzigen Mutter
arthe allein, als mir zum erstenmal eine Frage
fiel, an die ich noch bisher gar nicht gedacht hatte. —
ir sind allein, liebe Mutter, fing ich an, Ihr habt
t, wie ich sehe, einige Zeit übrig; — sagt mir, wer
n ich eigentlich, da ich nicht Euer Sohn bin?

Lieber Lebrecht, antwortete sie mir mit ihrer ge-
wätzigen Art, ach, darüber ließe sich gar vielerlei
rechen: darüber ließen sich gar wunderliche Geschich-
n erzählen. Sonst durft' ich nicht, jetzt ist es mir
on eher erlaubt, da Du unterdessen, liebes Kind, zu
erstande gekommen bist.

Nun so sprecht, so erzählt denn die wunderlichen Ge-
ichten, fiel ich ungeduldig ein: ich bin endlich neu-
erig geworden, zu erfahren, wer meine Eltern sind.

Die Sonne schien auf die Fenster der Stube, ich
hrte Marthe aus dem schwülen Zimmer unter die
hlen Zweige der Linde; ich wiederholte meine Bitte,
arthe fing ihre Erzählung an, und ich erfuhr, was
r Leser auch erfahren wird, wenn er sich die Mühe
ebt, das folgende Kapitel zu lesen.

Zwölftes Kapitel.

Episode. — Der neue Siegwart, eine Klostergeschichte.

Gleich beim Anfang dieses Kapitels stößt mir eine Bedenklichkeit auf, die nicht so klein ist, als sie vielleicht dem Leser scheinen mag. Wie bekannt, erzählt mir Mutter Marthe eine Geschichte, um mir zu sagen, wer meine Eltern sind; nun entsteht aber die große Frage, wie ich diese Erzählung vortragen soll? — Soll ich meiner guten alten Pflegmutter, die kein größer Glück kannte, als etwas zu erzählen, das Wort aus dem Munde nehmen und in meiner eigenen Person sprechen? Das wäre wahrlich eine große Undankbarkeit von meiner Seite, das hieße ihre zärtliche Sorgfalt für mich in meiner Jugend, ihre Freude, als sie mich jetzt wiedersah, sehr schlecht vergelten. Wenn ich sie reden einführe, wird meine Erzählung auch überdies noch dramatischer, die Darstellung wird lebendiger und für den Leser um so interessanter. — Ich war so eben schon entschlossen, die Erzählung anzufangen, als mir wieder meine alten Bedenklichkeiten einfielen. Mutter Marthe erzählte nämlich so weitläuftig, daß ihre Geschichte allein größer sein würde, als der ganze erste Theil dieses Werks. Das wäre aber eben kein groß Unglück gewesen, denn der Weitschweifigkeit sind die Leser schon in den Geschichten, die recht dramatisch sein sollen, gewöhnt; auch das schlechte und unrichtige Deutsch würde mich nicht abhalten, ihre Erzählung wörtlich nachzuschreiben, denn viele Leser würden die Unrichtigkeiten gar nicht bemerken und bei den andern könnten sie

mer noch für treue Nachahmungen der Natur gelten: r man würde schwerlich aus meiner guten alten legemutter recht klug werden können, und obgleich ine Leser auch daran vielleicht durch viele der neusten icher gewöhnt sind, so lieb' ich doch die Deutlichkeit : zu sehr, als daß ich ihr nicht ohne Bedenken alle igen Schönheiten aufopfern sollte.

Ich erzähle also im Namen der Mutter Marthe: Der Herr von Bührau hatte bis in sein fünf und anzigstes Jahr sehr fromm und eingezogen gelebt, als von ungefähr auf den Gedanken kam, sich zu verhei- hen. Es war leicht voraus zu sehn, daß er als Ehe- nn nichts von seiner Frömmigkeit verlieren würde, n seine Geliebte, das Fräulein Dölling, war noch mmer, als er. Sie sprachen oft zusammen, wie sie in ihrem künftigen Ehestande die Schriften des alten d neuen Testamentes erklären wollten; ob sie das helied zu den apokryphischen Büchern rechneten, kann nicht sagen; genug, sie verlobten sich und der Hoch- tstag ward festgesetzt.

Alles ward zu diesem feierlichen Tage vorbereitet. Gäste erschienen, der Tag selbst brach an, sie wur- n getraut, man gratulirte, sie weinten fromme Thrä- n und die Gäste fingen an, sich im Rheinwein zu trinken, als sie sich in eine stille einsame Laube des artens zurückzogen, um noch einmal mit einander zu erlegen, welche schwere Pflichten sie beide in ihrem igen Stande zu tragen hätten. Sie rechneten sich Liebe und die Geduld vor, die alle Eheleute, ver- ge ihres Amtes, gegen einander und mit einander ben müssen: die Sorgfalt für die Erziehung ihrer nder; kurz, sie machten sich mit allen den Pflichten

Langweile, die die meisten Verheiratheten schon im ersten Vierteljahr der Ehe vergessen. — In der Nähe des Gartens war eine Kirche, und die Orgel schallte so feierlich in ihr frommes Ohr, daß sie dem Drange nicht widerstehn konnten, dem Gottesdienste beizuwohnen. Sie schlichen durch eine Hinterthür aus dem Garten in die Kirche hinein. Ein begeisterter Kapuziner predigte gerade über den bekannten Text des Paulus: Es ist besser freien, denn Brunst leiden. — Er gab dem Apostel in so weit recht, daß er seinen Satz nicht geradezu für Unwahrheit erklärte: aber nach und nach erhob er den Stand der Unverehlichten mit so großen Lobeserhebungen, wie sie Gott und seinem Thun näher ständen, wie sie einst reinere Freuden schmecken würden, von denen die übrigen Menschen keinen Begriff hätten, daß Weiber und Mädchen häufige Thränen der Andacht vergossen. — Aber Niemand ward von der Predigt so hingerissen, als die beiden Neuvermählten: sie gingen wieder mit frommen Vorsätzen nach Hause. Die Gäste hatten sie nicht vermißt, oder die sie vermißt hatten, mochten ihre Abwesenheit vielleicht einer ganz verschiedenen Ursache zuschreiben. Man brachte den Abend sehr fröhlich zu und die beiden Eheleute begaben sich in ihr Schlafzimmer.

Die Nacht ward nicht so hingebracht, wie es bei den meisten Leuten zu sein pflegt, die sich nun mit der Bewilligung des Priesters und dem Segen der Kirche umarmen dürfen; sondern sie fielen beide auf die Kniee und schickten andächtige Gebete zum Himmel, nicht etwa, um Segen für ihre Nachkommenschaft herabzuflehen, sondern um sich in ihrem sonderbaren Vorsatze zu stärken. Der Mann erklärte jetzt der Frau

ß er fest entschlossen sei, diese Nacht nicht anders als Gebeten mit ihr hinzubringen, die Frau freute sich er diesen Entschluß: dann machten sie aus, daß sie den künftigen Nächten, von einander abgesondert, lafen wollten, um den Versuchungen des bösen Gei- s desto weniger ausgesetzt zu sein. Der Himmel ver- h ihnen die verlangte Stärke, oder Schwäche, wie n es nennen will und sie sahen mit unbeflecktem Ge- ithe den Aufgang der Sonne. Die Gäste gratulir- n und brachten die gewöhnlichen Späße an, die ein er von seinem Vater schon geerbt hatte und die ohne eifel hergesagt werden müssen, wenn man eine Hoch- tfeier nicht für höchst mangelhaft erklären soll.

Kaum war ein Vierteljahr verflossen, als der Herr n Bührau, zum Erstaunen seiner Bekannten und r Freude seiner Verwandten in ein Mönchskloster ng; als unbefleckte Jungfrau ging die Frau in ein nnenkloster. Seine Verwandten erbten seine Güter d nannten ihn einen frommen Mann; einige seiner eunde, die gern an seinem Tisch gegessen hatten, nnten ihn einen Narren. — So verschieden ist das theil der Leute: man kann es unmöglich allen recht chen.

Meine Leser werden sich bei dieser Stelle gewiß errascht finden, aber das ist eben die Kunst, um eine isode interessant zu machen. Die meisten hätten gewiß rauf geschworen, daß der Herr von Bührau mein ater wäre, und nun geht er plötzlich in ein Kloster d seine Frau wird Nonne. —

Kaum war der Herr von Bührau seit einem halben hre im Kloster, als er anfing blaß und mager zu rden und beständig über Krankheit, Herzensbangig-

keiten und Brustbeschwerden zu klagen. Eine gewisse melancholische Wehmuth hatte sich seiner bemeistert, er konnte stundenlang seufzen und die trüben Wände seiner Zelle ansehn. Er hatte ängstliche Träume, das Kloster ward ihm zu eng, er wünschte sich in die weite Welt zurück. Er dachte dann an seine Frau und verwünschte seine Frömmigkeit und den Kapuziner. Der Arzt fand seinen Puls mit jedem Tage bedenklicher; sein Zustand ward für gefährlich erklärt und der Prior gab endlich seine Einwilligung, daß der Pater Placidus, (so hieß der Herr von Bührau als Klosterbruder,) auf einen Monat ein Bad besuchen könne. Er reiste ab und athmete schon zufriedener die freie Luft des Himmels ein.

Ein seltsamer Zufall, oder die Natur, hatte es so veranlaßt, daß die Frau von Bührau alle die nämlichen Symptome an sich bemerkte. Ihr Arzt rieth ihr ebenfalls die Brunnenkur, und ein noch seltsamerer Zufall machte, daß beide Eheleute, ohne daß sie es wußten, sich in einem und eben demselben Bade aufhielten.

Der Pater Placidus ging häufig spazieren, am liebsten besuchte er einsame Gegenden, wo er sich ganz ungestört seiner Melancholie überlassen konnte; eben dies war auch bei seiner Frau der Fall. Hätte der Zufall, der schon so viel gethan hatte, um sie zusammen zu führen, nicht auch das Letzte thun sollen?

Der nachdenkende Pater ging an einem schönen Tage dem Gemurmel eines Baches nach, der sich immer tiefer in dichtverwachsene Gebüsche hinabsenkte. Er setzte sich endlich in das weiche Moos und dachte von neuem über seinen Zustand nach; das Gemurmel des Baches, der süße Gesang der Vögel versetzten ihn nach und nach in sehr empfindsame Träumereien; als er endlich

on ungefähr aufblickte, steht eine schöne, weibliche Gestalt vor ihm, er betrachtet sie genauer, es ist seine rau.

Anfangs waren sie beide erstaunt, sich hier zu finen; das Erstaunen mußte bald der Freude Platz maen, und die Freude wieder der Reue, daß sie beide nen zu voreiligen Schritt in's Kloster gethan hatten. lle diese Gespräche veranlaßten natürlicherweise eine Verraulichkeit, die selbst in ihrem ehemaligen Ehestande icht unter ihnen statt gefunden hatte: die empfindsame onne sank in das weiche Moos hinab, die Arme ihres annes fingen sie auf. Man vergaß Kloster und Klorgesetze, sie überließen sich ganz der Leidenschaft, die st jetzt in ihnen erwachte; der Bruder Placidus, rgaß seine Gebete zum Himmel zu schicken, Küsse, Seufzer und Umarmungen ließen ihm nicht Zeit, zu Worte zu kommen und als er endlich wieder Athem gewonnen hatte, war es zu spät.

Der Pater ward gesund, die Wangen der Nonne rbten sich wieder: beide reisten in ihr Kloster zurück.

Bald ward die Nonne, die ihr Gelübde vergessen atte, durch ein Pfand unter ihrem Herzen daran erinert. — Was konnte man thun? Sie suchte ihre Schwangerschaft zu verbergen, die man demungeachtet ald entdeckte. Sie gestand ihr Verbrechen, man verörte den Pater Placidus, beider Aussagen stimmn vollkommen überein. — Ihr Verbrechen kam vor illige, menschliche Richter; man erwägte, daß sie durch as Ansehn der Kirche, Mann und Frau wären, man erzieh ihnen.

Die Nonne kam mit Zwillingen nieder, wovon der nännliche kein anderer ist, als der Held der Geschichte,

Peter Lebrecht. Um seine Abkunft zu verbergen, hatte man ihn einer Bäuerin mit diesem unächten Namen zur Erziehung übergeben.

Von meiner Schwester hatte Frau Marthe weiter keine Nachrichten, als daß man sie in ein entferntes Dorf einer gewissen Frau Möhring zu erziehen gegeben habe. —

Es war unterdessen unter der Linde Abend geworden, ich ging mit der Erzählerin wieder in die Hütte, wir ergötzten uns in freundschaftlichen Gesprächen an einem ländlichen Abendessen, dann ging ich schlafen. Froh und munter erwachte ich, ich beschenkte meine Pflegeeltern und verließ sie nach vielen zärtlichen Umarmungen.

Dreizehntes Kapitel.

Ich verliere mein Amt und gewinne einen Prozeß.

Man hatte mich auf den Weg nach dem Gute des Präsidenten gebracht und ich ging jetzt unter mancherlei Gedanken meine Straße. Ich hatte eine Braut verloren, war in eine Grube gefallen, hatte meine Pflegeeltern gefunden, um den Namen und die seltsame Geschichte meines wahren Vaters zu erfahren. Jetzt wußte ich zugleich, warum ich in meiner Kindheit eine so große Vorliebe für den geistlichen Stand gehabt hatte. — Ich hatte Stoff genug zum Nachdenken und stand schon, ehe ich es vermuthete, vor dem Landhause des Präsidenten.

Man war meinetwegen in großer Angst gewesen, an hatte gefürchtet, ich könnte in meiner Melancholie ohl gar einen desperaten Entschluß fassen; Louise ar noch immer nicht aufgefunden.

Ich ging mit dem Präsidenten auf sein Zimmer und zählte ihm mein Abentheuer und meine Entdeckung; war erstaunt und dachte lange über die sonderbare eschichte nach. Es entstand jetzt die Frage, ob man ir die Güter, die mir eigentlich gehörten, nicht wie- r verschaffen könnte: er versprach, mich mit seinem anzen Einflusse zu unterstützen.

In weniger Zeit war ein förmlicher Prozeß einge- itet. In dieser Periode meines Lebens ward ich es orzüglich inne, wie unschätzbar ein Freund ist, dessen Macht uns beschützen kann: der Ausgang meines Strei- s wäre immer zweifelhaft gewesen, ja es ist mir jetzt gar wahrscheinlich, daß ich den Prozeß verloren, wenn ch der Präsident nicht meiner väterlich angenommen ätte. Durch seine Freunde und durch Leute, die wieder efälligkeiten von ihm erwarteten, brachte er es endlich ahin, daß die Güter, die bis jetzt ein Eigenthum mei- er Verwandten gewesen waren, mir zugesprochen urden.

Ich war jetzt Herr eines großen Vermögens; um aber llen künftigen Chikanen zu entgehn, verkaufte ich meine Besitzungen sogleich wieder für eine sehr ansehnliche Summe n meine Verwandten, und beschloß nun, erst eine Ge- end aufzusuchen, wo es mir genug gefiele, um mich ort häuslich niederzulassen.

Ich dankte dem Präsidenten, dem ich nie genug danken onnte, legte mein noch nicht angetretenes Amt wieder ieder und machte mich zur Abreise fertig. Ich hoffte

auch noch meine Braut unterwegs anzutreffen und diese Hoffnung war eine Ursache mehr, sehr bald abzureisen.

Ich brachte mein Geld auf eine sichere Art unter, besuchte noch einmal meine guten Pflegeeltern und belohnte, so viel als möglich ist, ihre Liebe für mich; dann machte ich mich auf den Weg, um Abentheuer aufzusuchen.

Vierzehntes Kapitel.

Ich lerne meinen Vater persönlich kennen.

Es fiel mir ein, daß es doch wohl nicht mehr als billig sei, mich nach meinen eigentlichen Eltern zu erkundigen. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß meine Mutter schon gestorben sei, daß aber mein frommer Vater noch lebe. Ich reiste sogleich nach der Gegend, in welcher sein Kloster lag.

Die Gegend war einsam, aber sehr angenehm, das Kloster lag auf einem Berge, von wo man weit umher blühende Gefilde und Städte und Dörfer übersahe.

Ich ließ mich im Kloster melden und empfand einen kleinen Schauder, als ich die dunkeln Kreuzgänge hinunter ging und in die engen trüben Zellen der Mönche hineinblickte. Das Kloster kam mir vor, wie eins von den dunkeln unterirdischen Zauberschlössern, von denen ich zuweilen in meiner Kindheit hatte erzählen hören, in welchen eine Schaar von Menschen auf ihre Lebenszeit hineingebannt war, um hier wie in einem Grab zu existiren.

Ich hatte gleich nach Endigung meines Prozesses wie-
er meinen schlichten Namen Peter Lebrecht ange-
ommen und unter diesem ließ ich mich beim Pater
Placidus melden. Er stand bei einem Blumenbeete
nd betrachtete mit einem aufmerksamen Auge die aufblü-
enden Aurikeln. Sehn Sie, kam er mir mit einem
eiligen Ton entgegen, wie man allenthalben in der
Natur die Erinnerung an den Tod findet, alles winkt
nd deutet auf unsre Sterblichkeit, damit uns der
Gedanke an den Tod stets einen neuen Antrieb zur
Tugend gebe.

Ich verbeugte mich und sah ihn mit einem mitlei-
igen Lächeln an, mit einer andächtigen Miene wandte
r sich wieder zu seinen Aurikeln.

O armseliges Menschengeschlecht! dachte, oder sagte
h meinem Innern: auserlesen, um die Liebe zum
eben wie eine Sünde zu betrachten. Ihr Elenden, die ihr
ier lebendig eingegraben seid, auf immer von der Natur
nd allen ihren Freuden verstoßen! Losgerissen von
llen Menschen, ist euch die Thätigkeit, das Wirken
nmöglich, Gesänge sind eure Tugend, eine versäumte
ora euer Laster; wenn ihr euer eingesunkenes Auge in
rübem Grübeln auf ein welkes Blatt heftet, so bildet
r euch ein, mehr gethan zu haben, als der Mann,
er im Getümmel der Welt mit himmlischer Menschen-
eundlichkeit seine sinkenden Brüder unterstützt. — Was
t bei euch Tugend? — Die Regeln Eures Ordens. —
as geadelte Leben des Menschen ist die Ausbildung
einer Vernunft und seiner Gefühle, euch ist beides
nnütz und unmöglich. Jedermann strebt aus dem
umpfen Schlaf zu erwachen, der ihn an die Thierheit

sseit und euer Dasein ist ein einziges Bestreben, immer tiefer und tiefer in diesen Todesschlaf zu versinken.

Es war sehr gut, daß mein frommer Vater nicht von diesem inwendigen Gespräche verstand, er nahm mein Stillschweigen für mitgefühlte Andacht und führte mich mit großer Zufriedenheit durch alle Gänge des kleinen Gartens, zeigte und erklärte mir das, was angepflanzt war, und konnte nicht genug eine Passionsblume, die in der Nacht aufgebrochen war, bewundern.

Ich bat ihn, mir auch seine Zelle zu zeigen. Sie verließen den Garten und er führte mich auf sein enges dunkles Zimmer. Matt und gedämpft brach der matte Sonnenschein durch die kleinen getrübten Scheiben, ein Krucifix hing an der kahlen schwarzen Wand, ein andres stand auf einem kleinen Tische, in einem Winkel ein Bet.

Ich sagte ihm hier, wer ich sei und schloß ihn in meine Arme. Eine milde Röthe leuchtete in seinem blassen Angesichte auf, er schien verlegen, er schlug die Augen nieder und drückte mich dann mit Innigkeit an seine Brust. Mein Sohn! rief er aus; o ich danke dem Himmel, daß er meine Bitten erhört hat, und ihn mir von Angesicht zu Angesicht zeigt!

Wir setzten uns beide und der alte Mann schien sich nach vielen Jahren zum erstenmale wieder als Mensch zu fühlen.

Aber, mein Sohn, sagte er nach einer langen Pause, in welcher er mich aufmerksam betrachtet hatte, ich finde in deinem Gesichte eine auffallende Aehnlichkeit mit deiner Mutter, folge ihrem und meinem Beispiele und verlaß das unruhige Getümmel der Welt, wo unser ganzes Leben nichts als ein Kampf gegen Laster und

hwachheiten ist. Zwischen den stillen Mauern eines ›sters kannst du ruhig leben, ohne zu fürchten, Gott jedem Augenblicke zu beleidigen; jeder Tag hat hier ı bestimmtes Tagewerk, ein Gebet reißt sich an das ›re, keine Versuchungen fallen dich an. Hier giebt keine Vorfälle, in welchen du das Gleichgewicht ver‹en und ungewiß sein kannst, ob die Tugend in er gewissen Lage wohl Tugend sei. Nein, hier ıt dein Leben immer gerade aus, folge meinem Rathe, in Sohn, und meinem Beispiele.

Ich fand dazu jetzt weniger Beruf als je; ich nahm en zärtlichen Abschied von meinem Vater und verließ nen trübseligen Aufenthalt. — Er sah mir wehmüg nach, als ich wieder in das unruhige Gewühl des bens und der Menschen hinunterging; ich habe ihn ıdem nicht wieder gesehn.

Funfzehntes Kapitel.

Reisebeschreibung.

Ich komme nun endlich zu einem Kapitel, auf das ich ich schon vom Anfange meines Buchs gefreut hatte, eil es eigentlich das werden sollte, welches meiner rzählung ihren eigentlichen Werth und ihre Nutzbarit geben sollte: und nun ich endlich so weit gekommen in, weiß ich nicht recht, was ich mit diesem Kapitel nfangen soll. Ganz auslassen möcht' ich es nicht gern, nd doch weiß ich nicht eigentlich, was ich erzählen soll. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, hier eine gründ-

liche statistische Nachricht von ganz Europa einzuschalten, um dadurch mein Buch für die lesebegierige Jugend recht nützlich und anziehend zu machen, mir auch dadurch die naseweisen Anmerkungen mancher Recensenten abzuweisen, daß meine ganze Erzählung keinen eigentlichen praktischen Nutzen habe. Ich hatte mir schon alle Bücher zurecht gelegt, die ich hier ausschmieren wollte, als mir zu meinem größten Unglücke einige Bedenklichkeiten einfielen.

Die gefährlichste Klippe eines Schriftstellers ist Lowgeweike; wer vor dieser glücklich vorbeisegelt, hat immer schon einen sehr großen Vortheil gewonnen, wenn sein Schiff auch nur mit Ballast geladen sein sollte. Ich fürchtete also, und wahrscheinlich sehr mit Recht, daß diese vortreffliche Ladung für mein kleines Fahrzeug zu schwer sein würde, und ließ alles liegen.

Ich will also nur ohne alle geographische und statistische Nachrichten erzählen, daß ich zuerst Deutschland, mein geliebtes Vaterland, durchreiste. Man könnte mich am Ende für einen gefährlichen Menschen halten, wenn ich von diesem Lande nicht alles Gute sagte; darum will ich lieber gar nichts davon sagen.

In Frankreich mißfielen mir die Reichen und jammerten mich die Armen; vor lauter bon ton konnte man mit Niemand umgehn. Ich hielt mich aber doch ziemlich lange in diesem Lande auf, weil es mir im Ganzen außerordentlich gefiel.

Daß ich mich verleiten ließ, über die Pyrenäen zu gehn, um dem altfränkischen, rechtgläubigen, hausmütterlich faulen Spanien einen Besuch abzustatten, muß mir der Himmel vergeben, denn es gereut mich noch am heutigen Tage. Ich war in einer unaufhörlichen

igſt vor der heiligen Inquiſition; ein paarmal ward auf der öffentlichen Landſtraße beraubt, und zwar n denſelben Leuten, die ich für mein Geld angenom- n hatte, um mich gegen Räuber zu ſchützen.

In Italien hatte ich mancherlei Abentheuer, die r zu weitläuftig ſind, als daß ich ſie hier erzählen nte. Von den Antiken habe ich viel gelitten; ich ß mir zum Unglücke einfallen, ein Kunſtkenner zu rden, und da bin ich um vieles Geld betrogen wor- . Eine Menge ganz moderne Antiken ſtehn noch mer in meinem Studirzimmer und predigen mir un- hörlich die Wahrheit: „Was deines Amts nicht iſt, laß deinen Fürwitz!“ — Indeſſen, was hätte ich ch Großes damit anfangen können, wenn alle die yxe und Carniole, die ich beſitze, nun auch wirklich ter Auguſt oder Tiber geſchnitten wären? Sie nmen mir jedesmal, wenn ich ſie betrachte, recht nieder vor, und ſo habe ich ihnen denn den Fehler, für ſie gar nicht können, vergeben: daß nämlich das terthum nicht an ihnen klebt. — Doch betrachte einen ſchöngeſchnittenen Käfer immer mit einer züglichen Ehrfurcht, weil ich von dieſem glaube, daß ächt iſt: er hat vielleicht vor zweitauſend Jahren ein l an einer ägyptiſchen Kinderklapper ſeine Rolle ge- elt. — In Neapel wär' ich faſt erſtochen worden, il man eiferſüchtig auf mich war, doch kam ich durch en Zufall noch mit dem Leben davon: o, der Zu- ll iſt ein herrliches Ding, ihm hat der Leſer dieſe nze Geſchichte zu danken, denn wäre ich in Neapel ochen worden, ſo hätte ich höchſtens ein Geſpräch im iche der Todten ſchreiben können, und die ſind jetzt der Mode gekommen.

Ich reiste über Frankreich zurück und von da nach England. Die ganze Insel ist voll von seltsamen Leuten, ein gutes Volk und ein böses, je nachdem man es gerade trifft, oder macht; phlegmatisch und voll Enthusiasmus. — Ich besah alle Merkwürdigkeiten des Landes, aber nirgends schlug in mir mein Herz so hoch und so ungestüm, als in dem Hause, in welchem Shakspeare geboren ist. Ich sah im Geiste den großen Sterblichen dort durch die Zimmer gehn; ich belauschte ihn bei seinen Arbeiten, die seiner Feder entflossen zu sein schienen, ohne daß er selbst ihr hohes Gepräge, ihre Göttlichkeit geahndet hat. — Es gab mir einen Stich ins Herz, als ich vor der Kirche zu Stratford vorbeiging, in welchem seine Asche ruht, daß auch er, wie der Elendeste seines Geschlechts, durch das Leben hat hindurchgehen müssen, ohne daß wir es begreifen können, wohin er gegangen ist.

Ich wollte nicht weiter nach Norden reisen, weil ich einen großen Abscheu vor dem Froste habe; ich beschloß also, in mein Vaterland zurückzukehren.

Allenthalben machte ich die Erfahrungen, die Sarmentado auf seinen Reisen gemacht hat. Es ist also überflüssig, wenn ich noch ein Wort über meine Wanderungen sage.

Sechzehntes Kapitel.

Hannchen.

ich kam zurück und mein alltägliches Vaterland kam
ir nach meinen Reisen mit einemmale ganz neu vor.
o wie ein altes Kleid, das wir verdrüßlich in den
chrank hängen und es in langer Zeit nicht ansehn,
s hernach wieder besser und neuer vorkommen kann;
ging es mir gerade mit meinen Landsleuten, mit
ren Sitten, ihrer Sprache, ihren Städten und Dör-
n, Weibern und Töchtern. Das Alltägliche und
ngweilige bestimmen und messen wir immer nach dem,
as dicht um uns herum ist, das, was uns ergötzen
ll, suchen wir immer in der Ferne. Von Jugend
f ist es unser Studium gewesen, uns alles Fremde,
itten, Sprache, Kleidertrachten u. s. w. gewöhn-
ch zu machen; wir sollten es nur einmal versuchen,
s das Gewöhnliche fremd zu machen, und wir
rden darüber erstaunen, wie nahe uns so manche
elehrung, so manche Ergötzung liegt, die wir in einer
iten, mühsamen Ferne suchen. Das wunderbare
opien liegt oft dicht vor unsern Füßen, aber wir sehn
t unsern Teleskopen darüber hinweg. —

Ich kam also in Deutschland zurück: der Präsi-
nt war indeß gestorben, und sein ältester, genievoller
ohn hatte die Welt noch immer nicht erleuchtet, ich
rte nichts von Louisen und hatte sie, ich muß es
meiner Schande gestehn, fast vergessen, —

Ich bin ein sehr großer Freund von Fußreisen, und

auf diese Art durchstreifte ich auch einst eine der angenehmsten Gegenden von Deutschland, die in einer ziemlichen Entfernung von W... und dem Orte meiner Erziehung lag. — Es war am Nachmittage und die Sonne ziemlich schwül, als ich in ein dichtes, angenehmes Gehölz trat. Mir fiel von ungefähr mein Abentheuer im Walde und in der Fuchsgrube wieder ein und natürlicherweise auch meine seltsame Hochzeit mit Louisen, die noch immer nicht vollzogen war. Ich ging mit diesen Gedanken einen angenehmen Fußsteig hinab, der sich in hundert Krümmungen um die Bäume schlängelte, bald einen kleinen Hügel hinauf, bald wieder in ein niedliches Thal hinabführte; die Sonne konnte nur an einzelnen Stellen durch die dichtgeflochtene grüne Decke des Waldes dringen und eine liebliche Kühlung säuselte in den Gebüschen; ich überließ mich meiner poetischen Stimmung und mochte wohl ein paar Stunden so gegangen sein, als ich plötzlich bei einer alten Eiche still stand und meinen Gang und meine Gedanken unterbrach.

Die Ursache dieser Unterbrechung war ein allerliebstes Bauermädchen, das sich auf die anmuthigste Art von der Welt im Schatten des Baums gelagert hatte und dort unbefangen und sorgenlos schlief. Ihr blondes Haar hatte sich aufgelöst und wiegte sich im Grase, ihre weiße Brust hob sich ruhig, ihr Arm hing noch halb an einem Körbchen, das mit Früchten angefüllt neben ihr stand.

Ich blieb stehn und konnte von dem reizenden Schauspiele mein Auge gar nicht wieder wegwenden. — Wenn nur keine Schlange, oder kein Thier ihr zu nahe

mmt, sagte ich zu mir selbst, und beschloß, hier so nge Acht zu geben, bis sie aufgewacht sein würde.

Welch schönes Gesicht! sagte ich leise, welche fri jen Lippen! Welche Unschuld auf den Wangen! — Denn in diesem Körper eine unbefangne Seele wohnt, n gerader und richtiger Verstand, was könnte sich dann n ehrlicher Mann wohl mehr an der Gefährtin seines bens wünschen? — Vielleicht Sprachen? — Damit sich in keiner natürlich ausdrücken könnte. — Mu? — Ein einfaches Mädchen hat gewöhnlich einen nstinkt zum Singen, wie die Vögel im Walde, und e Gespenstergeschichten und naiven Schäferlieder ha n mehr Sinn, als die langweiligen und gedrechselten ien und Rondos, mit denen die Ohren in den Kon rten und Schauspielen so oft geplagt werden: troviale lgemeinplätze in Poesie und Musik. — Feine Welt? — ch liebe die ungekünstelte ungeschminkte Natur mehr. — tand? — Ach guter Peter Lebrecht, von diesem Vor theile hast du dich ja schon lange losgemacht.

Nun denn also, Freund, was hindert dich, so ücklich zu werden, als es ein Menschenkind auf dieser elt nur werden kann? — Fühlst du nicht schon einen heimen Zug, der dich an dieses Mädchen fesselt? — ge, wenn sie erwacht, ihre Hand in die deinige, und e in dieser schönen Gegend ein stilles, häusliches lück bei dir zu Gaste! — Vergiß die ganze leere ge uschvolle Welt und lebe dir, der Liebe und der Men enfreundlichkeit in einer gefühlvollen, lebendigen Ein nkeit!

Aber halt, Freund Lebrecht, daß du auch nicht die chnung ohne den Wirth machst! — Sollte sich dies

Mädchen nicht irgend einen gefunden, geraden jungen Burschen zum Geliebten auserkohren haben? Willst du das Glück zweier Menschen stören, und dich mit deinen Anträgen in die Eintracht der Familien drängen? — Nun, wir wollen den Erfolg abwarten.

Ich stand noch eine ganze Weile so und sprach und disputirte mit mir selber. Endlich schlug das Mädchen ein Paar große, himmelblaue Augen auf; es war, als wenn sich am ersten Frühlingstage die Wolken verziehen und ein warmer Sonnenblick durch den blauen Luftraum dringt. Sie sahe mich und ward verlegen, sie wußte nicht, was ich wollte und was sie aus mir machen sollte. — Mein Herz war warm geworden und es war mir etwas Leichtes gewesen, in Versen zu sprechen; damit ich sie aber damit nicht erschrecken wollte, schwieg ich noch eine Weile still, um meinen Verstand zu einer gesetzten Prose zu sammeln.

Wir erklärten uns endlich gegenseitig und ich bat mich an, sie nach Hause zu begleiten. Sie hatte nichts gegen diesen Antrag einzuwenden und wir gingen nun so viel als möglich war, den Fußsteig neben einander. Unterwegs erzählte sie mir, daß ihr Vater ein Pächter und dabei ein guter Mann sei, daß er viel auf sie halte, weil sie seine einzige Tochter sei, und daß sie ihm auch alles zu Gefallen thue, was sie ihm nur an den Augen absehen könne: daß sie ein gewisser Ebenezel gern heirathen wollte, daß sie ihn aber nicht möge, weil er ihr zu dumm sei, daß ich nur zu ihrem Vater mit hinein kommen solle, daß er gerne mit fremden Leuten umgehe, um sich von ihnen etwas erzählen zu lassen.

Ich ward von dem Mädchen, von ihrer Unbefangenheit und der Art sich auszudrücken, immer mehr bezaubert; die zutrauliche Dämmerung, die jetzt hereinbrach, und den Wald geheimnißvoll und magisch machte, trug auch das ihrige dazu bei, um mich an das schöne Mädchen noch mehr zu fesseln.

Wir kamen jetzt an einen kleinen runden See, in dem sich die Abendröthe spiegelte, an der Seite lag ein liebliches Häuschen und daneben streckte sich ein kleines Dorf einen Hügel hinan. Es war ein erquickender Anblick, die Hütten zu sehn, vor uns das Wasser und den grünen, dämmernden Wald. Wir gingen in das Haus und der Vater empfing mich sehr freundlich: er war schon seiner Tochter wegen besorgt gewesen und dankte mir sehr herzlich, daß ich sie nach Hause begleitet hatte. — Es war ein gerader, schlichter Mann, der gern Neuigkeiten hörte und gern erzählte, der sich für einen der merkwürdigsten Menschen in der Welt hielt, weil er in seinem Dorfe der angesehenste war. Aber bei allen seinen Schwachheiten war Pächter Martin doch ein sehr liebenswürdiger Mann, wenn man es nämlich überhaupt der Mühe werth finden will, die Menschen zu lieben.

Ich blieb einige Wochen im Dorfe, ich wurde beim Vater immer mehr bekannt und mit Hannchen immer vertrauter. Ich entdeckte mich dem Alten und er war vor Entzücken außer sich, daß er einen Schwiegersohn bekommen sollte, der kein Bauer wäre: wie die Welt da die Augen aufreißen würde, meinte er.

Ich spielte mit Hannchen noch einmal dasselbe tändelnde Spiel durch, das meine Phantasie schon einmal

in Louisens Gegenwart beschäftigt hatte: nur war Hannchen noch weit ungekünstelter als Louise, sie verliebte sich wirklich in mich, da bis jetzt noch kein Gegenstand ihr Herz gerührt hatte.

Die Liebe ist ein Frühling, der uns in jedem Jahr von neuem entzückt: in jedem Mai bilden wir uns ein, noch kein einzigesmal so empfunden zu haben.

Es giebt in dieser Welt kein schöneres Schauspiel, als der Anblick einer guten, unbefangenen Seele, die uns mit jedem Tage mehr entgegenkommt, sich mit jeder Stunde inniger an unser Herz schließt, auf jeden Ton des Mundes horcht, und jede Meinung des Geliebten, auch über den geringfügigsten Gegenstand, wichtig und voll Bedeutung findet. Eins lebt und wohnt im Auge des andern, die Blicke auf einander geheftet, die Hände in einander gedrückt, die Seelen in einander geflochten, wandeln sie durch ein Paradies und bleiben bei jeder Blume mit gemeinschaftlichem Entzücken stehn. — O wer nie geliebt hat, gleicht dem Wurm, der in seinem eigenen, engen Gespinnste sticht: er lebt in einem trüben, beschränkten Eigennutz, er kennt nur den schlechtern Theil seines Wesens. Weh ihm, wenn auf den Wink der Liebe sich die glänzenden Fittige aus ihm entwickeln, neue Sinne aufthun und ihm neue Freuden brüderlich entgegenkommen; in der Liebe der Geliebten findet er sich verjüngt, neue Tugenden wachen in seinem Busen auf, alles, was roh und dunkel in ihm lag, wird wie vom goldnen Schein der Morgensonne erleuchtet.

Ich ward mit Hannchen verlobt, und wir waren beide unaussprechlich glücklich. —

Siebzehntes Kapitel.

Seltsame Zusammenkunft.

n Hannchen Vergnügen zu machen, besuchte ich zu-
ilen mit ihr die benachbarten Gegenden. Sie freute
) außerordentlich, wenn sie sah, wie die Welt doch
it größer sei, als sie sie sich gedacht hatte; jede Klei-
keit war ihr merkwürdig.

So besuchten wir einige merkwürdige Ruinen, die
gefähr zehn Meilen von unserm Dorfe lagen. Es
r schön Wetter, eine schöne Gegend, durch die der
agen rasch dahinfuhr, wir waren sehr froh und zu-
den. Hannchen ergötzte sich an der Aussicht von der
trümmerten Burg herab und fürchtete sich dann wie-
vor den wilden, zerstreuten Steinmassen. — Ein
ner Junge kletterte sehr dreist unten am Berge herum,
schien kaum fünf Jahr zu haben; plötzlich fiel er
1 einem steilen Absatz des Berges hinunter, Hann-
n schrie laut auf und ich sprang hinab, um ihm zu
fen.

Er war verwundet, aber nicht gefährlich; ich fragte,
er hin gehöre, und er zeigte auf ein nahestehendes
ßes Haus. Hannchen ging wieder in's Wirthshaus
d ich trug das Kind selbst hinüber.

Ich sahe, daß das Haus einem Edelmann gehören
isse, denn mir kamen mehrere Bediente entgegen; ich
ß mich melden, die Mutter saß in ihrem Zimmer.

Kaum hatte sie die Nachricht vom Vorfalle bekommen, so flog sie weinend auf das Kind zu, küßte es heftig und schalt dann wieder seine Unart, verband es sorgfältig und gebot ihm, sich künftig mehr in Acht zu nehmen. — Erstarrt, erschrocken und wie in einem Traume stand ich indessen an einer Wand gelehnt, denn diese Mutter war Niemand anders, als meine Louise.

Sie that einen lauten Schrei, als sie mich bemerkte. Sie schien ungewiß, in Zweifeln, ob sie sich auch nicht irre: ein Bedienter ging indeß durch das Zimmer, und nannte von ungefähr eine Frau Mörnig, die das Kind schon wieder heilen würde. Der Name war mir bekannt, ich ward nachdenkend und glaubte am Ende den wunderbaren Zusammenhang des Ganzen gefaßt zu haben.

Ich erkundigte mich nach dieser Frau, sie war die Erzieherin Louisens gewesen; ich sank jetzt mit neuer Liebe an Louisens Brust, es war meine Schwester.

Sie fand sich bald in den Zusammenhang unserer Geschichte, sie erzählte mir, daß sie an unserm Hochzeittage von Bärenklau entführt sei; daß sie ihn anfangs gehaßt und beständig geweint habe, fortgefahren habe, ihn zu hassen, aber ohne zu weinen, daß seine Bemühungen, seine unabänderliche Liebe endlich ihr Herz gerührt hätten, daß sie nun von neuem angefangen habe zu weinen, daß von mir gar keine Nachrichten angekommen, oder vielleicht alle von ihrem Gelübten versteckt worden wären. Der Onkel sei indeß gestorben und sie sei seine Frau und Mutter von zwei Kindern geworden.

Wir ſtanden noch Arm in Arm, als Bärenklau
eintrat. Sein Erſtaunen war nicht geringe, mich
r zu finden; er vereinigte ſeine Freude mit der unſri-
, als wir ihm unſre Entdeckung mittheilten.

Ich hatte mir indeß dicht bei meinem Schwieger-
ter ein kleines, aber bequemes Haus bauen laſſen,
ſah meine Schweſter oft und Hannchen alle Tage. —

Und was weiter?

Und hier iſt für's Erſte meine Geſchichte aus. Ich
rd mit Hannchen verheirathet, unſre Hochzeit war
Feſt für die ganze Gegend.

Und? —

O, ich ſehe, es iſt Zeit, daß ich meine Geſchichte
ließe. —

Achtzehntes Kapitel.

Ist das vorletzte Kapitel. — Der Verfasser nimmt von seinen Lesern Abschied.

Hier wäre nun also der erste Theil meiner wahrhaften Geschichte beschlossen. Viele Leser werden nicht begreifen können, was denn der folgende Theil enthalten solle, da in diesem nun alles, was etwa noch interessiren könnte, beigelegt und in Richtigkeit gebracht ist. — Man hat sich in sehr vielen Romanen daran gewöhnt, daß jeder Theil mit einem Donnerschlage schließt und der Verfasser seine Leser jedesmal auf der letzten Seite plötzlich aus den Wolken fallen läßt, daß sie dann auf einemmale dastehn, sich umsehn, und nicht wissen, wie ihnen geschehn ist, dann häufig in den Buchladen oder zum Bücherverleiher laufen, und sich nach dem zweiten Theile des interessanten Buches außer Athem fragen.

Für diese Leser mein Buch auf die gehörige Art zu schließen, wäre wahrhaftig für mich das größte und schwierigste Kunststück gewesen. Denn wenn ich auch unredlicherweise von der Wahrheit meiner Geschichte hätte abweichen wollen, welche Erfindung hätte ich noch auftreiben können, um diese flüchtigen Gönner fest zu halten? — Hätte ein schrecklicher, kleiner, lächerlicher gräßlicher Kobold mein Haus mit einemmale besessen und mir ein entsetzliches Unglück prophezeien sollen? —

as ging nicht an, denn ich hatte gleich in meinem ten Kapitel gesagt, daß ich mich mit solchen Narren- idingen gar nicht einlassen wollte. — Oder hätte ine Frau Hannchen wieder plötzlich verschwinden len? — Der Vorfall war in meiner Geschichte schon mal da gewesen; obgleich viele Leute überzeugt zu n scheinen, daß eine Frau ein Gut sei, das man cht zu oft verlieren und wiederfinden könne. *) — rz, ich hätte wirklich keinen Ausweg gewußt.

Bei ähnlichen Büchern als der Genius, fällt mir mer eine Geschichte von einem Geizhalse ein; viel- cht ist sie nicht allen meinen Lesern bekannt, und da nur kurz ist, will ich sie noch erzählen.

Ein Mann, der sehr geizig war, wollte doch seinen reunden einmal ein Fest geben. Er konnte es aber cht über sein karges Herz bringen, daß er von allen erichten so viel besorgt hätte, daß sich seine Gäste itten sättigen können; um jeden Vorwurf aber von h abzulehnen und es zugleich so einzurichten, daß von n aufgetragenen Speisen noch auf den morgenden Tag was übrig bliebe, erfand er folgendes Mittel. Er sagte mlich gleich beim Anfang der Mahlzeit seinen Freun- n von einem überaus delikaten Kuchen, den er habe icken lassen, sie möchten sich also den Appetit nicht zu hr an den schlechtern Speisen verderben. Die Erwar- ng war gespannt, der Gaumen gereizt, man aß von len Schüsseln nur wenig, weil man immer den vor- efflichen Kuchen erwartete. Er kam aber nicht, der Birth entschuldigte sich damit, der ganze edle Kuchen i unglücklicherweise die Treppe herunter gefallen, und

*) Siehe den Genius von Grosse.

die getäuschten Gäste mußten nun ihren Hunger mit Brot und schlechter Butter befriedigen.

Hast du nicht, lieber Leser, statt dieses versprochenen Kuchens, eine Schüssel ausgemerzter tauber Nüsse im Genius und andern Erzählungen dieser Art gefunden?

Fern sei es daher von mir, irgend etwas zu versprechen, was ich nicht im Stande bin, zu halten. — Für wen dieser erste Theil nicht ganz langweilig gewesen ist, dem verspreche ich auch im folgenden einige Unterhaltung: dieser Leser kann dann diesen ersten Theil gewissermaßen als eine Vorrede zum zweiten ansehn, in welchem sich Charaktere, Personen und ihre Art zu denken mehr entwickeln werden. —

Ich habe im schlechten Wetter dieses erste Bändchen, neben meiner Frau sitzend, geschrieben. Es werden noch mehr regnichte Tage einfallen und ich habe noch manches auf dem Herzen, worüber ich wohl mit einem guten Freunde schwatzen möchte. Wenn also zuweilen jemand von den ewigen Revolutionen und politischen Systemen, philosophischem Gezänk und mystischen ästhetischen Abhandlungen, Geister- und Rittergeschichten müde und betäubt weggeht, um sich zu erholen, und ich habe ihm nicht ganz mißfallen, so kann er mich am kleinen Tisch vor meiner Thür sitzend antreffen und ich will ihm dann auf meine Art meine Geschichte weiter vorschwatzen, die freilich kein Grausen, kein Erstarren, kein Zähnklappen erregt; aber desto besser, so kommen meine Zuhörer wenigstens ohne Fieber davon.

Neunzehntes oder letztes Kapitel.

Die moralische Tendenz dieses Buchs.

Beinahe hätt' ich noch zu guter Letzt das Beste ver-
fen und hätte meine Geschichte so, wie einen Hund
ne Schwanz, in die Welt hineinlaufen lassen. Ich
tte wahrhaftig mit meiner Zerstreuung übel ankom-
:n können, ich hätte lieber meine ganze Geschichte un-
schrieben lassen sollen, als sie ohne moralische Ten-
:nz zu schreiben. — Wir sind jetzt alle so ungemein
oralisch geworden, daß wir in allen Kleinigkeiten außer
is etwas Moralisches suchen; ja, wir geberden uns
nz wunderbar, wenn man unsrer überfeinen Tugend
nen so gewaltigen Streich spielt und ihr etwa einen
schwank oder eine lustige Posse erzählt, die aber keine
oralische Tendenz hatte, denn das ist der Kunst-
usdrück dafür.

Diese moralische Tendenz, um es noch einmal zu
ennen, kömmt mir vor wie der Salat, den man zu
dem poetischen Backwerke essen muß, um es schmack-
aft zu finden.

Keiner wird hoffentlich den moralischen Endzweck
seiner Erzählung verfehlen; es ist nämlich kein andrer,

als daß sich ja Niemand soll trauen lassen, ohne vorher den Taufschein seiner Frau zu sehn. — Denn wie viel Unglück hätte daraus entstehen können, wenn ich meine leibliche Schwester geheirathet hätte? — —

Ende des ersten Theils.

er Geheimnißvolle.

Novelle.

s war schon Abend, und ein Schneegestöber verdun-
te die Luft noch mehr, als die Wirthin des Gast-
ses den Aufwärter befahl, das Thor des Hauses zu
riegeln. Bei dem Wetter, rief sie, kömmt doch
ne Herrschaft mehr; der große Wagen ist in die
tadt gefahren, wie es immer geschieht.

Wer weiß, antwortete der Diener, die Thore der
stung werden nun geschlossen, und da ist manchem
rnehmen Herrn schon mit unserm Hause gedient ge-
sen. — Sieh da! rief er lebhaft, als sich jetzt wirk-
) ein Posthorn vernehmen ließ, und die Pferde auch
on im starken Trabe herbei sprangen, und vor dem
ause stille standen.

Kann ich ein geheiztes Zimmer haben? sagte ein
nger Mann, indem er, sich schüttelnd, herab stieg, das
aus und die Wirthin vornehm musterte, und zugleich
m Postillion befahl, seinen kleinen Mantelsack in das
itere Gemach zu tragen, welches ihm die dienstfer-
ge Wirthin vorerst als ein durchwärmtes angewiesen
tte.

Das muß ein vornehmer Mann sein, sagte die
agd zur Wirthin, als der Postillion mit seinem Wa-
n wieder weggefahren war. Wie so? fragte diese,
r hat sich schon erkundigt, fuhr jene geschwätzig fort, ob

nicht eine Equipage angekommen sei, ihn von hier weiter zu bringen. Indem trat der junge Mann heraus, und befahl das Thor zu öffnen, weil er sich noch ein wenig im Freien umschauen wollte. Zugleich bestellte er ein gutes und reichliches Abendessen, und ließ sich die Namen der vorräthigen Weine hersagen. Die Wirthin lief ängstlich in die Küche, stellte die Mägde an, und vermehrte das schon große Feuer, damit nachher der gnädige Herr nicht warten dürfe.

Es war völlig finster geworden, als der junge Reisende zurückkehrte. Indem er in das Thor wieder eintreten wollte, sah er in der Ferne einige dunkle Gestalten näher schleichen; aber ehe er sie noch unterscheiden konnte, stürzte mit ihm zugleich und vor ihm herein ein Unbekannter herein, der hastig das Hausthor zuschlug, und sich in demselben Augenblick kniend und flehend vor ihm hinwarf. Der junge Mann trat verwundernd zurück, jener aber sprach geläufig und gebildet in einer fremden Sprache: machen Sie mich nicht unglücklich, mein Herr; Ihre Großmuth flehe ich an. Sie können mich retten, wenn Sie mir nur erlauben, hier im Hause zu bleiben, und wenn Sie das Wenige, was meine Schlafstelle kosten kann, gütigst bezahlen. Verweigern Sie mir diese geringe Hülfe, so machen Sie einen Unglücklichen völlig elend, der mit seiner ganzen Familie Ihnen gern als einem vom Himmel Gesandten sein ganzes Glück zu danken haben möchte.

Die auf den Steinen des Thorweges hingeworfene Gestalt, der gute Ausdruck des Bittenden, das Mißliche der Begebenheit hatten den Jüngling erschreckt und erschüttert. Stehn Sie auf, rief er ihm ebenfalls Französisch zu: wenn ich Ihnen helfen kann, müssen

Hausgenossen Sie nicht hier so finden. Erheben
e sich.

Der Aufwärter kam mit Licht, da er das Thor
te zuwerfen hören, und der Schein fiel auf eine
sonderbarsten Physiognomieen, die es dem Reisen-
fast verleidete, daß er dem Bittenden seine Hülfe
esagt hatte. Blaß und zitternd lehnte dieser an der
uer, und wehrte mit einem dunkeln Tuche so viel
möglich den Schein vom Gesichte ab; er war mit
em schlechten Oberrock bekleidet, und eine Thräne,
jetzt aus einem klaren blauen Auge trat, und ganz
Angst und Verlegenheit des Armen ausdrückte, ver-
chte über den jungen Mann so viel, daß er von seinem
en Versprechen der Ueberraschung nicht wieder ab-
g. Hier ist noch, sagte er zu der herbeieilenden
rthin, ein Mann, der mir angehört, und den ich
nen empfehle; er ist mir mit Briefen nachgeschickt.
ben Sie ihm ein gutes Zimmer und Bett, Wein
Abendessen; ich werde alles bezahlen.

Der Fremde, der alles zu verstehen schien, verneigte
anständig; seine Lippen zitterten, er schien noch etwas
n zu wollen, aber plötzlich wandte er sich schweigend
, und folgte der Magd, die ihm nach dem Hinter-
äude leuchtete.

Der junge Mann war in das Eßzimmer zur ebenen
e getreten. Er ging unruhig hin und her, und
nte sich von der Erschütterung, die er verbergen
lte, nicht erholen. Ist der Kutscher und die Equi-
e immer noch nicht da? fragte er die Wirthin, die
mit dem Aufwärter den Tisch deckte, und Speisen
Wein auftrug. Nein, Ihr' Gnaden, antwor-

tete diese, der Schnee hindert wohl jetzt das schnelle Reisen.

Setzen Sie sich zu mir, sagte der junge Mann, es ist mir verdrießlich, allein zu essen. Die Wirthin, geschmeichelt und verlegen zugleich, verbeugte und krümmte sich, schätzte sich einer solchen Ehre unwürdig, behauptete, sie würde dergleichen Unhöflichkeit nimmermehr wagen, und setzte sich doch endlich selbstgefällig lächelnd ihm gegen über. Sie suchte ihre besten Gaben der Unterhaltung hervor, und erboste sich über den asiatischen Aufwärter, der das Lachen nicht unterdrücken konnte, da er sie so ungeschickt sich geberden, und so vieles Unnöthige breit und umständlich erzählen hörte.

Sie war eben so neugierig, als redselig, und der junge Mann, vom Wein erheitert, ließ sie auch nicht lange darüber in Ungewißheit, wohin er wolle, und weshalb er sich von dem ungünstigen Wetter nicht von seiner Reise habe abhalten lassen.

Ich reise zu meiner Braut nach Franken, fing er an zu erzählen; ein Freund hat mir seine Equipage entgegen schicken wollen, und es ist mir ein Räthsel, weshalb sie nicht kommt. Einige dringende Geschäfte in Sachen meines Monarchen, die ich durchaus nicht aufschieben konnte, haben bis jetzt meine Reise immer noch verzögert; der alte Graf aber, mein künftiger Schwiegervater, hat nun so stark gemahnt, daß ich alles bei Seite geschoben, einiges selbst unbeendigt hab liegen lassen, um mich nur meiner jungen reizenden Braut nicht länger zu entziehen. Der Mann, den Er dort einquartirt haben, ist mir noch in größter Eil nachgesandt, um mir einige wichtige Nachrichten mit

itheilen, die ich unterwegs gewiß auch nicht unbenutzt
ssen werde.

Es ging die Glocke, und nachdem das Thor geöffnet
ar, trat ganz weiß beschneiet, in Mütze und weißem
chaafpelz ein untersetzter alter Mann herein, der sich
eich laut schreiend und ziemlich vertraut an den Frem-
n wandte: da sind Sie ja, Herr von Kronenberg;
! welchen mühseligen Weg habe ich die letzte Meile
rüber machen müssen. — Er überreichte einen Brief,
n der Reisende hastig aufbrach, und aus dem ihm
hn oder zwölf Goldstücke, die nicht weiter eingepackt
aren, entgegen fielen.

Der Brief enthielt folgendes: „Der alte Herr trägt
edenken, in diesem bösen Wetter seine Pferde den
limmen Weg gehn zu lassen, noch mehr aber ängstet
sich um den neuen schönen Wagen. Du mußt also
on verzeihen, daß ich Dir, da ich meinen Vater, der
on nicht sonderlich gut gestimmt ist, nicht noch mehr
ufbringen will, durch unsern alten Christoph die Ein-
ge übersende, damit Du mit der Post die Strecke
er die Berge reisen kannst. Auf der letzten Station
idest Du die Equipage, und morgen Abends hofft
ich zu umarmen Dein Carl v. Wildhausen."

Die Wirthin betrachtete den bäurischen Bothen
was verwundert; doch der Herr von Kronenberg sandte
n Alten gleich hinaus, um ihn nach seiner mühseligen
Wanderung verpflegen zu lassen. Dann nahm er eins
r Goldstücke und winkte den Aufwärter herbei, indem
sagte: bringt dies dem Fremden im Hintergebäude,
mit er morgen seine Rückreise antreten kann: zu-
ich soll für mich auf morgen früh die Post bestellt
rden.

Das Gespräch stockte, so lebhaft und vertraulich es auch erst gewesen war; auch konnte es nicht in den Gang kommen, als der Diener den herzlichen Dank des Fremden meldete, und die Frau sich nach diesem etwas näher erkundigte. Die Verlegenheit stieg aber noch höher, als mit dem von der Post zurückkehrenden Aufwärter zugleich ein Fremder herein trat, dem sich der Reisende mit dem Ausrufe: mein Freimund! in die Arme warf.

Ich wollte meinen Augen nicht trauen, sagte dieser; ich zweifelte, als ich dem erleuchteten Fenster vorüber ging, daß Du es sein könntest. Wie in aller Welt —

Er sah jetzt die am Tische sitzende Wirthin, die er mit erstauntem Auge musterte. Der junge Kronenberg wußte nicht, was er sagen sollte; die ältliche Frau zwang sich, die Fassung nicht zu verlieren, und den Platz zu behaupten, zu dem sie erst mit Höflichkeit war gezwungen worden; doch nahm sich endlich der Reisende aus Noth so viel zusammen, daß er sie bat, nach dem Fremden und zugleich nach dem hergesandten Hausknecht zu sehen, ob beiden auch nichts abgehn möchte. Die Frau erhob sich langsam, und verließ nicht ohne Zeichen der Empfindlichkeit das Zimmer.

Sonderbarer Mensch! sagte Freimund, Du scheinst die Frau zu Deiner Gesellschaft eingeladen zu haben, und sendest sie nun meinetwegen wieder fort! Wie kommst Du überhaupt hieher? Zehn Meilen von Deiner Heimath? Da ich Dich dort verheirathet und glücklich glauben mußte?

Kronenberg verriegelte die Thür und lehnte die Läden der Fenster an; dann sagte er leise: verrathe mich gegen Niemand, daß Du mich hier angetroffen hast, denn

ür vielen Schaden thun. Ich heirathe nicht, die Ver-
ndung ist völlig aufgehoben.

Also ist das Gerücht, dem ich nicht glauben wollte,
ef der Freund aus, dennoch wahr? Und Fräulein
ăcilie —

Sie findet sich, sie wünscht es im Grunde selbst. —
ber wie kommst Du hieher?

Ich war, sagte jener, zwei Meilen von hier auf der
agd, und bin im Begriff nach Hause zu reiten. Ich
ollte binnen wenigen Tagen Dich besuchen, um Dich als
hemann kennen zu lernen.

Lassen wir dies Gespräch, sagte Kronenberg, mit
ıpfindlichem Tone abbrechend, — ich und Cäcilie wären
ıglücklich geworden, wahrhaft elend, — ich kann aber
ımöglich so plötzlich und in Eil das ganze Gewebe von
mpfindungen, Verhältnissen und Mißverständnissen aus-
nanderfalten, das diesen Schritt, wenn er auch auffal-
ıd ist, nothwendig machte.

Unglück — Elend — sagte der Freund, ja dies
ıd freilich zwei schwer wiegende Worte, die im Leben
eistentheils weit mehr Sinn, als „Glück" und „Wonne"
ıben. — Und wohin gehst Du von hier?

Auch das darf ich Dir nicht sagen, antwortete der
erstimmte, und keinem meiner Freunde. —

Sieh da, nahm Freimund das Wort, um dem Ge-
räch eine völlig entgegengesetzte Wendung zu geben,
ıu führst ja das Werk mit Dir, von welchem jetzt in
len Gesellschaften die Rede ist. Findet man größten-
ieils die Beobachtungen wahr und scharfsinnig, so er-
hreckt doch viele der kecke Ton und die harte Anklage
nes Mannes, der jetzt einen Theil von Europa regiert.
Die größte Neugier ist aber darauf gespannt, wer wohl

der Autor sein möchte. Man räth auf Bekannte und Unbekannte. Daß dies Buch Dir nur nicht, wenn Du vielleicht weit reisen solltest, gefährlich wird.

Mir? sagte Kronenberg mit Lächeln. Und von wem glaubst Du es geschrieben?

Ich bin hierüber ganz unwissend. Auch ist mir die Schreibart völlig fremd.

Das sollte sie Dir doch, wenigstens zum Theil, nicht sein, denn Du hast schon manches vom Verfasser gelesen.

Du kennst ihn also? — Da Kronenberg gedankenvoll und etwas schelmisch lächelte, so fuhr Freimund überrascht und erschreckt heraus: Wie? Du bist es doch nicht selbst? Unmöglich!

Warum unmöglich? erwiederte jener; ich will damit nicht sagen, daß geradezu alles von mir herrühre; auch konnte ich natürlich hier in Deutschland nicht alle Thatsachen erfahren. Aber da ich, wie Du weißt, gute Quellen in Paris habe, mit Männern verbunden bin, die die Regierung nahe beobachten konnten, so war ich dadurch in den Stand gesetzt, die Schilderung dieses gefährlichen Mannes, wie ich glaube, ziemlich genau entwerfen zu können.

Das ist mir so neu, rief Freimund aus, daß ich mich noch von meinem Erstaunen nicht erholen kann. Und Du wagst es, dies zu gestehen, da uns vielleicht, ja wahrscheinlich, ein Krieg mit diesem wunderbaren Manne und seinem aufgeregten Volke nicht mehr fern ist? Da unserm Vaterlande wohl die sonderbarsten und traurigsten Verhältnisse zubereitet werden?

Was der Deutsche thut und behauptet, antwortete der Freund, muß er auch mit Muth können vertreten.

Nach einer Stunde verließ Freimund, nachdem er noch einmal seine wohlgemeinten Warnungen wiederholt hatte, den Reisenden. Dieser ging nachdenkend auf sein Zimmer, und als er am Morgen vom Postborn geweckt wurde und sich schnell angekleidet hatte, und er die Rechnung, die er zwar nicht klein vermuthet, übermäßig groß. Er dachte bei sich, daß sie wohl mäßiger ausgefallen sein würde, wenn die höfliche und verlaute Conversation mit der Wirthin nicht wäre unterbrochen worden. Ein offner Wagen war vorgefahren, und da sich wieder ein Schneegestöber ankündigte, bewog Kronenberg dieses Fuhrwesen mit unfreundlicher Miene; denn er mußte in den Bergen und schlechten Wegen einen ziemlich unangenehmen Tag erwarten. Der Aufwärter schalt auf die schlechte Einrichtung der Posten, die Wirthin zeigte sich aber nicht. Als der Wagen um das Haus fuhr, sah durch ein schmales Fenster ein weiches Gesicht, welches der Reisende für das des Bittenden von gestern Abend erkannte; dieser streckte die Hände, mit denen er vorher den Mund berührte, winkend, ihm nach. Kronenberg hüllte sich in seinen Mantel, und hatte keine Lust, mit dem alten Christoph, der sich in seinem Schaafpelz auf den Wagen gewälzt hatte, ein Gespräch anzuknüpfen; er war um so mißmuthiger, da er im Abfahren einen spöttischen Zug in dem Gesichte des Aufwärters bemerkt zu haben glaubte.

Kaum hatten sie sich eine halbe Meile von der Stadt entfernt, als der Wagen, gegen einen Baumstamm geworfen, umfiel, und die Reisenden in den tiefen Schnee stürzten. Das ist eine mühselige Anstalt, sagte ver-

drießlich der alte Christoph; diese letzte Meile hat mir auch gestern den größten Aerger und die meiste Anstrengung gekostet. Ein Wagen mit Korn wurde in die Stadt geschickt, das ging noch leidlich — dann fand ich Gelegenheit, mit dem Postwagen weiter zu fahren, — aber diese letzte Meile hier im Gebirge! Kronenberg suchte ihn zu trösten, und als man sich wieder von Schnee gesäubert hatte und aufgestiegen war, froh, daß der Unfall keine schlimmeren Folgen gehabt hatte, mußte der junge Mann den Alten schon gewähren lassen, der sich durch Schwatzen für seine Leiden zu entschädigen suchte. Er berichtete weitläufig den Zustand der ganzen Haushaltung jener Familie, die Kronenberg noch diesen Abend sehen sollte; er verlor sich in Geschichten und Anekdoten, und verschwieg nicht viele Lächerlichkeiten, die den alten gnädigen Herrn charakterisirten, und den Sohn, den Freund Ferdinands, nicht in das beste Licht stellten. Nichts als Noth und Plackerei, fügte er endlich seinem Berichte hinzu; und wenn sie am Ende gar nicht mehr aus und ein wissen, so ist der alte Christoph gut genug, um Rath zu schaffen, oder meilenweit zu wandern, um nur die lieben Pferde zu schonen, und den neumodischen Kutscher nicht verdrießlich zu machen: denn glauben Sie mir nur, mein gnädiger Herr, auf mein Wort: unter tausend Herrschaften ist kaum eine halbe, die das Regieren versteht: der beste Domestik kommt aus den Strängen, wenn ihm nicht auf eine vernünftige Art befohlen wird; er verliert nach und nach seine Gaben und seine Tugend dazu. Anerkannt muß der Mensch werden, mag er doch treiben, was er will: ohne das keine Sicherheit. Wenn ich ein junger Lieutenant wäre, wollte ich den ältesten und gewiegtesten

renadier aus seiner Fassung bringen, und ihn durch ständiges Mäkeln und unvernünftiges Tadeln in vier Wochen confus und zum unordentlichen und schlechten Soldaten machen. Ich höre manchmal, wenn ich durch n großen Saal gehe, daß der junge Herr über Re- nten und Staatsmänner räsonnirt, und alle für nichts esonderes halten will, indem sie die Regierungskunst cht verständen. Ob er Recht hat, weiß ich nicht, aber i sich sollte er doch ja anfangen; denn er ruinirt alle edienten im Schloß durch seine Zerstreutheit, und chher, wenn er Fehler verursacht hat, durch unnö- ige Strenge; so macht er sie nach und nach alle tük- ch; etliche sind schon Schurken geworden, die nun e andern auch anstecken. Denn, wie gesagt, ohne rständige Ordnung, Pünktlichkeit, Stundenhalten, ebt es gar keinen Menschenverstand in der Welt.

Du bist immer ein zu strenger und moralischer Kauz wesen, antwortete Kronenberg unter seinem Mantel rvor.

Warum Kauz? fuhr Christoph fort: Kauz sollte an nur solche Leute tituliren, aus denen man nicht ug werden kann. Ich verlange von meiner Herr- haft und allen Menschen, die mir in die Quere oder i die Richte kommen, nichts Besondres und Kurioses, ine Liebe oder großmüthige Geschenke, keine raren ugenden und brillante Klugheits-Mirakel, sondern das llerordinärste Wesen, was eigentlich der Hund noch on seinem Herrn fordern kann, wenn er ein brauch- ares Thier bleiben soll. Und dies Ding, eben weil s so ordinär ist, ist allen den neuern überweisen Her- en zu geringe — es fällt nicht in die Augen, es ist uch noch nicht für einen Pfennig Lobenswerthes daran;

darum geht es auch ganz in der Welt aus, und eben deswegen wird es auch bald so wenig Diener wie Herren auf Erden geben, sondern nur eine allgewaltige Confusion, ein Hin- und Herschreien, ein Spektakel, hinter dem nichts steckt, — und dann heißt es am Ende doch, der gemeine Mann taugt nichts.

Du bist also mit der ganzen Welt unzufrieden! warf Kronenberg ein.

Ich kenne die Welt nur so weit, murrte der Alte fort, als meine Nase reicht. Ich verstehe es nicht, wie man die Menschen nicht kennt, mit denen man täglich zu thun hat. So kenne ich meine Herrschaft und was zum Hause gehört. Aber die Herrschaft, am wenigsten unser junger überkluger Herr, kennt uns, ihre Bedienten nicht — sie sieht so wenig, was an uns gut ist, als was nicht taugt. Wird man uns manchmal gelobt um etwas, wo ein tüchtiger Herr den Stock hervorsuchte, oder ausgehunzt wegen Sachen, die man so recht mit Verstand und Liebe gethan hat, kriegen die Schlechten in allem Streite Recht, wird jede Verhetzung und dumme Klätscherei von den Gnädigen mit Freuden aufgenommen, so ist auch bald ein Haus von schlechten Dienstboten fertig. Ich denke nur, solche Herren, die ihr kleines Hauswesen nicht in Ordnung halten können, sollten nicht über ihre Vorgesetzten so scharfe Mäuler aufthun.

Das verstehst Du nicht, sagte der junge Mann; die Kälte und das Wetter, am meisten Dein gestriger Marsch, haben Dich verdrießlich gemacht.

Und das rechtschaffen, sagte Christoph. Sie thaten gestern, als kennten Sie mich nicht, und es hing am

ir an einem Haare, so wäre ich Ihnen gestern Abend cht vor Augen gekommen.

Und wie das? —

Endlich sah ich die verwünschte Festung vor mir gen, so fuhr Christoph fort, und da ich nun mich n die Stadt herumquälte, um nach Ihrem Wirths- use zu kommen, wurde es schon ganz finster, und irzend und fallend, hungrig, durstend und erfroren n ich nun in der Nähe des goldnen Schwans, und e schon die Lichter. Da kommen mit einem mal vier 3 fünf Kerle um die Ecke hervor, nehmen mich fest, d schreien: nun, endlich! dir haben wir lange schon fgelauert! Ich wehr' mich und stoße und schlage, d als es mir endlich gelingt, meine dicke Mütze auf- knöpfen, weil ich vor der nicht zu Worte konnte, so rie ich nun aus aller Macht: was wollt ihr denn, r Hollunken, ihr Straßenräuber? nebst einigen andern hrentiteln, die mir im Zorn heraus fuhren. Da ließen mich los, gingen wieder um die Ecke, und brumm- n: nein, der ist es nicht, laßt ihn! der Mann ver- ht unsre gute deutsche Muttersprache zu vollkommen. - So weiß ich nicht, für welchen Hasenfuß sie mich üssen gehalten haben; aber man sieht doch daraus, ie kein Mensch dem andern mehr traut, wie man lbst auf der Landstraße nicht sicher ist, wie die Con- sion immer mehr um sich greift, und alles, mag ich nkommen, wohin ich will, ganz anders aussieht, als ie vor zwanzig oder dreißig Jahren.

Die mühselige Station war unter diesen und ähn- chen Gesprächen zu Ende, früher, als man gedacht atte. Nun breitete sich wieder das ebene Land aus, nd die Reisenden erreichten auch ohne alle Unfälle die

nächste Post, wo sie im kleinen Städtchen den neuen Wagen schon vor dem Gasthofe halten sahen. Der elegante Kutscher begrüßte den jungen Herrn, Kronenberg setzte sich, da es Mittag war, an die Wirthstafel, und ließ, nach einem freundlichen Gespräch, dem alten Christoph, so wie dem Kutscher, ein gutes Essen und eine Flasche Wein vorsetzen. Der Alte schmunzelte vor sich hin, als wenn er dächte: der Herr will thun, als wenn er mit uns Domestiken umgehen müßte.

Man fuhr lustig wieder aus der Stadt, indem der Kutscher nach englischer Weise auf einem der Pferde ritt. Der bequeme Wagen erschien nach dem engen Fuhrwerke der Post dem jungen Reisenden äußerst angenehm. Auch währte es nicht lange, so hatte ihn die schaukelnde Bewegung in einen angenehmen Schlummer gewiegt. Als er nach einem Stündchen erwachte, hörte er von draußen vom Bocke der Kutsche ein seltsames verwirrtes Gespräch, und sah, daß sich neben den alten Christoph noch Jemand gesetzt hatte. Der Alte eiferte und sprach laut, und der Fremde schien ihn nicht recht zu verstehen und erwiederte nur im gebrochenen Deutsch. Im Ereifern stießen sie einmal an das Glas, und der Fremde sah erschrocken um. Bei dieser Wendung glaubte Kronenberg jenen Mann wieder zu erkennen, der ihn ihm gestern Abend auf eine so auffallende Weise gestört hatte. Es schien ihm aber unmöglich, daß dieser sich schon hier befinden könne, indem er selbst, trotz den schlechten Wegen, schnell genug gereiset war.

Er fand sich in diesen Betrachtungen gestört, indem man jetzt durch eine kleine Stadt fuhr, und auf der

ng zerrissenen Pflaster der Wagen so erschüttert wurde,
ß auch bald, obgleich der Kutscher ziemlich vorsichtig
kte, etwas zerbrochen war. Man hielt vor der
henke, der Fremde half ämsig und höflich dem Rei-
den beim Aussteigen, indeß Christoph den Schmidt
bei rief. Der Unbekannte war im Zimmer eben so
ig, den jungen Kronenberg beim Auskleiden zu be-
nen, und fragte dann, ob er sonst irgend etwas
ehle. Die Diener brachten einige Erfrischung, und
hdem sich der Fremde ebenfalls hatte setzen müssen,
gte ihn der junge Mann: wie ist es nur möglich,
; Sie mich schon haben einholen können, da ich Sie
möglich wieder zu sehn erwarten durfte?

Es konnte auch nur durch den sonderbarsten Zufall
chehen, antwortete der Unbekannte in seiner Sprache:
e waren kaum abgereiset, als ein Kourier mit einer
gen Sendung ankam: Der Mann war mir bekannt,
) er nahm mich bis zur nächsten großen Stadt, wo
unsere Wege trennten, mit. Auf dem guten Wege,
leich er einige Meilen weiter ist, konnten wir schnel-
reisen; in der Stadt traf ich einen abgehenden Wa-
, der mich bis zu jenem Orte brachte, in dem ich
re Equipage antraf, die ich so dreist war, auf Ihre
ige Erlaubniß rechnend, zu benutzen, und hier werde
mich Ihnen mit gerührtem Danke empfehlen, und
Bild meines Wohlthäters ewig in meinem treuen
zen bewahren; denn schon ganz nahe ist jene Stadt,
ich Hülfe und Freunde mit Sicherheit erwarten
f.

Sie verzeihen, sagte Kronenberg, wenn ich vor un-
n Abschiede einige Fragen an Sie richte. Sie über-
hten mich gestern, und ich war, als ich mich beson-

nen hatte, nicht ohne Unruhe, ob ich mir nicht selbst Unfälle zuziehe, ob ich nicht vielleicht sogar etwas Sträfliches that. Ich sehe, Sie vermeiden es, in den Städten gesehn zu werden; Sie wurden, als wir zuerst auf einander trafen, sogar verfolgt, und da Sie mich interessirt haben, da ich sehe, daß ich einem feinen und gebildeten Manne, so viel ich konnte, geholfen habe, so möchte ich auch wohl durch eine etwas nähere Bekanntschaft ein ungetrübtes Bild von Ihnen in meinem Gedächtniß aufbewahren.

Mein Herr, sagte der Unbekannte, mein Name bleibt Ihnen völlig fremd, wenn ich Ihnen auch sage, daß ich Cronibert heiße und mit meiner Familie in Rouen wohne. Dasjenige, was so seltsam erscheinen mag, ist ein gewöhnliches Unglück, eine klägliche Lage in die ich gerieth, als Familienverhältnisse und eine vermeintliche Erbschaft mich nach dem nördlichen Deutschland riefen. Statt eines gehofften großen Vermögens fand ich Verwirrung; näher-scheinende Ansprüche und künstliche Verhandlungen vor den Gerichten verdrängten meine Forderungen. Für einen längern Aufenthalt war meine Baarschaft nicht eingerichtet — zu Hause konnte ich nur spärlichen Zuschuß erwarten, und als dieser endlich ankam, ging das Meiste davon wieder auf, um die Schulden zu bezahlen, die ich indessen hatte machen müssen. Mit leichter Börse und schwerem Herzen begab ich mich auf den Rückweg, im bittern Gefühl, den Meinigen statt der Wohlhabenheit eine größere Armuth zurück zu bringen. Die kleine Summe, so sehr ich sparte, obgleich ich meist zu Fuß wanderte, war endlich doch völlig geschwunden, und was ich nun empfand, als mir ein böser Mensch in der Nachbar-

rge meinen Paß geraubt hatte, und ich so manchen
rtherzigen um ein Almosen ansprechen mußte, können
ie sich unmöglich vorstellen, da mir selbst bis dahin
se Gefühle unbekannt geblieben waren. In dieser
recklichen Lage war ich auch dort im Städtchen nach
ilfe umhergewandert; die Armenaufseher waren mir
f die Spur gekommen, sie hatten erfahren, daß ich
ne Paß sei, und wären Sie, mein verehrter Be-
ützer, weniger großmüthig gewesen, so hätte man
ch dort als Bettler und Vagabonden fest gesetzt, und
und meine Frau und unerzogenen Kinder waren dem
rderben Preiß gegeben.

Er konnte diese Erzählung nicht ohne Thränen
ließen, so wenig als sie Kronenberg ohne Rührung
tte hören können. Es giebt freilich Verhältnisse,
ıte dieser bewegt, die so furchtbar den Menschen ein-
zen und foltern, daß es grausam und gottlos wäre,
nn auch der Wildfremde, ohne lange zu fragen,
ht herbei springen und helfen wollte. Ich wünschte
r, ich könnte mehr für Sie thun, als Ihnen noch
e kurze Strecke Ihrer Reise erleichtern. — Mit
sen Worten wollte er dem Unglücklichen noch einige
ldstücke in die Hand drücken, dieser aber trat mit
n edelsten Ausdrucke einige Schritte zurück und rief
: nein, mein Wohlthäter, das kann ich von Ihnen
ht annehmen, denn Sie haben genug für mich ge-
n, und da ich zwei Meilen von hier Freunde und
ısse Hülfe finde, so wäre dies nur ein Mißbrauch
rer Güte. Könnte ich nur so glücklich sein, Ihnen
mal einen Dienst, oder nur eine Gefälligkeit zu er-
jen, so würde ich mich unbeschreiblich glücklich schätzen.
ch, sich einem edlen Manne verpflichtet fühlen, ist

auch eine schöne und beruhigende Empfindung, so wie der Edle sich schon darin beseligt findet, denen, die es durch Dankbarkeit verdienen, eine Wohlthat erzeigt zu haben.

Mit diesen Worten verbeugte er sich und ging zur Thür hinaus. In dieser wandte er sich noch einmal dankend um und so gerührt sich Kronenberg fühlte, so war doch im letzten scheidenden Blicke des Fremden wieder etwas so Stechendes, so viel lauernde List, in dem blassen Gesicht so viel Widerwärtiges, daß dieser Wechsel seiner Empfindungen dem jungen Manne fast träumerisch, ja beinah fieberhaft vorkam. Er schalt sich endlich selbst über sein Mißtrauen und meinte, es sei nur Täuschung und Erhitzung von der Reise, wenn ihm der Fremde im letzten Augenblicke so durchaus widerwärtig erschienen sei. — Der Wagen war wieder hergestellt und Christoph bereit zur Abreise. Wo haben Sie denn, fragte er mürrisch, diesen fremden Herrn aufgefischt, gnädiger Herr? denn er berief sich auf Sie, als er dort vor dem Thor auf unsere Kutsche kletterte.

Ein armer Mensch, sagte Kronenberg, an dem man sich ein Gotteslohn verdient, wenn man ihm hilft, ein unglücklicher Familienvater. Was hattest Du denn mit ihm abzuhandeln und zu streiten?

Je, der französische Wirrwarr, antwortete jener, wollte Fuhrwerk und Pferde tadeln, und alles besser wissen. Ich verstand freilich wohl sein Kauderwelsch nicht, und er konnte auch meine Meinung nicht recht fassen, indessen giebt das immer den besten und lebhaftesten Diskurs. Ich bin mit dem Kerl schon einmal zusammen gekommen, und dazumal haben wir uns noch mehr gezankt.

Wo denn? fragte Kronenberg verwundert.

Je, vorigen Sommer, erzählte Christoph weiter, wir mit dem alten gnädigen Herrn auf seinem Gut hinten im Gebirge waren. Eines Morgens finde den Patron, den ich schon viel hatte umherstreifen ı, in unserm Garten. Er mußte über die Planke iegen sein. Da saß er und zeichnete die ganze Ge d ab. Er meinte, es sei bei uns im Lande viel tur und Perspektive, und ein gewisses Bellvue, und s er des Zeugs mehr durch einander schwadronirte. führte ihn aber ohne Umstände durch den Hof und hte ihm, es dem gnädigen Herrn zu sagen. Dazu gab er mir ein Trinkgeld und sah nicht so bettel t aus. Am folgenden Tage sah ich ihn auch in r Gesellschaft, aus der ich unsern alten Herrn ab e.

Christoph mußte sein Geschwätz unterbrechen, denn stiegen ein und kamen bald in der Stadt an, wo Freund des Reisenden wohnte, vor dessen Hause Wagen auch nach wenigen Minuten stille hielt.

Ein lautes Geschrei empfing den absteigenden Gast. Bedienten liefen durch einander, ein jeder befahl, er gehorchte; jeder fing an, ein Geschäft zu ver ten, welches er sogleich, von einer andern Anord g gestört, unterbrach. So ging Kronenberg die je Treppe hinauf; als er aber im großen Vorsaal d, hatten ihn alle Diener verlassen, und er blieb Finstern zurück. Der kalte Saal gab ihm Muße ug, über diese sonderbare Beschaffenheit des Hauses e Betrachtungen anzustellen. Er tappte umher, um

eine Thür zu finden, wagte aber nicht, sich mit Ge-
stimmtheit zu bewegen, um nicht etwas umzustoßen
oder zu verletzen. Indem er endlich den Griff eines
Schlosses gefaßt hatte, wurde die Thür von innen ge-
öffnet, und Christoph trat ihm mit einer Laterne ent-
gegen. Es ist zu arg! rief dieser aus, Sie noch hier!
die Wirthschaft wird doch mit jedem Tage toller! Sie
im Finstern? Kommen Sie nur schnell zum junge
Herrn, der gewiß noch nicht einmal weiß, daß Sie
schon angekommen sind.

Er führte den Fremden über einen langen Gan
und im wohlgeheizten Zimmer saß Karl von Wilm
sen unter Büchern, Akten und Briefschaften wie
graben. Er sprang auf und begrüßte herzlich
Freund. Ich hatte Dich noch nicht erwartet, rief
aus, und keiner von den Schurken kömmt auch,
mir zu melden, daß Du angekommen bist! Und
ist Deine Lage nun, Freund? Ich weiß nur das
nigste davon, erzähle.

Da sie allein waren, hatte Kronenberg kein Bed
ken, sich ihm auf diese Weise zu eröffnen: Du
besten, mein Theurer, ist es bekannt, wie das
Vermögen, das mein Vater mir hinterließ, in
lationen, Verbesserungen des kleinen Gutes, die
nur zu bald als Verschlimmerungen bewährten,
gangen ist. Gläubiger, vorzüglich Wechselschu
drängten, und es blieb mir, wie ich schon längst
tete, kein andrer Schritt übrig, als den ich nun
Nachtheil meines Rufes wirklich habe thun
Mein karger Oheim wird nun vielleicht helfen, der
her mit Rath und Vermahnung so freigebig, aber
That und wirklicher Unterstützung desto sparsamer war.

Es schien ja aber doch, sagte Karl, daß Deine Hei
h alles ins Gleise bringen könne, und darum war
erschreckt, als Du mir plötzlich schriebst, auch diese
zurück gegangen.

Es war mir schwer, fuhr Kronenberg fort, den
danken zu fassen, einer Heirath Glück und Wohl
nd zu verdanken. Dazu kam, daß Cäcilie, die mich
zu lieben schien, mit jedem Tage kälter gegen mich
rde. Ich muß vermuthen, daß eine andre, vielleicht
dahin verheimlichte Leidenschaft die Ursach dieses
änderten Betragens war. Auch konnte ich mich nicht
schließen, dem Vater, so oft er mich auch dazu auf
derte, die ganze Trostlosigkeit meiner Lage zu ent
ken; das Wort erstarb mir jedesmal auf der Zunge.
ese falsche oder rechte Schaam hat es wohl veran
t, daß sich auch der Vater auffallend von mir zurück
. Ich fühlte mich endlich unbeschreiblich unbehag
in der Familie, ja es fehlte mir bald an jeder Fas
g, die Rolle mit Anstand durchzuführen, die ich
voreilig übernommen hatte. Das Schlimmste aber
t —

Wie? rief Karl aus, noch etwas Schlimmeres?

Laß mich enden, sagte Kronenberg. Der Bruder,
hitziger junger Mann, wie Du ihn kennst, kam
den Gedanken, es sei für seine Schwester und die
milie beschimpfend, daß ich die Verbindung, die in
Umgegend bekannt genug geworden war, wieder
n wollte, und fand es seiner Pflicht und Ehre gemäß,
h zu fordern.

Teufel! rief der Freund aus, — und? —

Wir schlugen uns auf Pistolen, er ward schwer
wundet, so wie mir es schien, tödtlich. Du begreifst,

daß dies meine Flucht noch mehr beschleunigen, und in die ganz hülflose Lage stürzen mußte, in der ich Dir von der Grenze jenen kurzen Brief sandte, in welchem ich Deine Freundschaft und Deinen Beistand auftrief.

Du kennst mich, sagte Karl mit dem größten Ausdruck der Herzlichkeit, Du zweifelst an meiner Freundschaft nicht, indessen ist Dir auch meine beschränkte Lage bekannt. Ein Kapital, so viel ich nur schaffen kann, steht zu Deinen Diensten, es sollte größer sein, vielleicht so, daß Deine Lage dadurch wieder hergestellt würde, wenn ich meinem Vater mit dergleichen Vorschlägen kommen dürfte. Der ist aber steinhart, am härtesten gegen Menschen, von denen er glaubt, daß sie durch Leichtsinn und schlechte Wirthschaft sich ihr Unheil selbst zugezogen haben. Ich will mich an Deinen Oheim und Deine schlimmsten Gläubiger wenden, damit in Deiner Abwesenheit nur Dein Name nicht verunglimpft werde. Nun, was denkst Du für jetzt anzufangen, wenn ich Dir für Deine weitere Reise auch wohl mit tausend oder zwölfhundert Thalern helfen kann? denn dies wäre wohl das Aeußerste, was meine Kräfte reichen.

Kronenberg umarmte seinen Freund gerührt und sagte dann: Du bleibst der Alte, und wußte ich doch, daß ich auf Deine Liebe rechnen konnte, seit der Stunde bist Du mir treuer gewesen, wie meine eigne Stärke. Ich denke jetzt nach jener Stadt des südlichen Deutschland zu gehen, von der ich Dir schon sonst gesprochen habe. Dort finde ich alte Bekanntschaften, die ich erneure, ich habe sehr gute Empfehlungen bei mir, die mich mit Männern von Einfluß verbinden werden, und

denke ich durch Talente, Kenntnisse und Fleiß mir rt eine Laufbahn zu eröffnen, die mich zu einem uen und bessern Leben führen soll, als ich bisher nnte; und vielleicht komme ich so weit, daß ich alsnn ganz mein väterliches Vermögen verschmerzen und gessen kann. Kannst Du unterdessen etwas davon ten, durch Deinen Kredit, dadurch, daß Du meinen heim mir geneigter machst, ist es um so besser und rer, im Fall mein Plan, der mir nicht unvernünftig nkt, sich doch als Schimäre ausweisen sollte.

Dir ist bei Deinen Talenten vieles möglich, antrtete Karl, vorzüglich, wenn Du den poetischen Beäftigungen mehr entsagst und Dich den ernstern Wisschaften widmest.

Du erinnerst mich eben, rief jener aus, daß ich ir einen großen Brief von Deinem interessanten etischen Freunde mitbringe, der Dir gewiß Freude chen wird.

Gieb! sagte Karl mit großer Lebhaftigkeit, und jener hte im Rock, Oberrock und Mantel, doch vergeblich. ie ganze Brieftasche wird doch nicht, — stotterte er dlich erschreckt, — nein, — sie muß im Wagen n. — Es ward geklingelt, ein Bedienter ausgesandt, Kutsche zu durchsuchen, dieser kam aber nach einer ertelstunde zurück, und schwor, daß sich keine Spur s Verlornen in allen Taschen und Schubkasten des agens finde. Indessen war Christoph auch herbeigefen worden, und Kronenberg fuhr auf ihn mit der age los: Erinnerst Du Dich nicht, Alter, ob Du i nächsten Städtchen, oder im ersten Gasthof eine the, ziemlich große Brieftasche in meinen Händen, er auf dem Tische gesehn hast?

Der gnädige Herr, antwortete der Alte in seiner verdrossenen Weise, müßte es sich wohl eigentlich am allerbesten erinnern: ich kann nur sagen, daß ich nichts weiß und nichts von einer solchen Tasche gesehn habe, weder im ersten, noch zweiten Gasthofe.

Auch nicht vielleicht, fiel Kronenberg ein, dort im Walde, wo wir mit dem Wagen umfielen? Ist sie dort liegen geblieben? Sahst Du sie nicht vielleicht auf dem Boden?

Christoph trat einen Schritt zurück, und sah ihn dann von der Seite und mit zugekniffenen Augen an: wenn ich nun Ja sagte, gnädiger Herr? Und wollte zu meiner Entschuldigung etwa anführen, ich hätte das große Ding für eine abgefallene getrocknete Hand gehalten und deswegen im Schnee liegen lassen? Verdiente ich nicht die ausgewogensten und eindringlichsten Schläge?

Kronenberg mußte lachen, so verdrüßlich er war. So habe ich denn die wichtigsten Briefe, und obenein meinen Paß eingebüßt, den ich mir von hier auf keine Weise wieder schaffen kann.

Da haben wir's! rief Christoph: der fremde Mensch, der in der letzten Schenke so dienstfertig war, Sie auszukleiden, so daß er mich vor purer Höflichkeit noch grob zurück stieß, der sich mit dem Oberrock so viel zu schaffen machte, ihn so sorgfältig faltete und bürstete, der Spitzbube hat auch gewiß die Brieftasche gefühlt und gefischt, denn einen solchen Paß kann ein Schuft und Spion immer am besten brauchen.

Sollte es wohl — sagte Kronenberg —

Gewiß, fuhr Christoph fort. Was hat er mir nicht alles auf dem Kutschbock vorschwadronirt, er fragte nach

lem, und kannte doch schon jeden Weg und Winkel n ganzen Lande.

Von wem sprecht Ihr? fragte Karl.

Ei, von dem Menschen, antwortete Christoph in ifer, den Sie ja voriges Jahr auch mehr als einmal üssen gesehen haben, mein gnädiger Herr, in Gesellhaft von Ihrem Herrn Vater. Sie nannten ihn alle nmer nur den großen Naturfreund, weil er alle Wäl:r, Schluchten und Berge durchkroch, und jede Felsennase bzeichnete. Dazumal sah er recht reputirlich aus, aber tzt hat er ganz das Wesen eines Straßenräubers.

Als Kronenberg erzählt hatte, was ihm mit diesem Mann begegnet sei, fand sein Freund es nicht unwahrheinlich, daß dieser sich des Portefeuille, hauptsächlich es Passes wegen, wohl habe bemächtigen können; er befahl jedoch, daß mit dem Frühesten Christoph nach em nächsten Städtchen zurück reiten solle, um in der Schenke noch einmal nachzusuchen. Christoph entfernte ch mit halb hörbarem Gemurmel, daß er nun doch ieder derjenige sein müsse, der die Fahrlässigkeit der Herrschaften gut machen solle.

Ein Diener rief die jungen Leute in den Speisesal. Kronenberg begrüßte die Mutter seines Freundes, ie sehr artig gegen ihn war, und sich freute, ihn nach eraumer Zeit einmal wieder zu sehn. Der Vater saß bseit an einem kleinen Tische, und las eifrig in einem Buche, so daß er vom Abendessen, so wie von dem remden Gaste gar keine Notiz nahm. Sie sind serirt! rief die gnädige Frau zu ihm hinüber. Setze Dich, mein Schatz, antwortete der alte Herr mit tiefer Stimme, fangt immer an zu essen, ich komme noch

zeitig genug; kann ich mich doch von meinem herrlichen Buche noch gar nicht trennen.

Man setzte sich. Sie müssen schon, sagte die gnädige Frau sehr verbindlich, einem Landedelmann diesen Mangel an Attention verzeihen, mein werther Herr von Kronenberg, ich und mein Sohn, wissen um so mehr das Glück zu schätzen, daß Sie nach länger als einem Jahre unsre entfernte Gegend und unser kleines Städtchen wieder besuchen, und der Residenz und allen glänzenden Cirkeln dort Ihre Gesellschaft entziehen wollen. Mein lieber Sohn hat mir einigemal aus Ihren Briefen vorgelesen, und mir selbst von Ihren poetischen Produkten mitgetheilt, die mich entzückt haben, und die ich, so weit meine schwache Einsicht reicht, für vortrefflich halte.

Ein solcher Beifall, antwortete Kronenberg, wird mich befeuern, künftig Besseres zu leisten.

Man will zwar, fuhr die Dame fort, jetzt ganz neue und unerhörte Sachen hervorbringen, und es ist so weit gekommen, daß mancher sogar verlangt, wir sollen alles vergessen, was wir in unserer Jugend gelernt und als das Rechte erkannt haben. Aber die Folgezeit wird ausweisen, daß unsre Vorfahren doch nicht so ganz übel thaten, sich einer gebildeten Nation anzuschmiegen, die durch eigne Kultur uns zeigen kann, was man vermeiden und was man erstreben muß.

Sie sprechen ohne Zweifel, fragte Kronenberg, von der französischen?

Von welcher sonst? sagte die Dame etwas spitzig. Giebt es denn, genau genommen, eine andere?

Der alte Herr fing, in seinem Buch vertieft, an laut zu singen. Sollte nicht jede Nation, warf Kro-

enberg bescheiden ein, ihre eigne Literatur haben kön-
en, und hat die deutsche nicht schon längst bedeutende
Schritte in ihrer eigenthümlichen Kultur gethan?

Die deutsche! erhob die gnädige Frau den Ton:
ich von Ihnen, dem verständigen Freunde, muß ich
rgleichen hören? Wann ist sie denn deutsch gewesen,
ann hat sie denn nur gezeigt, daß sie dergleichen
irklich will, im Fall sich ein vernünftiger Gedanke
lbst mit solchem Vorsatze vereinigen ließe? Barbarisch,
nwissend, ungelenk, und eben so politisch als literarisch
)nmächtig war sie froh dankbar, als sie von Ludwig
m Vierzehnten erfuhr, was sie sollte, und kam zu-
eich zur Besinnung, als Redner, Geschichtschreiber
nd Dichter ihr damals zeigten, was sie ohngefähr den-
n und fühlen müsse. Sehn wir nicht auch von die-
m Augenblicke an ein reges Wetteifern im Schreiben,
ersemachen und Predigen ganz im Sinne und in
lachahmung ihrer großen Vorbilder, die sie freilich nie-
als erreichen konnten? Ich weiß wohl, daß eine bar-
irische Periode eintrat, und ein Versuch, sich von die-
n Mustern loszureißen, denen man gleich zu werden
rzweifeln mußte. Aber was war es denn nun? Ein
laviſches Nachkriechen hinter den rohen Engländern
r, die noch niemals einen klaren und heitern Blick
die Welt thun konnten, sondern bei denen Hypochon-
rie und Lebensüberdruß die Stelle des Tiefsinns ver-
:ten müssen. Angebetet, abgeschrieben, nachgeahmt,
id das schlechte Muster übertrieben, wurde nun wie-
r. Von einem Ende des Landes zum andern er-
)allte jetzt diese Lehre, und man unterschied nicht ein-
al das Bessere vom Schlechteren. Wo ist denn also
nals das Originale, wirklich Nationale hervorgetreten?

Ich bin überzeugt, daß der Deutsche nichts Selbstständiges ist, daß, wenn es so fortgeht, die Zeit vielleicht nicht mehr fern ist, wo er beim vergessenen und abergläubischen Spanier bettelt, dessen weggeworfene Brosamen aufhascht, und aus dessen wurmzernagten Krucifixen und Idolen sich seine Götterbilder schnitzt, vor denen er dann wieder in rohem, schnell entschwindenden Fanatismus eine Zeitlang kniet. —

Ich bewundere noch mehr diese scharfe Art sich auszudrücken, sagte Kronenberg sehr geschmeidig, als die Masse von Kenntnissen, die ein so kühnes Urtheil, meine gnädigste Frau, bei Ihnen voraussetzt.

Sie scheinen auch der Meinung zu sein, war die Antwort der Dame, daß es den Frauen unmöglich sei, verständig zu werden, und freilich, wenn man alle die Einrichtungen betrachtet, welche die Männer getroffen haben, um uns in der Unmündigkeit zu erhalten, so ist es nicht sonderlich zu verwundern, wenn die meisten Individuen meines Geschlechts zeitlebens kindisch bleiben, besonders da sie nur durch diese halb natürliche, halb affektirte Niaiserie den Männern gefallen. Im Alter sieht dies Wesen freilich um so betrübter aus, und es entschließen sich alsdann auch die meisten ziemlich kurz, sich geradezu in Drachen oder Betschwestern zu verwandeln: wenn die Schlimmsten es sogar zu der Virtuosität bringen, diese beiden Thiergattungen mit einander zu vereinigen.

Unvergleichlich! rief Kronenberg aus.

Heuchelt nur und schmeichelt euch! murrte der alte Herr auf sein Buch niedergebückt.

Ich hoffe, fuhr die gnädige Frau fort, Sie gehören nicht zu diesen Männern, deren eigne Armseligkeit die Frauen noch armseliger haben will, damit sie sich vor

iesem Spiegel nicht zu schämen brauchen. Ich würde
icht meine Ueberzeugung gegen Sie aussprechen, wenn
ch Sie nicht für eine Ausnahme hielte. Erinnere ich
nich doch auch von ehemals, wie sehr wir in Bewunde-
ung jener Nation übereinstimmten, die sich jetzt mit
Recht die große nennt, die es nunmehr fühlt, daß sie es
ist, die Europa gebildet hat und in Zukunft erst noch zu
inem gesitteten Welttheil machen wird; denn was ist
ohl geschehen, erfunden, eingerichtet, gedacht, (wenn
s irgend der Beachtung würdig ist) was es die neuere
Welt nicht ihr zu danken hätte?

Der Mensch, liebe Mutter, ändert sich aber zuwei-
en, sagte der Sohn lächelnd, und ich weiß nicht, in
vie fern wir beide noch mit unserm Freunde übereins
timmen werden.

Das wäre schwächer als schwach, rief sie aus: denn
s bewiese, daß Ihre frühere Ueberzeugung keine wahre,
ondern nur angeflogene Nachbeterei gewesen wäre, und
ch habe Ihr Genie und Ihren wahrhaft gebildeten
Geist immer viel zu hoch gestellt, als daß ich mir auch
ur den entferntesten Verdacht solcher Art gegen Sie
rlauben dürfte.

Jetzt stand der Herr von Wildhausen auf, schloß
ein Buch und begab sich an den Tisch. Er verneigte
ich nur nachlässig gegen Kronenberg, schenkte sich ein
roßes Glas Rheinwein ein, erhob es und rief: die
Gesundheit des Verfassers von jenem Buche! Ja, hät-
ten wir mehr dergleichen, gebräche es nicht an Muth
und Originalität, so würden wir es bald weiter gebracht
haben. Denn das, mein verehrter Eheschatz, ist die
Hauptsünde meiner Landsleute, daß wir uns immer
noch schämen, dumm zu sein; damit kitzen uns in-

und ausländische Narren, und wissen uns alle mögliche Thorheiten und Fratzen um den Nacken zu werfen, weil sie uns weiß machen können, es sei Klugheit und Witz, in dergleichen Sattel- und Zaumzeuge zu wandeln; ihnen zu gefallen werfen wir so oft das Beste unsrer Sitten und Einsichten weg, weil sie uns persuadiren können, es sei altfränkische, kurzsichtige Dummheit. Gerade so, wie man ehemals die Wilden behandelte, die um Gold einen einfältigen Spiegel eintauschten. Sie, der junge Freund meines Sohnes, so wie mein Sohn selbst, werden noch einmal mit Thränen auf dem Schutt graben wollen, was sie jetzt mit Lachen unter die Füße treten, dann meine verehrte Gattin und alsdann hoffentlich schon mit mir zu den Ahnen versammelt sein, von wo wir dann vielleicht durch ein heimliches Fenster mit etwas himmlischer Gelassenheit auf die kleine Nation und die ungeheuer große Confusion herunter schauen können.

Wer mit Ihnen stritte! sagte höhnisch die Dame. Wer nicht logisch folgern und noch weniger dialektisch unterscheiden kann, sollte doch ein für allemal das Disputiren aufgeben.

Auf Ihre Gesundheit! rief der Hausherr, indem er ein noch größres Glas ausleerte; o Himmel, welche Kraft und robuste Natur gehört dazu, alles dies über- oder unterirdische Zeug so zu Gebote zu haben, wie es immer zu Ihrem Kommando bereit steht. Mein Kopf und Geist sind freilich anders eingerichtet, denn entweder beide müßten von dem aufbrausenden Gebräu bersten, oder sie müßten es so verdauen, daß es mir nicht immer und zu so unpassenden Zeiten auf die Zunge käme.

Die Gemalin wurde roth vor Zorn und der Sohn erlegen; Kronenberg, um die zu ängstliche Stille zu nterbrechen, fragte: darf man nicht wissen, was es für in Buch war, was Sie so eben lasen?

Gewiß, rief sie aus, jener maussade Autor, der sich n einen Gegenstand und an einen Charakter gewagt at, die ihm viel zu erhaben sind, und der seinen Mangel an Einsicht recht breit mit deutscher Plattitüde ideckt. Sonderbar! daß die Fremden ein bezeichnendes Wort für etwas haben, das bei uns eigentlich nur i Hause ist! wir haben keinen Namen für diese unsre Nationaltugend, aber freilich, wir bemerken auch gar icht einmal, daß dergleichen einen Tadel zulassen möchte nd taufen es Patriotismus, Biederkeit, Treue, und ach Gelegenheit deutschen Sinn und selbst Liebenswürdigkeit.

Der Alte war aufgestanden, um das Buch herbei u holen. Sehn Sie, sagte er, den Titel aufschlagend, ies herrliche Werk ist es, welches Sie, mein junger Herr von Kronenberg, wohl lesen und studieren sollten, wenn Ihre poetische Ader Ihnen dazu Ruhe und Einsicht ließe. Da könnten Sie lernen und von falscher Bewundrung zurück kommen.

Und den bessern Geist tödten, rief die Dame des Hauses.

Streiten wir nicht, sagte Kronenberg, ich kenne as Buch und führe es mit mir.

In der That? rief der Alte; — und wer möchte ohl der Verfasser sein? Mich wundert nur, daß es icht schon verboten ist, da der fremde Einfluß in unserm Vaterlande nun gar zu mächtig wirkt. Auch soll ch der Verfasser nur in Acht nehmen.

Kronenberg zögerte ein Weilchen, doch dann rückte er mit dem Bekenntnisse heraus, welches er seinem Freunde Freimund schon gethan hatte, daß eben Niemand anders, als er selber das berufene und freilich ziemlich gefährliche Werk geschrieben habe.

Wie? riefen alle zugleich im größten Erstaunen, und da das Mahl so eben geendigt war, so entfernte sich die Dame des Hauses mit einer kurzen Verneigung und einem höhnischen Lächeln: der Alte aber riß den jungen Mann stürmisch an seine Brust und rief wie begeistert: soll es mir so wohl werden, den edlen Deutschen kennen zu lernen, der es in unsrer armseligen Zeit gewagt hat, so dreist diese große Wahrheiten zu sagen? Ihr Sie, Sie sind es, junger Mann? Vergeben Sie mir alles, was ich gegen Sie nur jemals gesprochen oder gedacht. Morgen werden wir uns wieder sehn und näher kennen lernen.

Als Kronenberg wieder auf dem Zimmer seines jungen Freundes war, sagte dieser zu ihm: so viel ich Dir, theurer Ferdinand, auch immer zugetraut habe, so hatte ich doch niemals ein solches Werk von Dir erwarten können, das ich, so sehr es auch allen meinen Ansichten widerspricht, hoch stellen muß. Und wie hast Du nur selbst so schnell Dein politisches Glaubensbekenntniß geändert?

Lassen wir das jetzt, sagte Kronenberg, mich freuts, daß durch diese Veranlassung Dein Vater eine bessere Meinung von mir bekommen hat. Du ließest ihn ein Wort über ihn fallen. Wäre es nun nicht möglich, daß er zur Verbesserung meiner Umstände mitwirkte?

Karl lachte laut, dann sagte er verlegen: vergieb, wenn mich dieser Gedanke komisch überraschte, und wenn ich gezwungen bin, als Sohn die Schwachheiten meiner Eltern ins Licht zu stellen. Hättest Du Dich nicht durch Deine unvermuthete Autorschaft jetzt bei meiner Mutter auf Lebenszeit verhaßt gemacht, so wäre Dein Gedanke ausführbar gewesen, wenn Dir mein Vater auch nicht diese Freundschaft erwiesen und Ehrenerklärung gethan hätte. Jetzt aber hast Du es eigentlich mit beiden verdorben. Der alte Herr ist immer nur so heroisch in Gegenwart von Fremden, weil er voraussetzt, daß die Frau des Hauses sich alsdann mäßigen wird; er weiß aber auch schon vorher, daß er in der Einsamkeit des Schlafzimmers seinen Patriotismus und Uebermuth büßen muß, er wird dann um so tiefer gedemüthigt, als er sich erst von Deutschheit und Wein begeistert erhob. Du wirst morgen Zeuge sein, wie er um so ängstlicher als Flehender da kriecht, wo er heut als Herr tyrannisirte, und von dieser schwachen Inkonsequenz, die sich alles gefallen läßt, so sehr sie auch zu Zeiten poltert, hat meine Mutter hauptsächlich ihre Ansicht vom deutschen Charakter abstrahirt. Also kannst Du Dir wohl denken, wie sehr sie ihn bewachen wird, damit er nichts für Dich thue, und wir können froh sein, wenn er Dich nicht geradezu verfolgt und einen Streit vom Zaun bricht, um sich bei seiner Gattin wieder in Gunst und Ansehn zu setzen.

Als Kronenberg zu diesen sonderbaren Eröffnungen aufzend den Kopf schüttelte, fuhr der Freund fort: Wissen wir das: ich habe an Dich eine Bitte von der größten Wichtigkeit. Du willst, wie ich weiß, weiter reisen: wenn Du gehst, so nimm Deinen Weg über

das Gut Neuhaus, zehn Meilen von hier, das Dir schon bekannt ist. Dort wirst Du die Tochter des Hauses kennen lernen. Sie ist der Inhalt aller meiner Wünsche; aber mein Vater ist starr und unerbittlich dieser Verbindung entgegen, und meine Mutter giebt ihm hierin nach, weil sie vor Jahren einmal von der Familie beleidigt wurde. Dein Wort gilt aber jetzt bei meinem Vater so viel, daß ein empfehlender Brief, eine vortheilhafte Schilderung gewiß Alles zu meinem Besten wird thun können.

Kronenberg schied mit dem Versprechen, den Versuch zu machen, und begab sich zu Ruhe.

Es zeigte sich am folgenden Mittage, wie sehr der junge Wildhausen in seiner Schilderung die richtigen Farben gewählt hatte. Die gnädige Frau war sehr hochfahrend, kurz, und bemühte sich gar nicht, ihre Verstimmung zu verbergen; der Herr des Hauses war so scheu und demüthig, daß er kaum die Augen aufzuschlagen wagte, und eben so, wie jedes lauten Worts, enthielt er sich auch heute des Weins. Es wollte sich keine Veranlassung finden, daß die Dame ihren Unmuth hätte auslassen können; nur als der Bediente Zeitungen und Broschüren herein brachte, rief sie mit einem gellenden Ton: tragt das Zeug alles sogleich wieder fort! Ich bin es endlich überdrüßig, so einfältigen Plunder in meinem Hause herum liegen zu sehn, in welchem der größte Mann der neuern Jahrhunderte so armselig gemißhandelt wird! Wenn die französischen Blätter kommen, so bringt sie mir! — Herr von Wildhausen sah mit wehmüthig kläglichem Blicke dem Diener

ich, und schickte ein verschämt bittendes Auge hinter
m drein, wagte aber kein Wort, um seine Lieblings-
türe zu retten. Ja auch jenes gestern so hoch ge-
iesene Werk war nicht zu erblicken, und die Vermu-
ung Karls, daß die despotische Laune der Mutter es
ohl verschlossen halten möchte, schien sich zu bestätigen.
herrschte oft Stille am Mittagstische; denn die Er-
hlungen des Sohnes, noch weniger aber die Scherze
d Anekdoten, welche Kronenberg wagte, fanden Bei-
ll oder Unterstützung. Als man sich vom Tische erhob,
tfernte sich die gnädige Frau sogleich, und indem der
e Herr mit gesenkten Blicken folgte, stieß er im Vor-
igehn an Kronenberg, und flüsterte: kommen Sie in
iem Viertelstündchen auf mein Zimmer! — Die bei-
n jungen Freunde machten indeß einen Spaziergang
rch den Garten.

Nach kurzer Zeit ging Kronenberg, der sich der
ausordnung schon fügen lernte, mit leisen Schritten
ch der Stube des Herrn von Wildhausen. Er fand
n alten Mann noch immer verlegen, der in seinen
apieren kramte, und sich ängstigte, wie er seine Rede
fangen sollte. — Tugend wird nicht immer erkannt,
ein theurer junger Freund, — so stotterte er endlich, —
d ich werde auch oft nicht verstanden. Der Mensch
ein schwaches Wesen. Wenn ich meinem Gemüth
gen dürfte, — indessen — wer weiß — in Zu-
nft — ich höre, daß Sie in Verlegenheit sind, und
cht an Ihrer vorhabenden Reise gehindert werden
nten. Ist es mir nicht möglich, alles für Sie zu
n, was ich wünsche, so nehmen Sie wenigstens dies
arlehn, das Sie mir nach Ihrer Bequemlichkeit in
fern Zeiten zurückzahlen können. —

Mit diesen Worten überreichte er ihm einen Beutel mit zweihundert Goldstücken. Und, fuhr er fort, zu Andenken müssen Sie von mir annehmen; ich dachte erst, Ihnen meine Equipage — aber es sind — nun, ich gebe Ihnen ein treffliches, gut gerittenes Pferd, das mir nur etwas zu muthig ist. In der Jugend und bei fester Gesundheit, wie die Ihrige, ist dies die angenehmste Art zu reisen.

Sie beschämen, Sie überhäufen mich, sagte der junge Mann.

Ohne Umstände, eiferte der Alte, — denn meine Frau ängstigt sich auch um dieses Thier, weil es uns da zu wild ist. Glauben Sie aber nicht, daß ich so ganz ohne Eigennutz handle. Ich habe eine große Bitte an Sie, durch deren Erfüllung Sie mich sehr verpflichten, und wenn Ihnen die Sache gelingt, die ich wünsche, so machen Sie mich wahrhaft glücklich.

Nennen Sie Ihre Wünsche.

So lange es Ihnen bei uns gefällt, sind Sie mir der willkommenste Gast; aber wenn Sie abreisen, ertheilen Sie mir die Freundschaft, über Neuhaus zu gehen. Dort werden Sie eine Familie sehn, die aus den wunderlichsten Mitgliedern besteht, die die Einbildung nur ersinnen könnte; am gehässigsten aber ist die Tochter des Hauses, ohne Grundsätze, eitel, kokett, allem Guten, vorzüglich allen deutschen Gesinnungen abhold, und Vater, Mutter, Sohn und Tochter bilden ein Nest von ausgemachten Atheisten, denen nichts höher steht, als Voltaire, Diderot, und die traurige Gesellschaft jener jetzt fast schon fast veralteten Freigeister. Mein Sohn ist in das Mädchen vernarrt, und denkt es durchzusetzen, sie mir als Schwiegertochter ins Haus zu brin-

l. Muß ich einmal nachgeben, so zieh' ich auf meine
en Tage noch in die Fremde. Lernen Sie die Leute
nen, und rathen Sie dann meinem Sohn, auf den
e so viel vermögen, mit vollem Herzen ab. Spre-
n Sie mit dem Vater dort, der vielleicht Vernunft
nimmt, und legen Sie ihm unverhohlen auf eine
ie Weise meinen Widerwillen dar. — Nach dieser
de umarmte der alte Mann den jungen Freund herz-
, und fügte dann gerührt hinzu: und nun beschwöre
Sie noch, mit väterlichem Wohlwollen, gestehn Sie
)t mit so edler Offenherzigkeit, daß Sie der Verfasser
es merkwürdigen Buches sind. Wir sehen trüben
ten entgegen. Alles deutet auf einen höchst ungleи-
n Kampf, der Deutschlands Freiheit im gefährlichsten
)iel verlieren wird. Noch hat man sich nicht erklärt.
s dahin werden die Regierungen gewiß jene Aeuße-
gen nicht gut heißen, und nachher, wenn die Tra-
ie aufgeführt ist, ist ihre Sicherheit, ja ihr Leben
adezu gefährdet.

Ich werde Ihre Warnung, erwiederte Kronenberg,
Herzen nehmen. Sie haben so sehr Recht, daß das
ch in meinem Vaterlande sogar schon verboten ist.
e man auf der Gränze des Herzogthums erfahren,
ich der Verfasser sei, begreife ich nicht; aber neu-
am Abend, als ich Ihren Bothen erwartete, lauer-
mir vier bis fünf Menschen auf, denen ich nur durch
entgangen bin.

Karl war erfreut, als ihm Kronenberg das Geld
rreichte, das er vom Väter erhalten hatte. Es
de beschlossen, mit dieser Summe die dringendsten
iubiger fürs erste zum Schweigen zu bringen, wenn
) nicht zu befriedigen, im Fall der Oheim sich auf

gar keine Anordnungen einlassen wollte. Geschähe ihm aber, so könne Kronenberg das Geld nachgeschickt werden.

Nach dem Abendessen warteten die beiden Freunde noch bis tief in der Nacht hinein; aber Christoph kam noch immer nicht zurück, um von der Brieftasche und dem verlornen Passe Nachricht zu bringen. Als man sich schon überwacht trennen wollte, klapperte ein Pferd den Hof herein, und man vernahm Christophs Stimme, der den eingeschlafnen Stallknecht aufschrie. Gerade, sagte Kronenberg, hat der Mensch die ganze Reise, bis zu jener Stelle, wo wir mit dem Wagen umstiefen, zurück gemacht.

Indem kam Christoph herauf, erhitzt und außer Athem, und noch viel verdrüßlicher, als gewöhnlich. Hast Du die ganze Reise zurück gemacht, armer Mensch! rief ihm Karl entgegen.

Das habe ich wohl bleiben lassen, antwortete der Alte, denn im vorletzten Wirthshause hatte ich ja auch die vermaledeite Brieftasche des gnädigen Herrn gefunden. Ich bin nur in der letzten Schenke abgestiegen, habe das ganze Haus umgekehrt, die Schränke aufgebrochen, die Betten umgeworfen, Stuhl und Bank, aber vergebens durchgesucht.

Aber Du bist fast vier und zwanzig Stunden abwesend; wo hast Du Dich denn umhergetrieben?

O, dreizehn Stunden wenigstens habe ich recht still und ruhig gesessen.

Wie das?

Lassen Sie sich dienen, sagte der Alte, und werden Sie nicht ungeduldig. Als ich die Haussuchung nur mit aller Strenge vollbracht und den Wirthen Schrecken

d Aerger in den Leib gejagt hatte, setzte ich mich
der auf. Kaum zweitausend Schritte auf dem Rück-
ge reitet mir jemand auf einem Queerwege vorüber:
hübsches Pferd, der Mann gut angezogen — und —
r war es? derselbe verdächtige Patron, der Ihnen,
ch meinem Glauben, die Brieftasche weggemanst
t. — Ich links, seitwärts ihm nach. Der Kerl hat
ch längst gesehn und erkannt. Sein böses Gewissen
ibt ihn, daß er plötzlich einen Feldweg rechts ein-
lägt, als wenn er so gleichsam speculirend spazieren
e. Ich auch von der großen Straße ab, ihm ge-
gt. Das mochte er sich wohl nicht vermuthen, denn
n setzte er sich in gestreckten Galopp. Den konnte
ser guter Ackergaul ihm nicht nachthun; aber ich ließ
ht ab, denn ich dachte den Schelm in der Stadt
etiren zu lassen. Was das Pferd laufen kann, ge-
rnt, in die Ribben gearbeitet, bin ich eher, als ich
hte, am Stadtthor. Die Bürgerwache steht schon
Gewehr; ich frage nach dem und dem, und beschreibe
, als man mich anhält und vom Pferde nöthigt;
die Wache werde ich gesetzt. Von da geht's zum
irgermeister. Ich sei ein Bettler, ein Landstreicher
so weiter, ein verdächtiger Taugenichts — ich müsse
den Thurm. Himmelselement! da stoben mir die
orte und Redensarten vom Munde, und es war
nches darunter, was der Bürgermeister nicht in Gna-
aufnahm. Meinen Paß sollte ich aufweisen. Einen
ß, bei einem Spazierritt! — Ich müsse ins Ge-
gniß; ein ehrsamer feiner Mann, der sich ausgewie-
, und nach seinem Passe ein Baron Kronenberg sei,
be mich denunciirt, wie er sich ausdrückte. Kein
uchen und Schimpfen half. Ich guckte dort über

das Thor durch ein enges Gitter, und sah über die ganze Stadt weg. Auf den Abend, als es schon dunkel war, geht der Rittmeister Herr von Wolf die Gasse herunter. Ich schrei', was ich aus dem Halse bringen kann: erzähle ihm meinen Casus. Er bittet mich endlich los, und da ich viel von Satisfaction räsonnire, meint der Bürgermeister, ich solle dem Himmel danken, so wohlfeil abzukommen; denn für mein Schimpfen auf die Obrigkeit müßte ich eigentlich acht Tage bei Wasser und Brot sitzen. Der Schließer mußte nun auch noch ein Trinkgeld haben. Jetzt hatte ich noch sechs volle Meilen zurück. — Hab' ich's doch immer gesagt: die complete Confusion ist schon im Lande; der Dieb will den Redlichen einstecken, die verkehrte Welt oder die Revolution ist da!

Nach einiger Zeit befand sich Kronenberg zu Pferde, um seinen Besuch in Neuhaus abzustatten. Der Frühling und die Sommerwärme hatten sich eingestellt, und dem Reisenden, der seine Sorgen vergessen, war jetzt so leicht und wohlgemuth, wie es dem Jünglinge meist zu sein pflegt, wenn er sich das erstemal von seiner Heimath entfernt, um die Welt kennen zu lernen. Er hatte schon in der Nähe einige angenehme Landsitze besucht, und war heiteren Sinnes durch Wald und Gebirge gestrichen, und jetzt, auf dem lustigen Wege in der Ebene, gingen die Gestalten und Begebenheiten seiner frühesten Jugend seinem Geiste vorüber; er war in jener fröhlichen Träumerei befangen, in der uns alle Erinnerungen ergötzen, und Thorheit wie Ernst mit gleichen Blicken anschauen. Er hatte auch oft Gelegen-

it gehabt, der Warnung seines Freundes eingedenk zu
n; denn sein Roß wollte künstlich und mit aller Auf-
rksamkeit behandelt sein. Es war von guter Race
d kräftig, aber durch seine Reiter verwöhnt; die
genschaften des Herrn gehn auf gewisse Weise in die
iere über, und so war dieses seltsam zerstreut; es
eute oft ohne Veranlassung, und sprang von der Seite,
ch stolperte es ohne alle Ursach': es war einmal schon
sehen, daß es den Zaum vor die Zähne nahm und
blinden Rennen fortstürzte, ohne auf seinen Regie-
: und dessen Willensmeinung die mindeste Rücksicht
nehmen. So ward es eine Nebenabsicht Kronen-
rgs bei dieser Reise, da er sich für einen trefflichen
eiter hielt, das schöne Thier wieder an Ordnung und
ehrsamkeit zu gewöhnen: er lernte beim Erziehn, daß
ebenfalls mehr zerstreut sei, als er von sich geglaubt
tte: der schlimmste Fehler, durch den jede Erziehung,
i vernünftigen oder unvernünftigen Wesen, unmöglich
rd.

Am folgenden Tage sah er von einer Anhöhe das
chloß hinter Gehölzen schon vor sich liegen, als sich
n junger Mensch, ebenfalls zu Pferde, zu ihm ge-
lte. Als dieser nach einigen Fragen und Antworten
e Absicht Kronenbergs erfahren hatte, rief er aus:
! da kommen Sie ja recht zur gelegener Zeit, denn in
ei oder drei Tagen wird die Hochzeit des Fräuleins
in.

Des Fräuleins vom Hause? — Unmöglich!

Warum unmöglich? Sie wollen doch nicht Einspruch
un? Das Fest wird um so glänzender, weil der Vater
i dem nämlichen Tage das Andenken seiner fünf und
anzigjährigen Verbindung feiern will. Die ganze

Nachbarschaft ist schon längst eingeladen, und da die Sache so weltbekannt ist, so konnte ich gar nicht vermuthen, daß sie Ihnen fremd sein würde. Das Schloß wimmelt von Gästen, und Sie werden sich vielleicht in einem Wirthschaftsgebäude oder der Pachterwohnung begnügen müssen.

Aber in aller Welt, rief Kronenberg aus, wen heirathet das Fräulein?

Das ist eben das Sonderbare von der Sache, schwatzte der junge Mensch mit dem Ausdruck des größten Leichtsinns geläufig weiter: es ist eine Parthie, an die Vater und Mutter und selbst das Mädchen noch vor einem Vierteljahr unmöglich denken konnten: denn es ist eine Mesalliance, die auch eigentlich ganz gegen alle Vernunft streitet. Denken Sie nur, vor sechszehn Wochen etwa kommt ein junger Fant durch das Dorf, giebt einen Brief ab, wird freundlich aufgenommen, ein Mensch ohngefähr meines Alters, mir auch im Wesen und Gesicht nicht unähnlich. Er ist so eben von der Universität abgegangen, ein Amtmanns-Sohn, sieben bis acht Meilen von hier wohnhaft. Das junge Ding macht Verse, spricht Zärtlichkeit, ist artig, liest Bücher vor. Wie ein Narr wird er in das reiche schöne Mädchen verliebt; sie wird unvermerkt von derselben Narrheit angesteckt; die Eltern sind unzufrieden, die Mutter meint, der Vater tobt. Doch alles Fluchen hat seine Gränze, auch die ergiebigsten Thränen versiegen, nur die Liebe ist ewig und unerschöpflich. Nicht wahr, so sagt ja alle Welt? Das bewährt sich denn auch hier, wo zum bösen Spiel gute Miene machen, ist eigentlich die ganze Kunst der vornehmen Leute. Kurz, der junge Windbeutel ist glücklich.

Verzeihen Sie die Frage, sagte der Reisende: Sie
nd wohl selbst der Bräutigam?

Mit schadenfrohem lautem Lachen sah der junge
Mensch ihn an, gab dem Pferde die Sporen, und flog
avon, so daß das leichte Sommerröckchen in der Luft
achflatterte, indem er noch zurück rief: kommen Sie
ald nach, Kamerad.

Armer Freund, sagte Kronenberg zu sich selber, so
t es also mit deiner Hoffnung und allen deinen Wün-
hen auf immer zu Ende! Eben so ist dein Vater nun
ller Sorge enthoben, und meine entgegengesetzten Auf-
räge dürfen mir jetzt keinen Kummer machen. Er ritt
n Gedanken langsamer, und als er endlich auf den
Hof des Schlosses kam, sprang ihm der junge leichte
Mensch schon wieder aus dem Stalle entgegen. Aha!
ief er mit lachender Miene, da sind Sie ja endlich!
Sie werden sich aber verwundern, wen Sie oben bei
em Herrn Baron finden werden! Einen alten Be-
annten!

Doch nicht etwa meinen Freund, den Herrn von
Wildhausen, der mir vorangeeilt ist? fragte Kronenberg.

Nein, er heißt ganz anders.

Oder Herr Freimund?

Weit davon.

Doch nicht etwa gar, sagte der junge Mann zögernd,
in Herr Wandel?

Richtig! rief der Jüngling, und sprang die Treppe
inauf, indem er noch bemerkt hatte, wie Kronenberg
lötzlich blaß geworden war; denn auf diesen Mann
autete sein bedeutendster Wechsel. Er überlegt schnell,
ob es nicht besser sei, rasch wieder das Pferd zu be-
steigen und eilig die Landstraße zu gewinnen; indessen

aber waren die Stalldiener schon herzu gekommen, und Bediente umgaben ihn. Er sah sich wie ein Gefangener an, und folgte mit schwerem Herzen dem voraneilenden Diener, der ihn melden wollte. Vom Balkon herunter begrüßte ihn mit holdseliger Freundlichkeit eine schöne Mädchengestalt. Indem er den Blick wieder erhob, glaubte er ein muthwilliges oder auch vielleicht boshaftes Lachen zu sehn, das sich aber augenblicklich wieder in ein holdseliges Lächeln auflöste. Als er die Treppe hinan und über den weiten Vorsaal schritt, verwunderte er sich über die Ruhe und Stille im Hause, die bei den vielen Gästen unbegreiflich war. Der Baron kam ihm mit heiterer Bewillkommnung entgegen, indem er sich freute, einen Freund des jungen Windhausen kennen zu lernen, der ihm die Einsamkeit seines ländlichen Hauses ermunternd beleben würde.

Einsamkeit? fragte Kronenberg verwundert: ich muß fürchten, Ihrem Hause bei diesem schönsten Feste Ihres Lebens ein überlästiger Gast zu sein.

Der Baron sah ihn verwundert an. Die Vermählung Ihrer Tochter, Ihre silberne Hochzeit, fuhr Kronenberg fort — aber der Baron unterbrach mit schallendem Gelächter seine Rede, und rief endlich: ich wette, Sie sind schon unserm Windbeutel, dem jungen Wehlen, in die Hände gefallen. Dieser Mensch, ein Universitätsfreund meines Sohnes, hat es sich schon seit lange zum Geschäft gemacht, Unwahrheiten auf Unwahrheiten zu erfinnen, und dadurch ist ihm endlich das Lügen so zur Natur geworden, daß er selbst bei den gleichgültigsten Dingen niemals der Wahrheit getreu bleiben kann. Von keinem Spaziergange kömmt er zurück, ohne etwas Gleichgültiges zu erdenken, das

ihm wohl hätte begegnen können. Mit meiner Tochter übt er tausend Eulenspiegelstreiche. Wir sind es alle so gewohnt, daß kein Mensch im Hause mehr auf ihn hört, und daher ist es ihm ein Festtag, einmal auf einen Fremden zu treffen, der sein Naturell noch nicht kennt.

Dem jungen Mann fiel durch diese Erklärung eine Last von der Brust, daß er also auch wohl von dem Herrn Wandel nichts zu befürchten habe: dennoch aber konnte er eine Empfindlichkeit nicht unterdrücken, sich von einem jungen Burschen so genärrt zu sehn. Wenn der junge Mensch, sagte er, das Lügen so zu seiner Gewohnheit gemacht hat, so ist es mehr als Scherz; man darf diese völlige Verachtung der Wahrheit wohl ein Laster nennen. Und wird er diesen Hang nie zum Bösen anwenden? Ich fürchte, diese Thorheit, die zwar jetzt nur noch Lachen erregen soll, wird ihm und andern in Zukunft manche bittre Thräne bereiten. Wie kann man nur so mit dem Leben spielen! Er wird aber auch gewiß seiner Strafe und einer, vielleicht zu späten Reue nicht entgehn.

Trefflich! sagte der Baron mit Lächeln: aber, lieber junger Freund, haben Sie denn schon viele Leute gekannt, die die Wahrheit gesprochen haben? Alles in der Welt lügt ja doch, jedes auf seine Weise, und die des närrischen Wehlen ist noch eine der unschuldigsten. Ich vertraue keinem Menschen, und mache auch nicht die unnütze Forderung, daß mir einer trauen soll. Wahrheit hält die Welt gewiß nicht zusammen, und welchen Schreck würde es geben, wenn die gute Kreatur, von der schon so viel gefabelt ist, wirklich einmal erschiene. Sie haben sich recht warm und herzlich aus-

gedrückt, und manchem Andern würde das noch mehr, als mir gefallen; denn, — kommen Sie, Liebster, in den Garten! — ich glaube immer bemerkt zu haben, daß wir diejenigen Fehler an andern am bittersten rügen, von denen wir uns selber nicht ganz frei fühlen.

Im Garten traf man die Frau und Tochter, mit dem jungen Wahrheitsfeinde. Kronenberg war bei den letzten Worten des Barons übermäßig roth geworden. Wohlen näherte sich ihm ohne alle Verlegenheit, und erzählte selbst sein lustiges Stückchen, wie er es nannte. Sie haben mich schon ganz, sagte Kronenberg, wie einen vertrauten Freund behandelt, und ich muß Ihnen dafür danken. Haben's nicht Ursach', erwiederte der Springinsfeld; die Sache wäre gewiß ganz unschuldig, wenn nicht jedes, auch das beste und dickhäutigste Gewissen in der Welt irgend ein wundes Fleckchen hätte; so haben Sie mir selbst den Namen Wandel wie einen Zauberstab in die Hand gegeben, mit dem ich Sie erschrecken kann. Darauf muß ich nächstens doch noch einmal eine Geschichte erfinden.

Der Reisende fing an, verstimmt zu werden; denn dieser zu leichte und rücksichtlose Ton schien ihm an die Ungezogenheit zu gränzen, und er begriff nicht, wie ihn die Bewohner des Hauses, vorzüglich die Damen, dulden konnten. Diese aber schienen sich ganz behaglich zu fühlen, und der junge Thor wurde durch Beifall aufgefordert, auf diese ziemlich rohe Weise noch mehr die Unterhaltung zu beherrschen. Jetzt kam auch der Sohn des Hauses von der Jagd, und indem er Flinte und die geschossenen Schnepfen dem nachfolgenden Jäger übergeben, rief er aus: ei! Wohlen! da bist Du ja! Im Gehölz ist Dein Vater, und sagt, er bringe

Ihr das Geld, um das Du neulich geschrieben hast. — Ohne Antwort sprang jener fort, worauf der junge Baron ein lautes Gelächter aufschlug: so habe ich ihn denn auch einmal mit gleicher Münze bezahlt, rief er aus; er setzt was darein, daß man ihn nicht soll hintergehen können. Sein Vater denkt nicht daran, herzukommen.

Kronenberg würde sich sehr unbehaglich gefühlt haben, wenn die Freundlichkeit des schönen Mädchens, und ihre zuvorkommende verbindliche Weise ihn nicht entschädigt hätten. Bei Tische saß er neben ihr, und die Unterhaltung war, wenn auch unbedeutend, doch heiter und leicht; und erst gegen das Ende der Mahlzeit schlich der gedemüthigte Wehlen herbei, und war, wie alle behaupteten, seit einem Monate zum erstenmale beschämt und schweigsam verlegen.

Ich muß die Familie erst noch mehr kennen lernen, sagte nach einigen Tagen Kronenberg zu sich selber; ich weiß meine Unterhandlung noch nicht anzuknüpfen. Er mochte es sich selber nicht gestehn, daß ihn die zuvorkommende Freundlichkeit der Tochter fesselte. Schien sie doch für ihn nur Auge zu haben, und in seinen Blicken zu leben; an seinem Arme ging sie spazieren, und sprach nur mit ihm, wenn auch die andern sie begleiteten; von ihm ließ sie sich vorlesen, und lobte seine Stimme und den Ausdruck, mit welchem er las, mehr, als er es je von seinen Freunden sonst vernommen hatte. So gingen die Stunden und Tage unter Scherz und Spiel hin, und er konnte die Minuten nicht finden, für seinen Freund zu sprechen, noch we-

niger aber diesem, oder dem alten Wildhausen den versprochenen Brief zu schreiben.

Als man sich wieder an einem regnigten Nachmittage in der Bibliothek mit einem Buche unterhalten hatte, fing Kronenberg an: ich gestehe, nach dem, was man mir von Ihrer Vorliebe für die französische Literatur gesagt hatte, konnte ich nicht glauben, hier alle unsere guten deutschen Schriftsteller anzutreffen, und ich bin immer noch verwundert, daß ich Ihnen bis jetzt nur aus diesen, nach Ihrem Verlangen, habe vorlesen dürfen.

Lieber Herr Baron, sagte die Mutter, ich sehe hier nichts, worüber Sie sich verwundern könnten. Es ist nur, daß wir die Lectüre nicht überall so ernsthaft und schwerfällig nehmen, wie die meisten Menschen, die die sehr lästige Rolle nun einmal übernommen haben, für diese oder jene Parthie enthusiastisch erhitzt, oder in Feindschaft dagegen entbrannt zu sein. Da setzen sie sich denn selbst ein Gespenst zusammen, das sie Geschmack, oder Fortschritte der Kultur, oder Bildung betiteln, dem sie ihren Zeitvertreib zum Opfer bringen, und an das sie doch selbst in vielen Stunden nicht glauben, um sich nur recht erhaben vorzukommen. Was soll man immer thun? So wie wir einmal beschaffen sind, müssen wir zu Zeiten lesen — das geht mit unsern weiblichen Arbeiten Hand in Hand, und dabei verschwindet denn so recht behaglich Stunde, Tag und Woche.

Fräulein Lila hatte kurz vorher noch mit Begeistrung und glänzenden Augen von dem tiefen Eindruck gesprochen, den die Tragödie, so trefflich vorgetragen, auf sie mache, und die begeisterte Eitelkeit des Vor-

rs war durch die letzte Rede mit einiger Gewaltthä-
gkeit abgekühlt worden. Man ſchwimmt, ſagte Lila
tzt, auf einem Strom von Wohllaut gemächlich hin,
nd merkt nicht das Verweilen der Gegenwart.

Das verſtehe ich nicht, rief Wehlen aus; ich freue
ich nur drüber (indem er auf die Dichter und Ro-
anſchreiber hindeutete), daß alle dieſe Reihen deut-
her, franzöſiſcher und engliſcher Bücher das ſo recht
n Großen und Umfaſſenden getrieben haben, was auch
eine Liebhaberei iſt. In allen dieſen Centnern von
ügen würde doch auch noch kein Gran von Wahr-
eit herausgebrannt werden können. Und mir will der
rbare, moraliſche Herr von Kronenberg meine unſchul-
ige Gemüthsergötzung verargen!

Wie kann man dergleichen nur mit einander vergli-
en! rief dieſer aus.

Warum nicht? bemerkte der Sohn des Hauſes.
s iſt daſſelbe Talent, nur mehr ausgebildet und aus-
ſponnen. Darum habe ich mich auch von Kindheit
n darüber geärgert, wenn meine Mutter oder Schwe-
er über das erſonnene Zeug Thränen vergießen konn-
n. Ich kann nicht beſchreiben, wie ſeltſam mir der-
eichen Aeußerungen, lautes Lachen, oder ein geſpann-
s Intereſſe, vorgekommen ſind, da ich noch niemals
der Täuſchung geweſen bin. Ich habe aber auch
merkt, daß man ſich erſt wirklich dazu abrichten, recht
gentlich dreſſiren muß, um ein ſolches Papierleben in
üchern führen zu können; auch verlieren dieſe Leute
les Auge und allen Sinn für die Wirklichkeit.

Aber, ſagte der Vater mit ernſter und wichtiger
iene, laßt uns, meine Freunde, unſre franzöſiſchen
eblinge wieder vornehmen; denn es ſteht uns vielleicht

nahe bevor, daß wir die Sprache und die Artigkeit der feinen Gesellschaft dieser Nation höchst brauchen. Wer sich mit dem Franzosen gut und auf seine Weise zu unterhalten weiß, hat ihn schon halb gewonnen, und wenn die Monarchen Truppen mobil machen und Arsenale und Artillerieparks anlegen und vermehren, so laßt uns auch wieder, meine Theuren, uns jener Wendungen, Witzspiele, der leichten Konversationssprache unserer sogenannten Feinde bemächtigen, um ihnen durch die genaue Kenntniß ihrer Racine, Voltaire und Diderot den gelindesten Widerstand zu thun.

Ja wohl, sagte der Sohn, dieses sind Schutz- und auch nicht Trutz-Waffen, die uns vielleicht sehr nützen können.

Lügen muß man, warf Wehlen lachend ein, daß die Kerl' nicht aus noch ein wissen, und schwadronieren, daß sie sich als Deutsche vorkommen; dann hat man gewonnen.

Als am folgenden Tage Kronenberg mit dem Fräulein im Garten allein war, schien es ihm, daß sie sich noch vertraulicher gegen ihn betrüge. Er gab ebenfalls seiner Stimmung nach, und machte sich doch innere Vorwürfe, daß er des Auftrages, den ihm sein Freund gegeben hatte, wenig gedenke. Er konnte sein Benehmen nur dadurch vor sich selber entschuldigen, daß er bei sich ausmachte, sein Freund sei niemals geliebt worden, und es sei daher Unrecht, eine Verbindung zu befördern, durch welche beide nur unglücklich werden könnten. Ob er ein Glück annehmen dürfe, das ohne seine Zuthun, wie eine reife Frucht in seinen Schoß falle, darüber war er noch unentschieden; auch fühlte

keine Leidenschaft, und überließ also den Erfolg der kunft, ihn so oder so zu entscheiden.

Aus diesen Sophismen wurde er schnell genug auf e unangenehme Art gerissen, indem das Fräulein mit änderter Stimme und Miene plötzlich ausrief: so ören Sie denn also auch zu der Mehrzahl jener rakterlosen Männer, die keiner Lockung widerstehen, ne anscheinende Gunst mit edler Art abweisen können? e wollen ein Freund sein, und haben kaum noch n Namen meines Geliebten gegen mich ausgesprochen? meldete mir, noch ehe Sie kamen, daß Sie für n handeln würden; aber beim geringsten Anschein, ob ich Ihnen wohl wollte, hatten Sie auch alle re Versprechungen vergessen. So oft ich mir noch en solchen Scherz erlaubt habe, so ist er mir auch lungen, und es ist den Mädchen daher wohl nicht verargen, wenn sie von der Trefflichkeit des männ- en Geschlechts keine zu erhabenen Begriffe einsam- ln können.

Kronenberg suchte sich schnell zu fassen, und erwie- rte: aber glauben Sie denn in der That, reizendes äulein, daß ich nicht gleich die verständige Koquette Ihnen erkannte? Meinen Sie denn wirklich, ich be etwas anderes gewollt, als Sie auf die Probe llen, wie weit Sie Ihren Muthwillen treiben möch- n? Ich muß mir viel Schauspieler-Talent zutrauen, ß Sie, die Sie so fein sind, so fest an den zärtli- en Schäfer in mir haben glauben können.

Mit diesem Talente, antwortete sie im Lachen, steht doch nur so so; den Verliebten spielten Sie wenig- ns viel natürlicher, als jetzt den Weltmann, der seine lau angelegte Maske abwirft. Sie sind offenbar in

Verlegenheit, so sehr Sie sich auch sammeln wolla
O ja, mein Herr, in der Schule der großen We
haben Sie noch vieles zu lernen; Sie sind ihr nu
aus einer der untersten Klassen entlaufen.

Sie verließ ihn spottend, und der Verstimmte gin
in eine dunkle Laube, wo er den Sohn des Hauß
lesend antraf. Wo ist Ihr Herr Vater? rief er le
haft; ich komme, Abschied von ihm zu nehmen, den
meine Reise ist dringend. Mein Vater, antwortete de
Sohn, ist oben in seinem Arbeitzimmer, in der no
wendigsten und überflüßigsten Beschäftigung von de
Welt.

Wie soll ich das verstehn?

Sie haben ja wohl von ihm gehört, daß er seinen
Stolz darein setzt, seine Güter selbst zu bewirthschaften.
Es fügt sich aber, daß er gar nichts von der Sach
versteht. Seine Leute wissen das auch; aber er wende
wie er meint, die größte Kunst an, ihnen dies zu ver
bergen. Wirthschafter, Förster, Verwalter müssen tä
lich zu ihm kommen, um Rechenschaft von ihren Ver
richten abzulegen und neue Befehle zu empfangen. Di
Konferenz dauert einige Stunden. Der gute Ma
quält sich, treffliche Fragen auszusinnen, Verordnung
zu machen, die unmöglich oder unausführbar sind, un
um die Sache nicht ins Leichtsinnige zu spielen, un
die Komödie zu schnell zu beschließen, herrscht oft ei
viertelstündiges heiliges Stillschweigen, wenn er nich
mehr zu fragen, und die andern natürlich auch nich
mehr zu antworten wissen. Vor dieser Stunde fürcht
er sich an jedem Tage, und hat täglich eine gerau
Zeit nöthig, um sich von ihr zu erholen. Gehn Sie

auf, vielleicht erlösen Sie ihn dadurch aus seinem gefeuer.

Kronenberg folgte diesem Winke, und traf im Zim-r des Barons die aufgestellte Dienerschaft, in schwei-nder erzwungener Aufmerksamkeit, und den Herrn nend, den starren Blick zum Himmel gerichtet. Sein esicht erheiterte sich, als er den Eintretenden wahr-hm; er verabschiedete alle, mit dem Ausruf: mor-n weitläufiger — ich habe heute nicht länger Zeit. bedauerte, als er hörte, daß sein unterhaltender ast ihn schon morgen oder übermorgen verlassen wolle. ndem hörte man Thüren laut werfen, heftiges Schellen, eschrei der Bedienten, dazwischen die laute Stimme s jungen Herrn, und eilende Tritte über die Corri-re und die Treppe hinab und hinauf. Um's Him-els Willen, rief der erstaunte Kronenberg, was hat s zu bedeuten? Sein Sie ruhig, antwortete der aron gelassen, es ist nichts weiter, als daß mein ohn studirt. — Wie? Studirt? — Ja, er kün-gte mir schon heute Morgen an, daß er noch vor bend seine Studien wieder beginnen wolle, und ich weiß, daß es dabei etwas unruhig zugeht, so ar ich auf dies Getümmel schon gefaßt. Der junge lann, wie Sie werden bemerkt haben, lebt ziemlich zer-eut und eigentlich unbeschäftigt. So lange diese unbe-mmten Spaziergänge, Jagdvergnügungen, leichte ctüre, Reiten und Besuchemachen seine Zeit hinneh-en, ist er ziemlich ruhig. Aber alle drei Monate llt es ihm einmal wieder ein, daß er seine Studien cht ganz vernachlässigen darf. Alsdann schleppt er h wichtige tiefsinnige Bücher zusammen, und setzt h mit dem redlichsten Eifer zu ihnen nieder. Aber

kaum hat er sie aufgeschlagen, so fallen ihm in dieser einsamen Zurückgezogenheit tausend Dinge ein, an welche er sonst niemals denkt: da hat ein Bedienter dies und jenes verschleppt, was er wieder suchen muß; es muß ein nothwendiges Billet in die Nachbarschaft versendet werden; da schickt man, den Tischler und Schmidt zu rufen, um eiligst und mit Heftigkeit ein Utensil zu stellen, das eigentlich überflüßig ist; da läßt man in der Bibliothek herum reißen, um ein Buch zu suchen, das nachher verkramt wird. Und so Ein lärmendes Geschäft nach dem andern. Es ist darum nicht immer wahr, daß die Musen die Einsamkeit und Stille lieben, und haben wir keine brausenden Wasserfälle, bei denen es sich, wie viele versichern, vortrefflich soll denken lassen, so benutzen wir hier die Treppen zu Kaskaden und die zugeschlagenen Thüren als Echo des Gebirges.

Kronenberg entfernte sich mit einem sonderbaren Gefühl; er dachte nach, wie in dieser Familie kein Mitglied das andere zu achten scheine, und alle doch ziemlich gut mit einander fertig würden. Als man am Abend sich beim Thee wieder versammelte, trat die Mutter mit Freundlichkeit zum Gaste, und flüsterte ihm zu: meine Tochter hat mir gesagt, Sie hätten den Scherz des jungen Mädchens mit einiger Empfindlichkeit aufgenommen; aber als ein Mann von Welt sollten Sie es nicht. Was können wir armen Weiber in der Einsamkeit anders thun, was uns wenigstens so unterhielte, als die Huldigungen der Jugend und des Alters annehmen? Lieber junger Freund, das ist ja nur eine andere Art von Kartenspiel, und geschickt mischen, mit Feinheit spielen, den Andern errathen, sich selbst nicht bloß geben, am allerwenigsten aber diesen artigen Scher-

Ernst halten, dies alles sind Eigenschaften, die
: gute Erziehung durchaus lehren muß, und ich habe
mich bei meiner verständigen Tochter Zeit und Mühe
en lassen, ihr alle diese kleinen Künste beizubringen,
nit sie niemals das Opfer eines Kluggebildeten werde,
die Unerfahrne mit dergleichen fangen und un-
cklich machen könnte. Wir thören die Männer, müs-
uns aber niemals bethören lassen, und ich wunderte
h schon am ersten Tage, daß Sie so hastig in das
rn gingen.

Kronenberg verbeugte sich höflich, und dankte mit
iger Rührung, daß man es mit ihm noch so gnädig
e machen wollen. Bald aber wurde jedes leisere
spräch durch die Schwänke unterbrochen, welche der
ge Wehlen in seiner schreienden Manier vortrug,
d denen Vater und Sohn schon seit einiger Zeit ein
liges Ohr geliehen hatten. Es war ein Brief ange-
nmen. Ah! von dem alten Baron Mannlich! rief
ehlen aus — der im vorigen Jahre so lange das
hrchen der Nachbarschaft war, als er zum Besuch
in Ihrem Hause aufhielt. Eine seiner sonderbar-
Geschichten ist Ihnen gewiß noch unbekannt. Sie
ren damals verreist, und er ließ es sich recht gerne
allen, mit mir einige Tage allein hier zu hausen.
bin auf der Jagd. Vor dem Dorfe bricht ein
gen; der alte Herr macht sich herbei, hilft einem
rn und jüngern Frauenzimmer auf die Füße, die,
sich nachher auswies, zwei Erzieherinnen waren,
rt sie spazieren, zeigt ihnen Garten und Gegend,
endlich auch sogar das ganze Schloß, als sein
enthum. Um sich recht bei den Dämchen in Auto-
t zu setzen, schilt er mit den Domestiken der Herr-

schaft, wettert und flucht in den Wirthschaftsgebäu herum, befiehlt, daß dieses und jenes am folgend Tage ganz anders eingerichtet werde, und da die Knech und Tagelöhner verblüfft ihn nicht begreifen, prahlt gegen seine Begleitung, wie sehr alle seine Unterthan seine Majestät fürchten. Das Lustigste aber war, d er einen Bauer, der auf eignem Hofe Tabak ba te, unter auffallendem Lärm und großem Geschrei Gefängniß stecken ließ. Als nun die Frauenzimmer vom Wandern, Lärmen und unendlicher Berechnu ganz ermüdet, endlich in ihrem alten geflickten Wäg chen weiter reiseten, mußte er mit mehrern Thalern den eingesperrten Bauer zufrieden stellen, die Dorfg richte bestechen, den Knechten und Tagelöhnern ansehn liche Trinkgelder geben, und an mich Unbedeutend viele Umarmungen und Küsse, so wie herzliche Freun schafts-Betheurungen wenden, damit nur Keiner w riethe, mit welchem Glanze falscher Herrlichkeit er i als dreistündlicher Tyrann aufgeputzt hatte.

Viele Scherze und Anekdoten kamen nun auf d Bahn, und der junge Mensch schien wirklich unerschöpflich; obgleich viele seiner Erzählungen keine sen derliche Spitze hatten, so fanden sie dennoch an den Hausgenossen gutwillige Zuhörer, und Kronenberg, de schon längst verstimmt war, begriff nicht, wie Geschich chen, ohne allen Zusammenhang, ohne geistige Ver bindung, die Gesellschaft erheitern konnten. Er äußer eine bescheidene Kritik, und der Baron antwortete: ich gestehe Ihnen, mir sind das, was man Anekdoten nennt, geradezu die angenehmste Unterhaltung. Die abgerissenen Einfälle und Schnurren ergötzen eben d durch, daß wir keiner Vorbereitung bedürfen, um s

verstehen und zu schmecken. Was mich aus der schichte interessirt, ist doch auch nichts anders, und erwarte immer noch den geistreichen Autor, der mir mal alle die Schwerfälligkeiten in Späße verwandelt, d diese scheinbare und langweilige Verbindung, diese lge von Wirkungen und Ursachen völlig auflöst; denn es ist doch nur Lüge. Einige französische Memoires hern sich demjenigen schon so ziemlich, was ich ver- lge.

Die Literatur aller Nationen, sagte das Fräulein, n auch nicht anders interessant dargestellt werden, r als Chaos einzelner, abgerissener, oft bizarrer, oft begreiflicher Erscheinungen zieht sie mich an.

Ei! ei! rief der junge Wehlen aus, dann ist die utsche auf dem beste Wege Ihren vollkommensten eifall zu gewinnen. Bald wird es dahin gekommen n, daß unsere alljährlichen kleinen Kalenderchen s die zusammenhangendsten und größten Werke lie- n. Diese Weihnachtlämmchen, denen das Mäulchen it Gold verklebt ist, oder denen erst, wie den Kätz- en, nach neun Tagen etwa die muntern Aeuglein öffnet werden, wenn schöne feine und wohlgespitzte inger die glimmende Verkleisterung von den zarten lättchen abgeschliffen, und Gedichten wie Erzählungen e Zunge gelöst haben. Aber so niedlich die Bildchen, feinsinnig deren Erklärung, so rührend die Geschicht- en, so zartgeflochten die Verse auch sein mögen, so nde ich trotz dem kleinen Formate in diesen Werken nmer noch zu viel deutsche Schwerfälligkeit, und mit ieser eine zu bestimmte Einseitigkeit. Der unbilligen richtung auf Weihnachten, Neujahr, und des gratuli- enden Umwandelns, wie Kirchendiener und Nacht-

wächter, gar nicht einmal zu gedenken. Dagegen unsre Wochenschriften und Tagesblätter! Nicht wahr, hier sind auf wenigen Seiten die Weltgeschichte, die Gelehrsamkeit, Satyre, Epigramm, Stadtklätscherei, Recension, Theater, Anekdote, Wetterbeobachtung, Räthsel, Liberalismus, Winke für Regenten, Philosophie, Charaden und Gedichte noch obenein, ausgeschüttet. Und welcher polnischer Reichstag, wenn auf einer Toilette sieben oder acht Blätter dieser Art aufgeschichtet liegen. Widerspruch, Antwort, Widerruf, Gezänk des Einen mit dem Andern, hier Lob, wo jener tadelt, dort die Entdeckung, die schon uralt ist, bei jenem eine Lösfrage, die jedes Lexikon beantworten kann, dann ein philosophischer Zweifel, ob es wohl gut sei, den Sonn zu lange nach der Mahlzeit zu genießen. Hier nehmen sich auch erst die Erzählungen gut aus, bei denen es immer wieder von neuem heißt: die Fortsetzung folgt. Es ist nur zu tadeln, daß man von diesen immer noch zu große Massen reicht. Wenn ich ein solches Blatt herausgäbe, ich ließe mir es nicht nehmen, die merkwürdige Begebenheit etwa in folgenden Portionen zu liefern:

Emmelinhypothenusios ging aus der Thür.

Fortsetzung folgt.

Er sah sich um und rief:

Fortsetzung folgt.

Ha!

Fortsetzung folgt.

Denn er hatte einen Blick gethan —
Fortsetzung folgt.

In die Ewigkeit.
Fortsetzung folgt.

Bis ihn eine Schwalbe wieder zum wirklichen Leben weckte.
Schluß nächstens.

Worauf er zurück in sein Haus ging.
Beschluß.

Bei einer solchen Behandlung könnte der Scharfsinn der Leser doch noch in Thätigkeit kommen; aber in der jetzigen Anstalt ist es unmöglich, daß sie nicht bald alles errathen, und sich zu sehr dem Strome der Empfindungen hingeben, was unsre Landsleute eben nur zu nervenschwach und gefühlvoll macht.

Ein Wagen fuhr vor, und der neugierige Wehlen sah hinab, zu sehn, wer angelangt sei. Er kam schnell zurück, und rief: freuen Sie sich! der Herr ist nun endlich da, den Sie schon so lange erwartet haben, um die Verhandlungen über die Güter zu beschließen. Da man ihm aber niemals glaubte, so antworteten ihm alle nur mit lautem Gelächter. Es währte aber nicht lange, sa. trat ein schöner junger Mann herein, um die Familie mit einem Ausruf der Verwundrung

entgegen schritt, und ihn dann herzlich begrüßte. In diesem plötzlichen Getümmel vergaß man seinen Namen zu nennen, oder ihm die Fremden vorzustellen. Ich habe, sagte der Eingetretene, als die Ruhe wieder hergestellt war, eine Reise durch mein Vaterland gemacht, und das hat mich abgehalten, früher zu Ihnen zu kommen, wie ich wohl, unsern Verabredungen gemäß, thun mußte. Zuletzt habe ich mich länger, als ich sollte, im Hause des Grafen Burchheim aufgehalten.

Kronenberg ward aufmerksam. Die älteste Tochter, Cäcilie, fuhr jener fort, hatte ein sonderbares Schicksal erlebt, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist; ihr schönes Gemüth mußte diese Begebenheit überwinden, und ich war etwas behülflich, sie zu zerstreuen.

Ich weiß, sagte Kronenberg; ihr Geliebter hat sie plötzlich verlassen und sein Wort zurück genommen, weil er eine andere Leidenschaft in ihrem Herzen entdeckte.

Nein, mein Herr, antwortete der Fremde mit einem scharfen Ton und glänzendem Auge: man hat Sie ganz falsch berichtet. Ein junger Mensch von Familie, den der Vater mit zuvorkommender Güte behandelt, macht sich nach und nach im Hause nothwendig; er schmeichelt Allen, er ist gegen die Tochter zärtlich. Mit dem Vater patriotisch, mit dem Sohn kosmopolitisch phantasirend, die Mutter mit Hofgeschichten unterhaltend, mit den Kindern spielend, wird er Allen Alles. Dem Vater weiß er große Reichthümer vorzubilden, und dieser wünscht seine geliebte Tochter gut versorgt zu sehn. Cäcilie fühlt keine Neigung zu ihrem Liebhaber; indessen ist sie dem Vater nicht entgegen, dessen Glück und Liebe sie über alles schätzt, und — wie junge unschuldige Gemüther oft den Versuch machen — sie bestrebt

h, den Widerwillen, den sie im Geheim gegen diese erbindung fühlt, zu überwinden. Indessen vernimmt an nicht ohne Verwunderung, daß der Liebende, so t er abwesend ist, eine reiche Familie, eine halbe agereise von dort, fleißig besucht; man murmelt, daß auch dort der Tochter den Hof mache. Dies bestä- gt sich, und zugleich läuft die Kunde ein, daß er statt r angegebenen Schätze nur große Schulden habe, daß echsel ihn verfolgen. Die Tochter ist gekränkt — r verletzte Vater sucht ihn zum Geständniß der Wahr- it zu bringen — er läugnet standhaft. Da nimmt h der empörte Sohn vor, ihn auf ernstere Weise zur ede zu stellen, und der zärtliche Liebhaber ist plötzlich us der Gegend verschwunden.

Sollte es einen solchen Charakter geben? fragte der aron.

O dieser Mensch, fügte der Erzählende hinzu, ist n Stande, den Bauern zu erzählen, er habe mit vor roja gefochten, und einem Dorfschulmeister, er sei r Verfasser von allen Werken des Voltaire.

Gleich darauf entstand ein eifriges Gespräch über üterkauf, und Geschäft- und Geldverhältnisse. Kro- nberg nahm noch einmal Abschied, weil er morgen it dem Frühesten seine Reise fortsetzen müsse; für die n Abend entschuldigte er sich, indem er noch einige chst dringende Briefe zu schreiben habe. So wurde nicht sonderlich bemerkt, und bald darauf bei den chtigen Verhandlungen, welche alle Gemüther zu span- n schienen, vergessen; nur der junge Wehlen schlich m nach, um draußen etwas feierlicher und mit mehr

Rührung von ihm Abschied zu nehmen, und ihm das beste Glück zu wünschen.

In der nächsten Stadt schrieb Kronenberg an den Baron Wildhausen und dessen Sohn. Im Brief an den ersten stand unter andern folgendes: Atheisten, mein verehrter Freund, sind diese Leute wohl nicht zu nennen; aber freilich kümmern sie sich nur wenig um Gott oder Menschen. Die Tochter kann in einer glücklichen Ehe anders und besser werden, vorzüglich, wenn es möglich ist, sie von der Langeweile zu erlösen, welche die ganze Familie zu Grund richtet und sich auch dieser jungen Seele bemeistert hat. Ich bin aber überzeugt, daß ein so gründlicher Verstand, als der Ihrige, sie am ersten wieder herstellen kann, wenn sie noch irgend zu retten ist. So hoch, wie ich nach Ihrer Schilderung glauben mußte, wird die französische Literatur von diesen Leuten gar nicht gestellt; sie toleriren sie nur, wie sie es auch mit der grönländischen und japanischen thun würden; und Ihre verehrte Frau Gemalin möchte eben an dieser geringschätzenden Gleichgültigkeit das größte Aergerniß nehmen.

Was Deine Geliebte betrifft, (so stand im Brief an den Sohn) so kann ich mir unmöglich denken, daß Du mit dieser glücklich sein würdest. Indessen läßt sich dergleichen freilich nicht berechnen. Ich besorge nur, wenn es noch einmal dahin kommt, Du mußt einen sehr trivialen Spaßmacher mit in den Kauf heirathen, der dem Seelenheile des Fräuleins bis jetzt noch unentbehrlich scheint. Er ist dieser Familie, was die Unruhe der Uhr. — und gewiß, wenn sie von ihm nicht immer

ufgezogen wird, so steht sie gar still. — Von mir mag
ch kaum mehr sprechen, so lästig fängt mir an, der
lmgang mit mir selbst zu werden. Ich fürchte, das
Glück, welches ich in der Jugend so muthwillig ver-
herzt habe, wird mir niemals wieder entgegen kommen.
ine gewisse Summe von Erfahrungen ist jedem Men-
chen bestimmt; ich habe diese vielleicht schon früh voll-
ändig empfangen, und wie der verlorne Sohn zweck-
os ausgegeben. Lange hätte ich wohl davon zehren
ollen, und muß nun um so früher beschließen.

Er siegelte die Briefe. Sein Pferd war schon vor-
eführt, weil er im Augenblick abreisen wollte. Da
ilte der Kellner noch herauf, und rief: gnädigster Herr,
a unten ist der junge Graf von Burchheim, der Sie
n einem wichtigen Geschäfte sprechen will. Kronen-
erg verfärbte sich. So habe ich ihn doch nicht ver-
neiden können, sprach er leise zu sich selbst; es sei!
Dies löst vielleicht in einem Augenblicke, woran ich
onst wohl noch viele Jahre hindurch aufzuwickeln hätte.
r ging hinab; der Fremde zeigte sich nicht. Nachdem
kronenberg ein Weilchen gewartet hatte, bestieg er sein
Pferd. Wo ist Graf von Burchheim? rief er noch
inmal zum Fenster hinauf. Hier! rief Jemand hinter
em Thorwege hervor, und im nämlichen Augenblicke
prang auch der junge Wehlen lachend zum Reiter hin.
Dieser aber, im äußersten Grade zornig, holte mit der
Reitgerte aus, und gab mit dieser dem Spötter einen
Hieb ins Gesicht. Wehlen, diese Begegnung nicht ver-
muthend, sprang erst zurück, gab aber dann mit einem
Stocke dem Pferde, das schon davon sprengte, einen so
erben Schlag, daß es sich in seinen schnellsten Lauf
etzte, und mit Lebensgefahr des Reiters durch die Gas-

sen und das Thor rannte. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, und gab den jungen Mann verloren. Im Freien setzte das Thier über den Graben am Weg, rannte durch frisch geackertes Feld, und stürzte endlich ermattet nieder. Kronenberg besann sich bald, half dem Gaule wieder auf, und suchte über Wiesen, Fußstege und durch Wald die Landstraße wieder zu gewinnen.

Bei heiterm Sonnenwetter streifte er durch die schönen Gegenden, hielt sich zuweilen in den Städten länger auf, machte Bekanntschaften, verweilte an den Badeorten, und suchte sich zu beschäftigen und zu zerstreuen. Jetzt war er in die Thäler eines romantischen Gebirges eingedrungen, und der Wechsel von Wald und Berg, Hügel und Wiese, ergötzte ihn innig. Nur mußte er sich gestehn, daß das Verhältniß, in welchem er zu seinem Pferde stand, immer lockerer zu werden drohe; er konnte sich nicht verschweigen, daß das Thier fügsamer und verständiger gewesen sei, da er es erst überkommen. Keine der alten Tücken war ihm abgewöhnt worden; es hatte sich seitdem viele neue angeeignet, und war jetzt in manchen Stunden kaum zu bezähmen. Im Stillen war Kronenberg schon mit sich überein gekommen, es bei einer vortheilhaften Gelegenheit zu verkaufen oder umzutauschen.

Am heutigen Tage, ob es sich gleich zum Herbste neigte, war das Wetter besonders warm, und der abenteuernde Reisende fühlte sich wieder wohl und zufriedener, als er seit einiger Zeit mit sich selber gewesen war. O, du liebliche Natur, sagte er fast laut, indem er langsam an Hügeln und Rebengeländern hinritt, wie hast du doch Balsam und Trost für jeden Schmerz

, du erhabenste Lehrerin! wer nur immer fähig und ffenen Sinnes genug wäre, deine Worte zu verneh- ien und zu verstehen! Wie bist du so lauter und so ahr! Vom heitern Himmel weht und tönt die reine iebe, aus dem Walde klingt ein heiliges Rauschen, e Wässer plaudern mit süßer Geschwätzigkeit, die Berg- röme brausen, und über Flur und Wiese und Wald eht ein Geist der Eintracht, Lauterkeit und Wahrheit. Die Thiere, die Vögel, das schwimmende Geschlecht, e alle sind und bleiben ihrem Berufe getreu. Kaum ıß der hochbeinige Storch dort am Weiher mit seinem bgemessenen Gange etwas mehr Gravität affectirt, als : gerade nöthig hätte, und die kleine Bachstelze mit niger übertriebenen Munterkeit hin und her wipt, nd für witziger angesehen sein will, als ihr wohl zu Ruthe sein mag. Aber, der Mensch — der arme Mensch! kaum ist ihm die Zunge gelöst, so umfängt ihn schon n ersten Lallen die Lüge, und läßt ihn auch nicht wie- r los; selbst seine innersten Gedanken werden unwahr, ine Pulse heucheln, und er verliert im Labyrinth der weifel, der Entschuldigung, des Aufputzes, der Eitel- it sich selbst. Und doch ist es so bequem, ehrlich und ahr zu sein. Die Sache selbst, wenn die Lüge kaum Schatten zu nennen ist. Hat denn wohl Affectation nd durch Lüge erzwungenes Lob und Bewunderung einem Herzen nur einige der Schmerzen, der Vernich- ungen vergüten können, die es erdulden mußte, wenn an meiner Armseligkeit auf die Spur kam, oder sie nz entdeckte? Ja, von heut, von jetzt an will ich len Täuschungen entsagen, und das Leben selbst fin- n, das sich mir bisher immer hinter Schattengebilden rborgen hielt.

Er sah in der Ferne einen angenehmen Landsitz vor sich liegen: ein geräumiges Haus, ziemlich in altem Styl gebaut, daneben ein Obst- und Gemüsegarten, Springbrunnen, und hinten ein großer Park, das Ganze mit einer Mauer umschlossen. Als er näher kam, bemerkte er, daß die Landstraße links vor dem Hause, neben der Mauer vorbeiführe: aber das große Thor in dieser war ganz geöffnet, und durch dieses übersah er schon den innern Hof. Auf einer großen Rampe des Schlosses waren viele Menschen versammelt: er unterschied einige hübsche Mädchengesichter; es that ihm schon leid, daß er nicht mit Schicklichkeit über den Hof reiten dürfe, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Als wenn sein Pferd diesen seinen Gedanken gefühlt hätte, und ihm seinen Wunsch erleichtern wollte, setzte es sich jetzt, von seinen Tücken bestochen, in das stärkste Rennen, und damit gerade auf den Thorweg zu. So wie die versammelte Menschenmasse auf der breiten Treppe das bemerkte, sprangen einige von dieser herab; alle aber streckten die Arme aus, und riefen: Vetter! Cousin! theurer Vetter! Endlich da! — Das Roß, von dieser Bewillkommnung aufgemuntert, achtete nun nicht mehr des Zaums und der Sporen, sondern stürzte schnell weiter, und schon war, allem seinem Ablenken zum Trotz, der beschämte Kronenberg im Hof. Das Freudengeschrei der eingebildeten Verwandten nahm zu, und der geängstete Reiter fürchtete, das Pferd würde nun eben so toll und blind mit ihm zu dem Thorwege gegenüber hinaussetzen, und die schnell enttäuschte Vetterschaft der zu rasch vorüber eilenden Erscheinung ein schallendes Gelächter nachsenden. Um dies zu verhüten, wandte er alle Mittel an; er wollte das

n, die Gesellschaft um Verzeihung bitten, und dann
ı ruhigen Schritt weiter reiten. So hatte er be-
ılossen; aber ganz ein anderes sein unbezähmbares
oß. Dieses bäumte, sprang von der Seite, und da
ronenberg jetzt selbst die kalte Fassung verlor, schlug
mit ihm über, und warf ihn im Fall gegen den
inernen Brunnen des Hofes. Blut rann ihm in die
ıgen, und das letzte, was er hörte, war ein gellender
ıfschrei. Alle liefen hinzu; aber schon war um ihn
acht — er hatte die Besinnung verloren.

Jene große Begebenheit, welche Deutschland völlig
vernichten schien, war indessen eingetreten. Alle
nge veränderten plötzlich ihre Gestalt, und man konnte
aus sehn, daß binnen wenigen Jahren auch jene
ıichtungen, die für jetzt noch bestanden, dem neuen
iste würden weichen müssen. Eine allgemeine Läh-
ng hatte die Gemüther ergriffen. Denn bei einer
ungeheuren und schnellen Umkehrung fühlen die mei-
ı Menschen ihr Unglück weniger, als wenn sie vor-
eitet zu sein scheinen, und allgemach von der ge-
ynten Lage scheiden sollen. Die Nothwendigkeit ist
: strenge Lehrerin, und man gesteht sich selber nicht,
unbedingt man ihr folgt, da sie keine Einrede an-
ımt und keinen Aufschub gestattet. Waren die Pa-
ten einer Verzweiflung hingegeben, in der sie, fast
im Sturm, alle übrigen Güter schnell mit dem
:n hätten über Bord werfen mögen, so triumphirten
egen die Neuerungssüchtigen, und konnten eine ge-
e Schadenfreude nicht verbergen, daß nun wenigstens
3 das würde weichen müssen, wogegen sie so oft und

manchmal vor tauben Ohren gepredigt hatten. Der e
meine Mann war betäubt; er litt und klagte, ohne n
zu denken, und Greise, die sich für erfahrner hielten,
meinten unschuldig genug, dieser Krieg würde, w
frühere, mit allen seinen Folgen vorübergehn, und d
den Dingen wieder Platz machen, die er nur auf ei
gewissen Zeitraum verdrängt habe.

Manche Woche hindurch hatte Kronenberg auf i
nem Krankenbett gelegen, und weder von großen n
kleinen Begebenheiten Kunde empfangen; denn sein B
wußtsein war noch immer nicht zurück gekehrt, un
Arzt hatte ihn mehr wie einmal für verloren gehal
Der Kranke sprach nicht, und schien auch weder z
sehn, noch zu hören. Die ganze Familie war abwe
selnd um ihn beschäftigt, am gütigsten die Mutter, d
in seiner Pflege unermüdlich war. Dies war um
verdienstlicher, da der große Haushalt, dem sie
vorstand, schon ihre ganze Thätigkeit forderte; um
mehr jetzt, da das Gut von täglichen Durchmärschen
und Einquartierungen geplagt wurde. Oft war d
große Haus so besetzt, daß das Getümmel sogar bis
die abgelegene Krankenstube drang, und wenn selbst
Wärter sich oft ängsteten, so ging dem Betäubten
nigstens für jetzt alle diese Unruhe unbewußt vorü
Die Töchter des Hauses, so wie der Vater, sahen d
Leidenden oft, den sie für ein Mitglied ihrer Fam
hielten; aber manche geringgesehene Besuche aus der N
barschaft, so wie Reisende, am meisten aber die unn
kommenen Gäste störten und schwächten die Theilnah
die sich für den Kranken ohne diese Umstände
stärker würde ausgesprochen haben.

Der erste Schnee fiel wieder. Der Arzt und d

räfin waren nebst der Wärterin und einem alten iener in der Krankenstube zugegen. Da erhob) der Kranke plötzlich im Bett, setzte sich auf- ht, betrachtete die Umstehenden, und schaute dann ch dem Fenster, das nur halb mit den Vorhängen rhüllt war. Ha! rief er aus: ist die Equipage noch ht da? Ich fürchte, der Christoph wird mit der ärenmütze und seinem Schaafpelz ganz allein ankom- n; aber sorgen Sie doch wenigstens für den edlen ıbekannten dort in seinem Stübchen — ich will ja rne alles vergüten, Frau Wirthin.

Himmel! rief die Gräfin, er hat den Verstand ver- ren. Er phantasirt wohl nur, meinte der Arzt; doch ı er den Puls des Kranken untersuchte, zweifelte er ıch daran, und meinte, diese Reden entständen vielleicht ır durch Erinnerungen, die in Krankheiten oft plötzlich rvortreten, indessen andere, zwischen liegende Zustände ıf lange wie verschüttet wären. So war es auch mit m Patienten, der immer noch in jenem Gasthofe zu in glaubte, in welchem er im ersten Frühjahr die achricht von seinem Freunde Wildhausen erwartet hatte; elleicht war es das Schneegestöber, welches gerade diese domente wieder hervor rief. Der Arzt erklärte ihn rigens für gerettet, und meinte, mit den zunehmen- n Kräften würde das Gedächtniß auch wieder nach ıd nach zurück kehren.

Am folgenden Tage fand der Arzt den Kranken schon n vieles besser. Er konnte seine Erinnerungen schon deut- her und sicherer verknüpfen; nur wie er hieher gekom- en sei, unter welchen Umständen, dies blieb ihm noch llig dunkel. Nächst dem Himmel, sagte der Arzt, ha- n Sie der verehrungswürdigen Gräfin Ihre Rettung

zu danken; eine solche mütterliche Pflege vermag mehr als alle Aerzte. Die Gräfin kam wieder und leistete der Patienten Gesellschaft, als der Doktor sich entfernt hatte. Sie freute sich, ihn gerettet, ihn selbst schon in der Besserung zu finden. Aber, rief Kronenberg, wie kommt ich nur hierher? Wie verdiene ich diese Güte? Wer sind Sie, Verehrte? Wie kann ich nur danken für alle diese Liebe?

Schweigen Sie, antwortete die Gräfin, der Arzt hat Ihnen das Reden noch strenge verboten. Können Sie Ihre Erinnerung denn immer noch nicht sammeln, daß wir Sie, theurer Vetter, schon seit lange erwarten? Endlich schreiben uns entfernte Verwandte, welchen Tag Sie eintreffen werden; Sie erscheinen, und indem wir Ihnen schon die Arme entgegen strecken, wirft ein entsetzliches Schicksal Sie blutend, zertrümmert vor unsere Füße hin. Was wir dabei gelitten, können Sie ermessen – ich, mein Mann, alle meine Kinder, die wir uns so herzlich auf Ihre Bekanntschaft freuten. Von Cäcilien will ich gar schweigen.

Cäcilie? rief der Kranke, wie entsetzt; sie ist hier!

Wo sollte sie sonst sein? fuhr die Gräfin fort. Doch, davon, wenn Sie besser sind. Das arme Kind hat unendlichen Kummer geduldet. Wie wunderbar, wie schmerzhaft haben wir uns müssen kennen lernen.

Durch öftere Besuche, sowohl vom Arzt wie von der Familie, konnte der Leidende sich endlich so viel zusammen setzen, daß man ihn für einen Baron Feldheim halten, den man an jenem Tage erwartet habe. Er mußte vermuthen, daß es ein Plan gewesen sei, ihn mit der ältesten Tochter dieses gräflichen Hauses Werthheim zu ver-

nden. Er lernte nach und nach alle Mitglieder der Fa-
ilie kennen, und als er sich schon wohler fühlte, be-
chten ihn selbst die Töchter auf Augenblicke, und diese
wie die Söhne, fand er liebenswürdig; die Aeltern
ußte er verehren, aber eine selige Empfindung durch-
ang ihn, wenn er auf Minuten Cäcilien erblickte;
nn ihm war alsdann, als wenn sich eine himmlische
:scheinung seinem Lager nähere.

Die Krankheit machte es ihm unmöglich, viel über
ne sonderbare Lage nachzudenken, noch weniger über sie
sprechen; er ließ sich also schweigend alle Pflege und
: herzliche Liebe gefallen, die ihm mit dem natürlich-
n Ausdrucke entgegen gebracht wurde. In einsamen
tunden nahm er sich vor, den Irrthum, in welchem
le befangen waren, aufzuklären, so wie er sich nur stär-
: fühlte; aber er schauderte schon jetzt vor diesem Augen-
ick, und ließ also im wohlthuenden Leichtsinn Stunden,
ge und Wochen hinschwinden. Wenn ihn sein Ge-
ssen mahnte, so beschwichtigte er es mit der schwachen
srede, daß er diesen Zustand nicht herbei geführt, daß
den Irrthum nicht ersonnen, die Familie also auch
ht hintergangen habe.

O Cäcilie! sprach er in einer stillen Nacht zu sich
ber; jetzt bist du gerächt, denn dieser Engel hier zer-
ßt mir Herz und Seele; ich kann nicht gesunden; ich
nn nicht bleiben und nicht reisen. Ach, welch' ein
mer, elender Mensch, wie nichtig bin ich doch Zeit
:ines Lebens gewesen! Kann nicht Reue, ernster Wille
es wieder gut machen? Ja, ich fühle neue Kräfte in
:inem Innern erwachen; vielleicht ist mir noch nicht
es Heil verloren.

Mit den zunehmenden Kräften kehrte dem Kranken immer mehr die Erinnerung zurück. Er durfte es jetzt schon wagen, anfangs nur auf kurze Zeit, die Wohnzimmer und den Saal zu besuchen, in welchem die ganze Gesellschaft zu Zeiten versammelt war. Das erstemal war Kronenberg einer Ohnmacht nahe, als er bei den vielfachen Reden, unter den verschiedenartigen Gestalten, an seinen Theil am Gespräch nehmen und durchführen sollte. Die Familie, welche er schon kannte, war zugegen; Cäcilie saß einsam an einem Fenster, und leuchtete ihm wieder wie eine Erscheinung entgegen; die zweite Tochter, blond und voll, und immer heiter, spielte mit einem dicken, mürrischen Officier der Fremden Schach. Die Mutter erklärte dem Kranken, es geschähe hauptsächlich, um diesen bösen Menschen, der als Kommandant auf dieses Schlosse wohnte, in guter Laune zu erhalten. Die jüngste Tochter, Leonore, sprach mit einem jüngern, sehr höflichen, feinen Franzosen, und die beiden Brüder hatten sich dieser Gruppe ebenfalls zugesellt, um den Fremden von seinen Feldzügen erzählen zu hören. Die Mutter mit ihrer Arbeit beschäftigt, sprach mit einem Musiker, einem Freunde des Hauses, der oft zum Besuch hinüber, und als geistreicher Freund, besonders in diesen bedrängten Zeiten, der Familie fast nothwendig geworden war. Der Vater ging ab und zu, und war oft im Gespräch mit einem stillen jungen Manne, einem entfernten Verwandten des Hauses, dem auch Cäcilie viele Aufmerksamkeit schenkte, indeß der Musiker ihn oft mit scheelen Blicken von der Seite betrachtete.

Natürlich gratulirten alle dem Genesenden, und nach vielen Danksagungen, die Rührungen, die er erwiederte, die vielseitigen Theilnahmen, auch der ganz Fremden, so

beachten mußte, dies alles erschöpfte ihn so, daß er
um zu diesen Anstrengungen die gehörigen Kräfte auf-
eten konnte. Man bedachte nicht, daß es für den
chwachen die größte Aufmerksamkeit sein würde, ihm
uhe zu gönnen. Doch war alles leichter zu überstehen,
s die Zärtlichkeit eines alten greisen Mannes, der nicht
üde werden konnte, ihn zu umarmen, ihn gerührt
nd mit Thränen an seine Brust zu drücken, und mit
tternder Stimme zu erzählen, wie sehr er an jenem
age erschracken sei. Er ward endlich fast mit Gewalt
ntfernt, und die Mutter sagte halb scherzend: Sie
üssen meinem guten alten Bruder schon verzeihen;
r macht freilich die Verwandtschaft etwas zu sehr gel-
nd; man muß ihn bei seinem Alter schon gewähren
ssen.

Als Kronenberg länger im Saale blieb, bemerkte
r, durch Krankheit und lange Entfernung von den Men-
hen an allen Sinnen geschärft, daß der junge Ver-
andte, Emmerich, eine Leidenschaft für Cäcilien zu
erbergen suche, und dies um so mehr, da der Musi-
er jeden seiner Blicke bewachte; Cäcilie schien dem Lie-
enden mit einer gewissen Aengstlichkeit auszuweichen,
nd ergriff die erste Gelegenheit, sich recht vertraut zum
Kranken hinzusetzen, um viel und angelegentlich mit
hm zu sprechen. In diesem Gespräch entwickelte sie
en Reiz eines schönes Gemüthes, die Rührung eines
Herzens, das bis dahin noch keinen gefunden hatte,
em es ganz im vollen Vertrauen entgegen kommen
onnte. Kronenberg fühlte sich beschämt, da er nicht
egriff, wodurch er diesen Vorzug verdiene; aber doch
ar ihm im Leben noch nie so wohl geworden. Der
üngere Officier näherte sich ihnen ebenfalls, und sprach

so freundlich zu Kronenberg, als wenn er diesen schon seit vielen Jahren gekannt hätte. Cäcilie nahm die erste Gelegenheit wahr, sich zu entfernen. Als sich hierauf der Musiker in das Gespräch mischte, und auf bittere Weise von den Mitgliedern der Familie sprach, ward Kronenberg ängstlich, und wünschte sich zu entfernen. Aber bald gewann alles eine andere Gestalt; denn Adjutanten sprengten vor das Schloß und meldeten, daß der Marschall auf seiner Reise für diese Nacht hier einkehren werde. Die Officiere gingen ihnen entgegen, der Herr des Hauses ward gerufen, Alles gerieth in Bewegung! und nach einiger Zeit erschien ein stattlicher Mann, der höflich und mit feiner Lebensart den Grafen und die Gräfin begrüßte, und diese, die schon angerichtet war, zur Tafel führte. Sein Betragen war so fein, daß er Niemand in Verlegenheit setzte; vielmehr fühlten sich alle behaglicher, als gewöhnlich, und alle waren in unbefangener Heiterkeit auch liebenswürdiger, als sonst. Nach aufgehobenem Tische benutzte Kronenberg die allgemeine Verwirrung, um sich unbemerkt wieder auf sein einsames Zimmer zurückzuziehn. Erschöpft warf er sich auf das Bett, und überdachte seinen sonderbaren Zustand. Noch niemals in seinem Leben war ihm so wohl und weh gewesen: ihm dünkte, er sei noch niemals mit Menschen umgegangen; alle seine bisherigen Bekannten und Freunde erschienen ihm nur als hohle Larven, die er nicht begriff, und die ihn nicht verstanden, bei denen es sich auch des Verständnisses nicht verlohnte. Glaubte er doch auch erst jetzt aus einem dumpfen Schlafe erwacht zu sein, der bis dahin alle seine Sinne gefesselt hatte. Wenn ihm die Freundlichkeit der übrigen Menschen nur als eine

ernte Grimasse erschien, so lernte er jetzt erst fühlen, was Vertrauen, Glauben und Liebe sei. Und doch, fuhr er in seinen Betrachtungen fort, ist es vielleicht nur eine kranke Stimmung, die mir die Dinge in diesem Lichte zeigt, und eine künftige Gewöhnlichkeit wird mich wohl wieder eines andern belehren, und hofmeisternd meinen jetzigen Zustand Ueberspannung schelten. Und kann ich denn diese zarte Liebe, dieses holde Entgegenkommen mir aneignen? Gilt es denn nicht vielmehr einer erlogenen Maske, einem unbekannten Fremden? Wie qualvoll ist mein Zustand, daß ich nicht der sein darf, der ich seit dem Erwachen meiner bessern Kräfte sein möchte!

Indem er so mit sich selber schalt, und eine Wehmuth sich seines ganzen Wesens bemächtigte, hörte er leise an seiner Thür, die er verschlossen hatte, rascheln. Nicht lange, so ward ein Schlüssel umgedreht, vorsichtig, aber doch mit einigem Geräusch, und sie öffnete sich. Kronenberg, von einem Schirme verdeckt, konnte das ganze Gemach überschauen. Der alte Verwandte, der ihm heut mit seiner Zärtlichkeit so lästig gefallen war, trat leise herein. Nun ist er doch einmal in der Gesellschaft, flüsterte er für sich. Er sah sich behutsam um; dann ging er an den Schrank, öffnete die Schubladen, und kramte in der Wäsche und den wenigen Büchern. Der Mantelsack, der im Winkel lag, entging seiner Aufmerksamkeit nicht; aber diesen fand er leer. Er hat auch, sprach er wieder zu sich selber, versammt wenig Sachen bei sich: hätte mein Schwager nicht sein Geld aufgehoben, so könnte man ihn für einen armen Schlucker halten. Und keine Brieftasche! keine Papiere! keine Schatulle! Er wiederholte seine

Nachforschung, und da er wirklich nichts weiter entdecken konnte, entfernte er sich mit einem unzufriedenen Gemurmel. — Kronenberg, der mit stummem Erstaunen diesen unvermutheten Besuch angesehen hatte, dachte noch lange über dessen Bedeutung nach, bis ihn endlich ein wohlthätiger Schlummer von diesen, so wie allen übrigen Betrachtungen befreite.

Am folgenden Morgen traf Kronenberg den Musiker allein im Saal. Er konnte sich nicht enthalten, ihm die gestrige sonderbare Begebenheit mitzutheilen. O, rief jener aus, über dergleichen müssen Sie sich gar nicht wundern, denn das kann Ihnen noch oft begegnen. Dieser alte Baron Mannlich, der Bruder der Gräfin, hat in seinem Müßiggange, der ihm Langeweile macht, nicht eher geruht, bis er sich einen Hausschlüssel zuwege gebracht hat; wie er die Gäste des Hauses spricht, so hält er es auch für nothwendig, ihre Zimmer, wenn sie nicht zugegen sind, genau zu untersuchen. Und Gnade dem, der irgend Papiere und Briefe umher liegen läßt! denn er nimmt sie mit, um sie zu studieren und gelegentlich zu verlieren, oder um die dunkeln Stellen vom Schulmeister erklären zu lassen. Auf elegante Kleinigkeiten, wie Nadelbüchschen, Scheeren, Riechfläschchen, macht er ordentlich Jagd, und hat davon schon wirklich ein Arsenal angelegt, aus welchem er manchmal bedürftige Kammerjungfern unterstützt, um sich ihrer Dankbarkeit zu erfreuen.

Kronenberg mußte lachen. Der Name Mannlich schien ihm bekannt, doch konnte er sich nicht erinnern, wo er ihm vorgekommen sei. Der Musiker, welcher

einmal ins Sprechen gerathen war, fuhr, auch unaufgefordert, in seiner Schilderung der Familie fort. Sie, mein Herr von Feldheim, sagte er mit bittrem Ausdrucke, haben den Weg gefunden, sich der Liebe der Gräfin, wenn Sie auch nicht ihr Verwandter wären, auf ewig zu versichern. Wo die alte gute Dame nur pflegen und wohlthun kann, da ist sie in ihrem Elemente; sie spielt so gern den Doktor, und da ich ihre Leidenschaft kenne, so fingire ich zu Zeiten eine Unpäßlichkeit, vorzüglich nach einem kleinen Gezänk (denn sie kann mich eigentlich nicht leiden), um mich nur wieder in Gunst zu setzen. Aber freilich, so mit ganz eingeschlagenem Kopf, unter einem zerschmetterten Pferde todt und ohnmächtig liegen, aus Stirn, Nase und Auge bluten, heißt die Sache ins Große spielen; und dagegen nehmen sich meine kleine Hülfsbedürftigkeiten nur armselig aus.

Es scheint mir grausam, sagte Kronenberg empfindlich, diesen schönen Trieb ins Lächerliche ziehn zu wollen.

So? antwortete der Musikus: Sie sind wohl auch human, empfindsam und sentimental? Lassen Sie sich von aller Welt kuriren und verweichlichen, ich habe gar nichts dagegen; ich sage ja nur, Ihr Auftritt hier im Hause, oder Ihr Hereinfall in die Familie, war eben durch diesen Unfall auffallend genug, und die Gräfin genoß, trotz ihres Schrecks, die Freude, alle ihre Künste an Ihrem Leichname entwickeln zu können. Sie möchte die Töchter auch gern zu Wohlthäterinnen erziehn — die halten es aber mehr mit den gesunden Männern, und bei denen haben Sie sich durch Ihre Krankheit nicht so sehr empfohlen. Die beiden jüngern Gräfinnen sind voll Uebermuth und Schalkheit, gefal-

len sich nur, wenn sie andern gefallen, und schonen mit ihren Reizen weder Feind noch Freund. Welch Lamentiren, welch Schelten, welch patriotisches Verzweifeln, als die Schlacht verloren war! Sie wollten bis Norwegen und Grönland flüchten, um nur keinen von diesen verruchten Feinden in sein undeutsches Auge sehen zu müssen. Und jetzt! Sidonchen gefällt sich außerordentlich in der Gesellschaft des jungen, freundlichen Majors; sie nimmt alle seine Huldigungen mit Freuden an, und ist verdrüßlich, wenn sie ihn einen Tag nicht sieht. Und die kleine Leonore hilft ihrer verständigen Schwester treulich, den liebenswürdigen tapfern Mann bewundern. Wenn wir Musik machen, geschieht es eigentlich nur seinetwegen; seine Favoritstücke, die gemeiniglich die schlechtesten sind, müssen vorgetragen werden; er schmeichelt und lügt, und sie verehren, heucheln und bewundern. Das ist so der Lauf der Welt.

Aber der Vater? Unmöglich kann er ein solches Verhältniß gern sehn.

Es ist auch nichts Ernsthaftes, erwiederte jener. — Die liebe, leidige, beseligende Coquetterie, das, was bei den meisten Mädchen das Glück ihrer Jugend macht! Und der alte Herr ist so gut und brav, so ohne Arg, daß er nur heiter ist, wenn seine Kinder gefallen. Er hat seinen Zorn gegen die Franzosen, die er nicht begreift, auch bei Seite packen müssen, und sucht wieder seine feinen Redensarten hervor, die er seit lange vergessen hatte. Er kann es aber doch nicht lassen, jede Einquartierung mit seinen deutschen Drohungen und der Schilderung unserer Tapferkeit zu erschrecken, die ihn immer heimlich oder öffentlich vorlacht. Darum

ist auch jener Tückmäußer, der blasse Anverwandte, sein Liebling, weil der manchmal den Dämpfer vom Instrument nimmt, und in recht lauten und heroischen Tönen seinem Widerwillen Luft macht. Der prophezeit uns allen, und den Fremden zugleich, sehr oft den Fall Frankreichs und das Wiedererwachen unserer Nation. Der junge Major Duplessis lacht nur darüber, aber der alte mürrische Kapitain Liancourt runzelt oft gewaltig die Stirn, und zwischen ihm und Emmerich wird es gewiß einmal etwas geben; auch es wäre wohl schon geschehn, wenn der älteste Sohn, Konrad, nicht so oft mit dem Franzosen auf die Jagd ginge, und der jüngste, Anton, nicht mit ihm auf seine läppische Weise schäkerte. Die jungen Herren konnten auch erst nicht Haß genug gegen die Feinde in allen Winkeln ihres Wesens auftreiben, und nun sind ihnen diese, und täglich neue Besuche, so nothwendig, daß sie ohne sie vor Langeweile nicht aus noch ein wüßten.

Sie haben nun, sagte Kronenberg, die ganze Familie charakterisirt und nicht mit liebevoller Hand gezeichnet; nur Cäcilien erwähnten Sie nicht.

Weil diese gar nicht zu den andern gehört! rief der Musikus bewegt und zornig aus: weil dieses alberne Wesen, die gar nicht weiß, was sie will, wie eine Erscheinung aus dem dritten Himmel ist. Sie sieht und hört nicht, was um sie vorgeht, sie liebt und haßt nicht, sie ist zu schön, so daß man verzweifeln möchte, und sie weiß von ihrer Schönheit so wenig Gebrauch zu machen, daß sie wie ein einfältiges Kind herumwandelt. Ei, dieses Wesen, diese Augen, diese Stimme, — ja, das Herz könnte sie mir umwenden und einen andern Menschen aus mir machen. Aber Liebe? — nein, sie

läßt sich nicht träumen, daß es dergleichen geben könne, wenn nicht in ihrem innersten Herzen eine dumme Verehrung für jenen ernsthaften und langweiligen Vetter wohnt, dem ich wünschte, daß er noch schlimmer als draußen gegen den Brunnen stürzen möchte, um niemals wieder aufzustehn.

Mit wilden Geberden rannte der grimmige Mensch fort, und Kronenberg fühlte, wie bei der letzten Aeußerung ein empfindlicher Schmerz durch seinen Busen zuckte. Er fürchtete, daß Cäcilie wohl schon lieben könne, vielleicht ohne es zu wissen, und ein Gefühl von Verzweiflung tauchte in ihm auf; seine Nichtigkeit ergriff ihn, und er sehnte sich fort in die Weite, ja in den Tod, um nur diese Bedrängniß von sich zu schütteln. Der alte Graf Werthheim überraschte ihn und störte seine Gedanken. Er erzählte vom Marschall, dessen Erscheinung ihm in dieser traurigen Zeit eine reine Freude gewährt hatte. Dieser schon bejahrte Mann hatte das Unglück des Landes empfunden, und eben so mild als verständig über die neuesten Begebenheiten gesprochen. Der Graf war gerührt, daß er bei Feinden gewissermaßen mehr Trost finde, als so oft bei Eingebornen, ja nahe Befreundeten; denn seine eignen Söhne waren, wie er klagte, nur selten, vom Geschwätz jenes Musikers verleitet, mit ihm einig. Denn es giebt Güter, die sich oft, eben weil sie unsichtbar und die höchsten sind, der Schätzung der Menge entziehn; dagegen diese gewöhnlichen Menschen so oft andere erringen wollen, deren Werth sie viel zu hoch anschlagen, weil ihr Inhalt namhaft gemacht werden kann, und ihre äußre Erscheinung mit blendendem Glanze auftritt. Dieses stille Glück, diese ächte Deutschheit war es, welche der

Graf so oft vertheidigen mußte, und sich immer, trotz es stärkeren Beistandes seines Verwandten, nur schwach ühlte, und gewöhnlich aus dem Felde geschlagen wurde, venn man ihm gegenüber den Ruhm der großen Nation, ihre Eroberungen, ihre politische und militärische Ausbildung, ihre Gerichtsverfassung und alles das, was ie Bewunndrung der neuesten Zeiten erregt hat, entgegen setzte. Es schien, daß er und der Marschall, der nur wenige Meilen davon, und wie man glaubte, auf änger seinen Sitz aufgeschlagen hatte, sich in wirklicher Freundschaft gefunden und erkannt hatten. Der alte Mann erzählte nicht ohne Bewegung, wie auch Kronenberg, dessen Krankheit und Gesicht, vorzüglich aber seine verständigen, wenn auch nur wenigen Worte, den Heerführer innig interessirt hätten. Es war die Aussicht, daß man ihn öfter sehn würde, und damit die Hoffnung gewonnen, daß Officiere wie Soldaten sich in diesem Distrikte gut würden betragen müssen.

Die Gesellschaft versammelte sich wieder zu Musik und Spiel; Kronenberg beobachtete noch aufmerksamer den melankolischen Verwandten, wie ihn der Musikus nannte, und es blieb ihm nicht zweifelhaft, daß er Cäcilien liebe, auch sie schien ihm geneigter, wie allen Uebrigen. Mit bittern Gefühlen zog sich der Kranke auf sein einsames Lager zurück.

Kronenberg erfreute sich bald einer bessern Gesundheit, und seine gänzliche Wiederherstellung schien nicht mehr entfernt. In der Zerstreuung, in welcher er lebte, fand er nur selten einige Minuten, um über seinen Zustand nachzudenken. Die politischen Begeben-

heiten, an welchen die Familie natürlich das lebhafteste Interesse nahm, die Durchmärsche, die mannichfaltigen Charaktere, die im Hause auftraten, die Besorgnisse, welche sie oft erregten, so wie die Vermittelungen, welche immer wieder nothwendig wurden — alles Dinge, an welchen Kronenberg seinen Theil nehmen mußte, ließen ihm so schnell Wochen und Monden verfließen, daß er in der Verwirrung und Betäubung kaum noch seiner früheren Vorsätze gedachte. Dazu kamen, um das bewegte Leben zu vermehren, Koncerte, an denen oft die benachbarten Familien Theil nahmen, Vorlesungen, in welchen Kronenberg in der Regel sich hören ließ, Spazierfahrten und Besuche bei auswärtigen Befreundeten. War er einmal von der größern Gesellschaft entfernt, so beschäftigte ihn der geistreiche Musikus, mit dem er sich mehr, als er anfangs denken konnte, versöhnt hatte. Vertrauter aber war er mit den beiden Franzosen, vorzüglich mit dem jüngern, dessen freundliche, geschmeidige Höflichkeit ihn völlig bezauberte. Er konnte der Art, wie dieser Fremde ihm seine Hochachtung bezeigte, wie er sein Vertrauen suchte, und der Herzlichkeit, mit welcher er seine Freundschaft erwiederte, unmöglich widerstehen. Auch Cäcilien war er viel näher gekommen; in manchen Augenblicken glaubte er sich von ihr geliebt; sah er aber dann wieder, wie sie in andern Stunden sich mißtrauisch von ihm zurückzog, wie ängstlich sie ihn vermied, wie fremd sie seine leidenschaftliche Anrede erwiederte, so glaubte er, sich zu täuschen, und eine unglückliche Stimmung bemächtigte sich seiner, in welcher er gegen alle Welt, am meisten gegen den zurückgezogenen Emmerich, ungerecht war, der ihm als die verhaßte Ursache von Cäciliens

ränderten Benehmen erschien. So sehr aber dieser
s Fräulein lieben mochte, so war sein Charakter dem
s Verstimmten völlig unähnlich; denn er blieb auch
gen Kronenberg freundlich, und antwortete selten auf
e Bitterkeiten, die er oft von diesem, und noch öfter
n dem gallsüchtigen Musikus anzuhören bekam.

Die Eltern, wie es arglosen Menschen oft zu gehen
legt, bemerkten von allen diesen Verhältnissen wenig
er nichts. Dem Vater schien es zu kränken, daß
n junger Freund, dem er zugethan war, mit den
inden seines Vaterlandes in ein vertrauliches Ver-
ltniß trat, und oft Gesinnungen zu äußern schien,
e er undeutsch nennen mußte.

An einem Nachmittage hatten sich die Frauen ent-
nt, und so sehr es sonst der Graf vermied, fiel unter
n Männern das Gespräch dennoch auf die Politik.
or kurzem war der letzte Hoffnungsschimmer erloschen,
d als der Vater seufzend klagte; jetzt sind wir, und
t uns ganz Deutschland, völlig verloren! rief der
usikus in seinem bittern Humor plötzlich aus: Verlo-
n? Und was wäre denn daran noch zu verlieren ge-
sen? Was hattet ihr Deutsche denn noch, das euch
Deutschen, zu einem Volke machen konnte? Die innere
tzweiung hat schon längst alle eure Kräfte gebrochen,
d jedes National-Interesse, jede großartige Verbin-
ng unmöglich gemacht. Je mehr jede Provinz, jedes
ndchen sich isolirte und vom allgemeinen Bande löste,
mehr glaubten sie an Selbstständigkeit und Patrio-
mus gewonnen zu haben. Sie verschmachteten in
herziger Kleingeisterei, während einige Residenzen
nachgespielter feiner Lebensart, in nachgebeteten Phra-
dieſe Pfalbürger und ihren Sinn verspotteten. Die

größeren Reiche belauerten einander neidisch, und hiel-
ten immer schadenfroh den Verlust des Nebenbuhlers
für eigenen Gewinn. Längst schon war die Freiheit
entflohn, der Sinn aus den leeren Formen der alten
Verfassung entwichen, und die trübseligen Ruinen konn-
ten höchstens nur noch Geist und Aufschwung hemmen
und lähmen. Nie hat auch der Deutsche selbstständig
sein wollen; man lasse ihm seine Kindereien, seine Recht-
haberei, und er wird gerade in der Unterdrückung, wenn
es dem Nachbar nur eben so schlimm ergeht, immer noch
freudig mit dem Spielzeuge klappern und sich glücklich
wähnen. Wird ihnen aber jetzt die klägliche Reichs-
städterei, dieser Nürnberger Tand aus den Händen ge-
schlagen; geht ein frischer Geist mit unwiderstehlicher
Kraft durch alle ihre Länder, und zerreißt und verän-
dert, was noch nie vereinigt, was seit lange nicht ge-
trennt war: so erwachen sie wohl, und huldigen nun
besonnen einer neuen Gewalt, die dazu bestimmt scheint,
Europa zu beherschen. Ja, gezwungen werden sie, statt
des kleinstädtischen Provinz-Eigensinnes einen europäi-
schen großartigen Geist in sich zu bilden. Wie als
Gut gewinnen sie also, gegen den scheinbaren Ver-
armseliger Schatten. Steht es nicht zu hoffen, daß
unter fremder Herrschaft sich erst das erzeugen möge,
was man deutsch, national, eigenthümlich nennen darf?
War es ja doch nur bis jetzt die Bücherwelt, die
Verlassenen ihre Literatur nennen wollen, welche ih-
her ein gewisses Einverständniß unter den mannich-
Gebräuchen, Stämmen, Sekten und Religionen, D
lekten und gegenseitigen Befeindungen aufweisen kon
Mögen sie diese doch nun zu etwas Edlem, Richti
ausarbeiten, zu einer Gestalt vollenden, die sie mit

em Vertrauen ihren Nachkommen überliefern dürfen. Vielleicht, ja wahrscheinlich, waren es die verschiedenartigen Verfassungen, alle die Ueberreste aus dunkeln Jahrhunderten, die das Reifen dieser Frucht bisher unmöglich gemacht. Besser, daß diese große Erschütterung, der die Welt nicht mehr ausweichen kann, uns von einer fremden gebildeten Nation mitgetheilt werde, die große Erfahrungen gemacht und überwunden, von einem Manne, vor dem sich zu beugen keine Schande ist, als daß diese Begebenheit aus der Verworrenheit der Menge, aus blindem Drangsal, aus der Schlaffheit hervorgehe. Kunst und Wissenschaft, Philosophie und Poesie, auf welche die Deutschen so eitel sind, mögen nun ihre Schwingen entfalten, und den Flug um so höher richten, als sie nicht mehr gegen hemmende Politik und vielfältige bürgerliche Einrichtungen zu kämpfen haben. Die Freiheit der Presse ist wenigstens das erste Gut, auf welches wir mit Gewißheit rechnen dürfen. Alle die armen Journalisten, die bisher nur matt und leise dieses und jenes durften ahnden lassen, wenigstens lispeln, sie dürfen jetzt die Trompete nehmen, und das von den Dächern verkündigen, was etwa nur noch in den vertrautesten Kreisen geflüstert wurde. Erst durch diese kann eine öffentliche Meinung in Deutschland geboren werden; und auch diese Kunst oder dies Handwerk, durch Journale und Zeitungen Gesinnungen zu verbreiten, müssen wir erst von den Franzosen und hauptsächlich von den Engländern lernen. So lange es bei uns noch ganze Dörfer giebt, die weder lesen mögen noch können, ist es mir immer, als ob man von einem Gespenste rede, wenn man von der deutschen Literatur spricht. Ueberlege ich also unbefangen und

in größerem Sinne das, was uns jetzt zugestoßen ist, so wage ich es zu behaupten, daß unser Verlust mit einem Mikroskop muß aufgesucht werden, daß unser Gewinn aber etwas Unermeßliches sey.

Der Franzose lächelte selbstgefällig. Kronenberg schwieg nachdenkend, und betrachtete den Grafen, der sich voll Verdruß auf die Lippen biß; der finstre Lincourt machte eine Miene, aus der man so wenig Beifall als Unzufriedenheit lesen konnte; und da Alle schwiegen, machte der Redner eben Anstalt, in seiner Abhandlung fortzufahren, als Emmerich, glühend roth im Gesicht und mit glänzenden Augen, in diese Worte ausbrach:

Wie? Literatur, Kunst und Poesie könnten ohne Vaterland da sein? Ohne dieses Grundgefühl, welches diesen Blüthen erst Klima und Wärme verleihen muß! So leicht wollte ich glauben, daß der starre Leichnam eines Greises wieder zur Jugendfrische und allen Leidenschaften belebt werden könnte. Man kann noch fragen, was wir verloren haben? Nicht dieses und jenes, sondern alles; und daß es Deutsche giebt, die so fragen können, die mit sophistischer Ueberweisheit jene hohen einzig hohen Güter verkennen und verschmähen, ist das Elend unserer Tage; daran sind wir zu Grunde gegangen. Geblendet vom Glanz ausländischer Herrlichkeit strebten wir nach Dingen, die uns nicht angehören, die keine Güter, kein Glück für uns sind, und kernten die Gaben, das wahre Glück, die einheimische Trefflichkeit verschmähen, die uns ein gütiges Schicksal noch gegönnt und gelassen hatte. Wenn dieses Glück, diese Freiheit, die sich nicht in Zahlen, und in geschriebenen Paragraphen aufweisen läßt, einem

anz verscherzt sein wird, dann werden wir an ihrem
Grabmal erst wissen, was wir besessen haben. Und
etzt, durch diesen ungeheuern Schlag, sollte eine Frei-
eit, auch die kleinste nur, errungen werden können?
as wenigstens, was man die Freiheit der Presse nennt?
), wir werden sehen, wie alle unsere Zeitungen, wie
lle Flugblätter, die so oft die Miene der Freiheit an-
enommen haben, dem Sieger huldigen; wie dieselben
Menschen, die bitter und ungerecht gegen ihre angebor-
en Fürsten waren, nun schmeichelnd im Staube krie-
)en. Freiheit! welch' großes, schönes Wort! welch'
oles Herz möchte nicht für dieses kostbarste Gut erglü-
en! Nur wahre sich der Bessere, wenn er das Höchste
u vertheidigen strebt, nicht aus mißverstandenem Eifer
ch denen beizugesellen, die ohne Staat und Vaterland,
Diener des Augenblicks und der bethörten Menge, dies
eilige Wort in ihren Fahnen führen, um ihrem Groll,
)rem Haß der Obrigkeit, ihrer Zerstörungswuth Bahn
u brechen. Drücken uns Mängel, bedarf der Staat
euer Kräfte, so erwecke man diese; man heile jene,
ber auf dem gesetzlichen Wege; warne, unterrichte der-
nige, der sich dazu berufen fühlt, und zeige in ver-
ändigen Schriften, daß er sein Vaterland kennt und
ebt, daß er es verdient, Staatsmännern und dem
Monarchen als Rathgeber, der Menschheit selbst als
Bohlthäter zu erscheinen. Aber wie, den Journalen,
en Zeitungen und Tagesblättern sollen wir dieses Pal-
idium vertrauen? Diese Krankheit wünscht man uns
ls Gewinn, daß sie sich allgemein verbreite, an wel-
)er England vielleicht einmal verbluten muß, und gern
ie größten Opfer brächte, wenn es diese Preßfrechheit
emmen könnte? Wie gutmüthig sorgen die Regie-

rungen doch, daß auch der ärmste Unterthan schreiben und lesen lerne, wähnend, daß dieses nur Kennzeichen der Bildung des gemeinen Mannes sei; wie arbeiten sie sorgfältig, damit er nur ja in Zukunft alle die ungerechten und oft hämischen Angriffe erfahre, die die besten Bemühungen der Regenten erleiden müssen. Man sehe nur jene englischen Zeitungen an, wenn man mich der Uebertreibung beschuldigt, die für den Landmann, ja für den Pöbel der Provinzen berechnet sind, und wahrlich nicht Belehrung, Zurechtweisung, edeln Freiheitssinn enthalten, sondern nur immer wieder die verderblichen Funken ausstreuen, ob denn nicht einmal zum Mordbrand aufschlage. Und brauche ich denn jenseit des Meeres nach Beispielen zu suchen? Liegen sie uns nicht näher, wenn auch vielleicht nicht ganz so bösartig? Welche Masse von seichtem Raisonnement, welche elenden Deklamationen, welcher unberufene und unsinnige Haß gegen jede Obrigkeit hat sich bei uns seit dieser unseligen Revolution gesammelt und ausgesprochen! Welche unmenschliche Schadenfreude über das unerhörteste Unglück, welche Gleichgültigkeit bei den schrecklichsten Begebenheiten! Vorzeit und Gegenwart möchten die Schreier eben so unphilosophisch als unhistorisch in den Abgrund werfen und vernichten, um auf ihre chimärische Zukunft, die tyrannische Oberherrschaft ihrer Grillen zu begründen. Sie zürnen in ihrem Freiheitseifer, wenn der Despotismus Heinrichs, des römischen Kaisers, von einem kräftigen Papst gebrochen wird, der in jenem Zeitalter Freiheit fester gründen, als sie zu träumen vermögen; sie finden es aber ganz in der Ordnung, wenn Ludwig der Märtyrer von einem verruchten Revolutions-Tribunal gemißhandelt wird.

eht war es anders bei uns, als in Frankreich und England, und unser Volk darf stolz darauf sein. Fast eit zwanzig Jahren ertönen diese Grundsätze durch unsre Gebirge und Fluren, die Heere des Feindes sind fast ben so viele Jahre abwechselnd die Beherrscher verschiedener Provinzen; und wo ist ein Land, ein Stamm, ine Stadt, ja, ich möchte sagen ein Dorf, zu nennen, ie ihrem angebornen Fürsten treulos geworden wären? Nein, fester sind die Bande gezogen, inniger ist diese Liebe entzündet. Was haben sie gelitten, die Aermsten, nd mit welchem Jauchzen haben sie ihre Fürsten wieer begrüßt! Nein, das können die deutschen Herrscher auch nie vergessen, nie diese Hingebung, diese Opfer, diese unwandelbare Treue (die sich immer bewähren wird) mit Undank erwiedern. Nie werden sie in den Irrthum verfallen, die Stimmen jener Blätter mit der Stimme ihres Volks zu verwechseln.

Mithin, warf der Musiker ein, wird die jetzige große Begebenheit ohne allen Nutzen sein?

Der Himmel hat sie zugelassen, antwortete Emmerich, und aus dem tiefsten Elende blitzt mir eine Hoffnung ntgegen. Wir werden Alle zur Erkenntniß kommen; vir werden uns vereinigen, ein wahrer Nationalsinn wird und muß erwachen, und alle Provinzen brüderlich verbinden. Vielleicht fällt dann einmal ein Glück, ein ungeheures Schicksal vom Himmel, und eine allgemeine Flamme lodert über Berg und Flur, ein Freiheitsruf rtönt durch alle Gauen, ein Fürstenwort erklingt durch lle Wälder, und nun versammelt sich Jung und Alt um ie vielgeliebten Regenten, und es gelingt vielleicht durch es Himmels Gnade, was jetzt unmöglich scheint.

Sie werden zum Propheten! sagte der Musikus hämisch: in jeder goldnen Zeit werden Sie sich dann ohne Zweifel niedersetzen, und ein Journal oder Wochenblatt in einem ganz entgegengesetzten Sinne herausgeben, jedes Gebrechen loben, den Ministern schmeicheln, das Mittelalter zurückwünschen, und den Despotismus predigen.

Nein! rief Emmerich lebhaft aus, wenn ich dann noch athme und mich bewegen kann, so nehme ich eine Muskete auf die Schulter, und trete mit dem ärmsten und niedrigsten meiner Brüder in Reihe und Glied.

Er konnte seine Rührung nicht verbergen, und entfernte sich schnell; der Graf folgte seinem Lieblinge, erschrocken über das, was er auszusprechen gewagt hatte. Der Musikus schickte beiden ein lautes Gelächter nach, in welches der heitere Duplessis einstimmte; Liancourt aber stand auf, und sagte: beim Himmel! giebt es noch viele solche Menschen in Deutschland, so können wir hier noch einmal einen harten Stand haben. Er hat uns gesagt, was wir eigentlich nicht hören durften; aber er ist jung und brav, und wir sind hier Gäste und keine Spione. Ich kann die Dinge nicht ganz so sehn, wie er, und über dieses Kapitel ließe sich noch vieles sagen, manches näher erörtern, anderes beschränken. Wo aber eine Gesinnung aus dem Vollen geht, da hat sie auf ihre Weise immer Recht. — Er ging hinaus, und hörte kaum auf die Scherze, die Duplessis ihm nachrief. Jetzt entfernte sich auch der Musikus, und Duplessis sagte zu Kronenberg, mit dem er sich jetzt allein befand: auf diese Weise, wie es dieser verstimmte Jüngling sich träumt, geht es weder jetzt, noch in der Zukunft; aber meine Imagination hat die ganze Nacht das verarbeitet

was Sie mir gestern und vorgestern eröffneten. Sie kennen meinen Haß gegen die jetzige Verfassung meines Vaterlandes, gegen den Mann, dem wir alle als unserm sogenannten Kaiser demüthig huldigen müssen; er vergeudet unsere besten Kräfte, und dankt uns kaum dafür; sein Ehrgeiz verpraßt das ungeheure Erbtheil, das er aus den blutigen Händen des Aufruhrs empfangen; und er ruht nicht eher, bis er sich und zugleich uns alle zerschmettert hat.

Kronenberg antwortete: wenn wir einmal wieder allein und ungestört auf ihrem Zimmer sind, sollen Sie eine deutlichere Einsicht in jenen großen Plan haben, von dem Ihnen einige Erörterungen kaum noch einen fernen Anblick gewähren können. Durch ganz Deutschland, ja wohl noch weiter, zieht sich diese große Verbindung; die Brüder kennen sich und verstehen sich durch Zeichen, Schrift und Rede, die jedem andern unverdächtig sind. Wenn alles reif ist, so wird von allen Seiten das Ungeheure hervortreten und mit vielen aber sichern Schlägen die Gestalt der Welt verändern.

Und wer lenkt, fragte Jener, diese weitverschlungene Verbindung?

Man hat, sagte Kronenberg, trotz meiner Jugend, viel Vertrauen in mich gesetzt, daß ich mich wohl ohne Eitelkeit einen der Regierenden nennen darf. Ich habe jetzt einen großen Theil von Deutschland gesehn, und die Reise hieher benutzt, neue Fäden anzuknüpfen, neue, bedeutende Mitglieder anzuwerben, und mich den obersten Häuptern bekannt zu machen. Jetzt nur hat meine unversehene Krankheit so manches gehindert, wenigstens verzögert; ich konnte nicht schreiben — man wußte nicht wo ich war.

Ist der Graf in Ihrem Bunde?

Nein, er ist, wie seine Söhne, viel zu schwach, um Theil zu nehmen; seichte Schwärmer, wie jener Emmerich, könnten uns nur schaden.

Können Sie mir aber nicht einige der größten Häupter namhaft machen, damit ich der Sache noch mehr vertraue? denn vornehme, wichtige Leute müssen doch, wie Sie selbst sagen, Mitglieder sein.

Nicht heut! erwiederte Kronenberg; binnen kurzem sollen Sie alles erfahren, was ich selber weiß. Aber diese Aufstände, im Rücken der Armee, diese kleine Corps, die sich hier in unserer Nähe formirt haben, sind schon ein Vorspiel.

Duplessis wurde von einer Ordonanz abgerufen, und bald nachher trat Emmerich wieder herein. Er schien etwas sagen zu wollen, und war doch verlegen. Endlich näherte er sich und faßte Kronenbergs Hand. Mein Theurer, fing er an, den ich so gern meinen Freund nennen möchte, — warum weichen Sie mir, und oft mit Verachtung, aus? — Kronenberg war verlegen. Sie vertrauen sich Menschen, fuhr jener fort, die es nicht verdienen, und entdecken ihnen vielleicht Dinge, die diese Fremden am wenigsten erfahren dürften. Ich zittre, wenn Ihnen etwas zustoßen sollte, und nicht blos als Ihr Freund, sondern noch mehr als Freund des edelsten, schönsten und herrlichsten Wesens, das die Natur jemals erschaffen hat.

Wen meinen Sie? fragte Kronenberg.

Sollten Sie es nicht wissen, brauche ich Cäcilien noch zu nennen? Sie ängstet sich, daß sie Sie mit diesem langweiligen Fremden in so genauer Verbindung sehn muß; sie fürchtet davon die schlimmsten Folgen

können Sie es denn über sich gewinnen, dieser holdseligen Erscheinung auch nur eine Secunde ihres Lebens zu trüben? Wär' ich so glücklich, wie Sie, welches Opfer wäre mir wohl zu groß? Und Sie können anstehn, daß ich es doch heraus sage — Ihre Eitelkeit etwas zu zähmen? Denn sie ist die Kette, wodurch dieser Mensch Sie bindet. Er bewundert Sie, er vergöttert Ihre Talente, er schmeichelt Ihnen. Ob es ihm Ernst ist, weiß ich nicht; daß er aus Absicht lüge, will ich nicht behaupten — aber ganz unwahrscheinlich ist es nicht.

Sie kränken mich! rief Kronenberg aus. Ich halte Duplessis für einen edeln Menschen; auch habe ich weiter keine Verbindung mit ihm, als wie sie täglich unter Gebildeten statt findet.

Sie wollen mich nicht verstehn, fuhr Emmerich etwas beleidigt fort; Sie weichen mir wieder aus, wie immer. Auch der Graf, der Sie wie ein Vater liebt, läßt Sie bitten, ja beschwören, vorsichtig zu sein.

Aber ich begreife nicht, wie die ganze Familie plötzlich zu dieser unnöthigen Angst gekommen ist.

Lieber Feldheim, Sie wissen, mit welcher Sorgfalt der Graf jenes Buch aufhob, welches Sie mit sich führen, wie er es verbarg, weil nach dem Autor schon längst geheime Nachforschung geschieht. Sie forderten es zurück, und wir erstaunten, ja erschraken, als Sie es uns vertrauten, daß Sie der Verfasser seien. Die Bewunderung des Grafen ist freilich nicht größer, als seine Furcht, daß Ihr Talent Sie unglücklich machen könne. Aber heute früh, als er und ich diesen Duplessis besuchen, finden wir das Werk dort offenbar liegen; er nennt uns Sie als den Urheber; mit einem Schwall von Hyperbeln erhebt er die Vortrefflichkeit

des Buchs, vergöttert Sie, und sagt mir, Sie hätten sich ihm unverholen entdeckt.

Kronenberg war auf einen Augenblick verlegen; doch faßte er sich bald, und sagte: ich ehre den Mann, und hielt ihn nicht für so geschwätzig. Doch sehe ich auch kein Unglück, da er sich nur Leuten vertraut hat, die schon um die Sache wußten.

Davon ist die Rede nicht, erwiederte Emmerich ernst; Sie sollten unsere treue Warnung mehr achten.

Lieber Freund, sagte Kronenberg mit einem geheimnißvollen Lächeln, Sie ängstigen sich um Kleinigkeiten. Ich wünschte, Sie könnten größeren Ansichten Raum geben, so würde ich Ihnen manches entdecken, was Ihr Herz erhöbe, und diese kleinliche Furcht auf immer verjagte. Darf ich zu Ihnen reden?

Emmerich trat einen Schritt zurück. Ist es möglich? rief er aus, indem er ihn scharf betrachtete; können Eitelkeit und Geheimnißkrämerei den Menschen so tief aushöhlen, daß er das schönste Glück, das vor ihm liegt, mit Füßen von sich stößt, um Wolkengebilden nachzulaufen? — O du arme Cäcilie! — Mit diesen Worten verließ er eilig das Zimmer.

Man hatte sich vorgesetzt, an einem freundlichen Tage in der Nachbarschaft einen Besuch zu machen. Da alle Fremden mit eingeladen waren, und außer den Officieren noch andere Gäste im Hause wohnten, auch der Musicus und der vermeintliche Feldheim nicht fehlen durften: so wurden verschiedene Wagen gebraucht und eingerichtet, und die Gräfin, die gewöhnlich die Besorgung und Eintheilung der Gesellschaft über sich nahm

hatte an solchen Tagen viel zu rechnen und zu überlegen. Es war ihr daher nicht angenehm, als sie während ihrer Betrachtungen durch ein zu lautes Gespräch im Nebenzimmer gestört wurde, in welchem die Kammerjungfern, von denen einige mitfahren sollten, lachten und schwatzten, und nur beruhigt wurden, als der alte Baron Mannlich zu der Schwester in das Zimmer trat. Lieber Bruder, sagte die Gräfin, warum zeigst Du Deinen Gästen immer wieder von neuem diese Blöße, und giebst Veranlassung, über Dich zu scherzen? — Sei stille, lüsterte der alte Mann, es geschah zu Deinem und zu Aller Besten. — Zu meinem Besten? — Ich habe eben eine Untersuchung angestellt, die höchst wichtig war. Die Wäscherin ist drinnen, und da ich das eine Halstuch fortnehmen und Dir bringen will, rissen sie mir es wieder weg, und das war die ganze Unruhe. Aber die Sache selbst ist wichtig. Denke Dir, alle Wäsche unsers Vetters, des jungen Feldheim, ist mit v. K. gezeichnet. Wie erklärst Du das?

Lieber Bruder, sagte die Gräfin, es ist höchst unschicklich, daß Du Dich immer in dergleichen Dinge mischest; vielleicht hast Du nicht recht gesehn, vielleicht — wer weiß, woher es kommt. Ich habe keine Zeit zu diesen wichtigen Betrachtungen.

Auf seinem Zimmer, fuhr der Alte fort, habe ich diesen silbernen Stift gefunden, auch v. K. gezeichnet. Meine Augen sind noch gut; sieh selber her, so kannst Du es erkennen. Ein Petschaft führt er gar nicht mit sich: kein Wappen! Ist das nicht unbegreiflich?

Du hast ja so oft gehört, sagte die Gräfin, daß ihm seine Brieftasche mit vielen andern Sachen ist entwendet worden.

Ich ruhe nicht, rief der Alte, bis ich weiß, wer er ist. Er hat noch keinen einzigen Brief bekommen, seit er hier ist — er hat noch keinem Menschen geschrieben. Ist das nicht unnatürlich?

Unnatürlich? bei dem jetzigen unsichern Postwesen! Und wer sollte er denn sein, wenn er nicht unser Vetter wäre?

Neulich, fuhr der alte Mann fort, erzählte ich ihm ein Langes und Breites von meiner Tante Kugelmann, die er doch in seiner Familie oft muß haben nennen hören; sie ist berühmt, die Frau, und nach einer Stunde nannte er sie Baronesse Kegelfrau. Da ist mir der Verstand völlig still gestanden.

Die Gräfin lachte. — Daß ich in Halle studirt habe, war ihm eine ganz neue Sache. Nun, das weiß doch die ganze Welt, um wie viel mehr ein Vetter. Es war ihm auch was Neues, daß mein Bruder ein krummes Bein hat; den Mann in unserm Wappen hielt er vorgestern für einen Affen. Das alles geht mir so im Kopf herum, daß ich mich nicht zu lassen weiß. Darum muß ich Zerstreuung suchen.

Sei nur fertig, lieber Freund, sagte die Gräfin, denn wir fahren gleich, und Du richtest es immer so ein, daß wir warten müssen, und kennst doch die Ungeduld meines Mannes.

Nächstens muß er mir, rief der Alte, das Wappen der Feldheim erklären, und wenn's da auch hapert —

Du weißt ja, Lieber, daß die jetzige junge Welt auf dergleichen nicht sehr achtet.

Er wird doch kein verruchter Gottesleugner sein, rief der Alte im höchsten Zorne, und entfernte sich, mit den Füßen stampfend.

Als man zur Fahrt aufbrechen wollte, war lange n Hin- und Herhandeln um die Plätze, und welche utsche früher, welche später abgehn könne. Kronen- erg eilte noch einmal in den Saal, um ein entlehntes Buch wieder an seinen Platz zu stellen. Fast im näm- chen Augenblicke trat Cäcilie durch die andere Thür erein, um ihren Hut abzuholen, den sie hier vergessen atte. Kronenberg bat um die Erlaubniß, sich zu ihr n den Wagen setzen zu dürfen; sie gewährte sie, im fall es nicht der Einrichtung ihrer Mutter widerspreche. Im kleinen Hin- und Herstreiten verzögerten sie, und chteten nicht auf eine leise Bewegung, die sie an der hüre hörten. Sie war verschlossen, als sie endlich hin- us gehen wollte; man wollte die zweite öffnen, sie iderseßte sich ebenfalls, und die dritte war in demsel- en Zustande. Kronenberg sah Cäcilien verlegen und röthend an. O weh! rief diese, der böse, alte, zer- treute, wunderliche Oncle! Mit seinem Hauptschlüssel, en er immer bei sich führt, um sich mit allen Schlös- rn zu thun zu machen, hat er uns eingeriegelt! Und, hn Sie, da fahren schon alle Wagen über das Feld m schnellsten Trabe hin!

Kronenberg wollte ein Fenster aufreißen, aber Cäcilie ielt ihn zurück, indem sie sagte: keine Uebereilung! lle Bedienten sind mitgefahren und geritten; Verwal- r und Gärtner, Brauer und ihre Hausgenossen sind entfernt, vielleicht auch ausgegangen, daß wir sie icht errufen können. Einen zufällig Vorübergehenden Anspruch zu nehmen, könnte nur dazu nutzen, den chlosser aus dem nächsten Orte herbei zu holen; und elches Aufsehn, das ich durchaus nicht wünschen kann,

würde die Begebenheit machen! denn einzuholen sind die Reisenden nicht wieder.

Eine sonderbare Lage, sagte Kronenberg.

Die wir nur so wenig wie möglich zur Geschichte der Provinz machen müssen, erwiederte Cäcilie; der Ort, wohin sie fahren, ist zwei Meilen von hier entfernt; sie können uns nicht früher, als dort, vermissen; senden sie auch in der größten Eile zurück, so braucht der Bote doch wieder zwei Stunden, und wir müssen alle vier in Ruhe hier aushalten. Ob es dann noch der Mühe verlohnt, zu fahren, ist die Frage. Sie können wenigstens hinüber reiten. Also Geduld ist das, was wir am nöthigsten brauchen; fasten müssen wir auch. Setzen Sie sich also dorthin, und lassen Sie, lieber Vetter, uns mancherlei erzählen, uns vielleicht etwas vorlesen, oder spielen Sie dort auf dem Forte-Piano.

Kronenberg that es. Er war über diese seltsame Lage, in die er plötzlich gerathen war, so erstaunt, daß er selbst nicht wußte, wie er sich benehmen sollte. Konnte ein Liebender einen glücklicheren Zufall wünschen, als diesen, der ihm so viele Stunden eine ungestörte Einsamkeit vergönnte: dem Gegenstande seiner Leidenschaft alle seine Gefühle zu sagen, wozu ihm in dieser unruhigen Zeit immer noch die Gelegenheit gemangelt hatte? Eine Fee, fing er an, hat Sie, theure Cäcilie, in diese Gefangenschaft versetzt, damit Sie mich anhören sollen; damit Sie erfahren, wie ich von Ihnen denke.

Sie sollen auch wissen, wie ich von Ihnen denke, erwiederte sie. Vielleicht ist es möglich zu machen, daß wir uns verstehen. Und doch —

Wie? sollten Sie an meinen Empfindungen zwei-
ln können? Noch zweifeln, daß mein Glück oder Un-
lück an Ihren Lippen hängt?

Cäcilie ging sinnend im Zimmer auf und ab; dann
tzte sie sich zu Kronenberg, und fragte: denken Sie
ch denn auch bei diesen Worten etwas? oder sind es
ur die hergebrachten Redensarten?

Sie kränken mich, Theuerste!

Nun ja, Vetter, ich will glauben, daß Sie mir
ut, recht gut sind; ist das etwas Besonderes? das bin
h allen Menschen. Was höher als diese Freundschaft,
ieses Wohlwollen steht, kann etwas Himmlisches,
leberirdisches sein, aber auch wohl, so ahndet mir,
twas recht Böses; oder auch nur Schein, mit Lüge
nd Trug vermischt. Ach, die armen Menschen! sie
)issen es ja oft selber nicht, wenn sie sich und andere
intergehen.

Kronenberg faßte ihre Hände; er ließ sich auf ein
knie nieder; er küßte die dargebotene Hand, und wie-
erholte seine Betheurungen. Wie erschrak er aber, als
e ihn plötzlich zurückstieß, wie entsetzt vor ihm floh,
nit lautem Weinen und Schluchzen sich auf das Sopha
tzte, und das Haupt trostlos in die Kissen verbarg.
ange konnte sie auf seine Ermunterungen, auf seine
Bitten keine Antwort geben; die Stimme versagte ihr
nmer von neuem, und da auch er zu Thränen gerührt
wurde, erhob sie sich endlich, wie noch stärker erschüt-
rt, und rief: Feldheim! Vetter! Auch Thränen?
Vorüber?

Daß ich das Leben meines Lebens so trostlos sehen
muß; daß ich verkannt werde.

Ach! Liebster! klagte sie: nein, ich, ich kenne Sie von den Uebrigen mögen Sie vielleicht verkannt werden. Kann man den mißverstehen, den man liebt?

Sie lieben mich? O Cäcilie, ja, Du bist meine Gottheit! rief Kronenberg, und stürzte wieder zu ihren Füßen nieder. O, dann bin ich der Glücklichste der Menschen; dann sollst Du mit mir selig werden.

Elend, sagte sie mit schwerem Tone, werden wir beide sein, vielleicht die Elendesten aller Menschen. Giebt es einen tiefern Jammer, ein kläglicheres Herzeleid, als lieben und nicht achten, eine, eine Seele auserwählen müssen, sich ihr ganz, unbedingt hingeben wollen, und doch nicht vertrauen können? Zweifeln, wo uns der schönste Glaube erheiternd erfrischen müßte! In den Tempel gehen, um in erster Frühlingswärme, im neuen Gesundheitsgefühl nach Todesnächten Gott anzubeten, und auf dem Altar ein lügenhaftes Frauenbild zu finden?

Kronenberg war vernichtet, und vermochte keine Antwort zu geben; denn jeder Gedanke versagte ihm. Sie konnte ungestört fortfahren: Wenn ich schon sonst von Dir reden hörte, wie mahlte meine neugierige Phantasie Dein Bildniß aus. Du solltest kommen. Die Stunde schlug, und das Entsetzlichste geschah; eine Begebenheit, schlimmer als Tod, ereignete sich vor meinen Augen. Ich kannte Dich nicht, nur meine Schwestern um Dich. Wie ein Heiliger warst Du mir geworden. O, Himmel! wie wenig verstehen die Menschen, was Wohlthun ist! Sie belächeln oft meine theure Mutter. Ist sie Dir denn nicht auch Mutter, fast mehr als Mutter geworden? Zum zweitenmal bist Du durch sie da, und genießest des Lichtes und Deiner selbst.

in Gegenstand freudiger Rührung, wehmüthiger Wonne
ar mir Dein Krankenlager. Dein Erwachen, Dein
ster Blick, der in mein Auge traf, war wie ein Strahl
s Himmels, wie ein Aufschaun aller Liebe, die durch
le Welten leuchtet und waltet. Ich sah Dich öfter,
ıd mir war, als würde kein heller Tag, wenn ich
cht Deinen Blick gefühlt hatte. Schlief doch mein
uge noch, und war bewölkt, bis des Deinen brauner
lanz es erweckte. Ich hatte nun erst erfahren, was
e Augen bedeuten. Ach! was schwatze, was faſele ich
les durch einander, ich armes Kind? Mit der zuneh-
enden Gesundheit, mit der verschwindenden Gefahr
imst Du mir immer näher: ich ward Dir inniger ver-
aut. Ich glaubte immer Deine Gedanken zu hören,
ıd oft sprachst Du auch das, was ich eben gedacht
itte, wörtlich und buchstäblich so, nur alles in süßem
lang, in Feuer und Herzlichkeit getaucht. Ich wußte
ır von Dir, und kaum noch, daß ich lebte, als
ır in Dir. — — Und nun —!

Nun? O, halten Sie ein, Geliebteste! Nein, fah-
n Sie fort, sagen Sie mir Alles, zerschmettern Sie
ich ganz.

Nun wieder wohl und gesund, sprechend und scher-
nd in der Menschenmenge, geliebt von uns Allen,
schmeichelt von Jedem; und, wenn ich hinzutrat, als
enn ich in einen tiefen Abgrund schaute, in eine un-
ıehliche Herzensleere und kalte Oede. Jeder fremde
on, das unbekannteste Wesen stand Ihnen näher, war
hnen mehr, als ich und mein Jammer. Ich schwin-
lte mit Entsetzen in diese Tiefe hinunter. Der kalte
chauer, der in früher Kindheit über mich kam, wenn
) meinen geliebten Wachspuppen nun endlich recht in

die Augen von Glas schauen wollte, und einen Blick des Bewußtseins erhaschen, kam über mich. In dem Wesen, das mein sein sollte, dem ich schon ganz gehörte, Grauen und Finsterniß, Tod; aus ihm ein nichtiges Gespenst blinzend und lachend, — und wandte ich von dort den Blick in die übrige Welt, die mir bis dahin so lieb gewesen war: kalte Trostlosigkeit des Grabes. Kein Mann kann diesen fürchterlichen Zustand ermessen und verstehen. Ich fühlte mich ganz, ganz verloren, und ohne alle Aussicht, mich jemals, etwas irgend etwas zu gewinnen. Jede Sprache ist zu arm, das Entsetzen dieses Bewußtseins auszusprechen. Als war mir verständlicher, als der Eine; wie lieb, wie hold war Emmerichs Auge! wie vertraute ich seinem Herzen! wie edel erschien mir der finstre Liancourt! ja selbst Duplessis war mir näher, nur Du mir völlig entrückt; und doch war mein Herz wie durch einen gräßlichen Zauber gebunden, und so oft ich strebte, es loszureißen, fühlte ich auch, daß die Fäden meines Lebens, ja die Fugen meines Geistes, möcht' ich sie sagen, brechen wollten.

Kronenberg war so heftig erschüttert, daß sein ganzer Körper zitterte. Sein Gesicht war leichenblaß, und keine Thräne drang aus dem starren, fast gebrochenen Auge.

O, des Jammers! fuhr Cäcilie klagend fort, — das ist also, mußt' ich zu mir selber sagen, das Glück der Liebe? Das ist es nun, womit die Menschen heucheln und spielen, und in kläglicher Eitelkeit, in bemitleidenswürdiger Verblendung den Unsinn des Lebens, die Verzweiflung des Daseins in Grimasse und Redensart, in abgeschmackten Selbstbetrug hinein retten, um nur in

ttliche Angesicht der Wahrheit nicht zu erblicken? Und
h, Aermste! mußte nun unter Millionen erlesen sein,
rnst damit machen zu wollen; mit einem Gefühl, als
llte ich Stücke meines Körpers, Hand, Arm, das
rrissene Herz als Karten ausspielen, um die andern
Kitspieler zum Lachen oder Entsetzen zu bewegen. Was
ıál' ich mich, Dir, Abgestorbener, Dir, wandelnde
ziche, deutlich zu machen, wovon auch kein Sonnen-
ıub des Gefühls in Deinem verfinsterten Geiste schim-
ern wird? Gäbe es noch Klöster, dahin würde ich
üchten. Nur ganz sich Gott in stillster Grabesein-
ımkeit widmen, kann vielleicht Trost für diese Schmer-
:n bieten.

Kronenberg erhob sich, und es war ihr, als komme
ın ganz verwandelter Mensch ihr entgegen. Sie haben
esiegt, sagte er mit matter Stimme, und — ich fühle
s mit stiller Beruhigung, ich darf es aussprechen, für
ie Ewigkeit. Ja, Liebste, Ihre Seele hat mich erkannt,
ber auch wie mit magischer Kraft auf die meinige, die
ntschlummert war, gewirkt. Ich fühle es, der Mensch
ann und muß zweimal geboren werden, und dies war
er große, wichtigste Moment meines Lebens, wo der
:wige selbst durch diesen Mund zu mir gesprochen hat.
:in ungeheurer Schmerz hat meine Seele entbunden;
ber jetzt fühle ich mich wohl und heiter, leicht und
lar; ein süßer Tod hat nun alles begraben, was nicht
u mir und meinem Selbst gehörte.

Cäcilie sah ihn getröstet an. O, Theurer, rief sie,
us diesen Augen sieht jetzt ein Kindergeist, ja, die Un-
chuld selbst, die Wahrheit. Kann es, wird es so blei-
ben? Wird nicht wieder der Schein diesen redlichen Blick
verlocken und umwandeln?

Nein, sagte Kronenberg. Ich weiß es jetzt, wie die Nichtigkeit, die mit unserm innersten Wesen verwebt ist, wie dieser leere Schatten der Wirklichkeit mich ganz umdunkelt hatte. Das ist die arme Schwäche unsers Wesens, die Sterblichkeit, daß wir dieses Leere für ein Wahres halten, uns selbst entfliehn, und immer wieder, wenn die innere Stimme ruft, wenn das Göttliche sich erhebt, dieses Nichtsein dem Himmel und der Wirklichkeit vorbauen. Dies, ich habe es längst geahndet und in dieser Stunde geschaut, dies ist der böse Geist in uns, von dem die Thorheit so viel gefabelt hat; Fabeln, die er selbst ihr in den Mund gelegt; denn hat man dieses Unwesen erkannt, so ist es gräßlicher, als das wildeste Gespenst, als alle satanische Ungeheuer, die die Fieberkranken je schauten. Dieses Wesen ist da und nicht da, es ist Unsinn, ein Nichts, die Ohnmacht selbst, und doch so furchtbar und gewaltig, so grausam wirklich, weil es die Wahrheit, Vernunft, Wirklichkeit, das Göttliche in uns bemeistern und vernichten kann. So arm ist unser irdischer Zustand, den nur die Liebe von seinen Banden erlösen konnte, und immer von neuem erlösen muß.

Ich verstehe Sie ganz, sagte Cäcilie erfreut. O himmliche Wahrheit und Unschuld! Jeder Mensch hat doch einmal deine Süßigkeit geschmeckt, und doch geht fast alle wieder zur finstern Lüge hin, die ihnen nur Wermuth bietet. Wie ein freigemachter Vogel flattert die Seele in diesen reinen blauen Himmel hinauf, um im klaren Licht zu schwimmen, — und mit einem Netze, mit Leim läßt sich das Unsterbliche wieder in den Schmuz hinabziehen und fest kleben.

Hören Sie jetzt alles, rief Kronenberg aus, als

t dieser feierlichen, großen Stunde. Und müßte ich ugenblicks sterben, ja müßt' ich Ihre Liebe auf immer rlieren, und ewig nur Ihren Hohn und Verachtung hlen: es ist ein Muth, eine Ruhe in mir, daß ich uch dies ertragen könnte. Ich habe Ihnen viel, weit ehr zu sagen, als Sie vermuthen. Um so mehr Sie ir zu vergeben haben, um so größer kann sich Ihre iebe zeigen.

Er warf sich nieder und lehnte seinen Kopf in ihren Schoos. Jetzt nicht, lieber Vetter, sagte sie aufstehend n diesem Augenblicke nicht! ich bin zu sehr erschüttert. Können Sie mir ein Weilchen Ruhe, nachher wollen wir sprechen.

Sie setzte sich an den Flügel und phantasirte in chwermüthigen Passagen. Der sonderbare Moment war vorüber, in welchem der bereuende Kronenberg sich ganz hatte entdecken wollen. Jetzt weinte Cäcilie und ward immer ruhiger, große Thränen rollten durch die schönen Augenwimpern auf die Tasten nieder; aber sie spielte ungestört weiter, und endigte zuletzt mit ganz heitern Accorden. Nun ist mir wohl! rief sie aus, aufstehend; so soll, so wird es immer zwischen uns bleiben. Das ist das Glück; nicht wahr, mein Lieber?

Kronenberg, der im Fluß seiner Gedanken gestört worden war, konnte das Wort nicht finden, um wieder anzuknüpfen. Von diesen feinen Stimmungen der Seele hängt im Leben weit öfter Glück oder Unglück ab, Entzweiung der Freunde, Verkanntwerden, Groll, der sich immer stärker und stärker fest setzt und das Dasein verbittert, als die meisten Menschen es glauben oder beachten. So konnte sich jetzt der junge Mann nicht entschließen, gewaltsam wieder einzusetzen, um das Bekenntniß

alles Thörigten und aller Unwahrheiten, die er sich erlaubt hatte, in das Herz seiner Geliebten nieder zu legen, wozu es ihn mit allen Kräften drängte, diese letzte Last von seinem Busen zu wälzen. Sie kramte indessen, um ihre Gefühle zu beruhigen, in Papieren und alten Zeitungen. Welcher Wust! rief sie aus; und lauter Unheil! Nichts als Elend! Kommen Sie, Vetter, lesen Sie! mein Kopf ist so schwach. Aber nicht von den politischen Artikeln! suchen Sie unter den Anzeigen, Aufrufen und dergleichen, wo man oft sonderbares und lächerliches Zeug findet.

Kronenberg nahm eines der älteren Blätter in die Hand, und ihm schwindelte. Er sah eine Ladung seiner Gläubiger, die ihn aufforderten sich zu stellen, mit voller Nennung seines Namens. Er verbarg das Blatt schnell, und ein schadenfroher Geist ließ ihn ein zweites aufschlagen, in welchem ein Kronenberg beschrieben und als verdächtiger Mensch verfolgt wurde. Es mußte jener Armselige sein, der ihm wahrscheinlich seine Schreibtafel entwendet hatte. Aber so erschreckt, zagend, nachdenkend, hatte er Muth und Entschluß verloren, dem geliebten Wesen seinen wahren Namen und sein Verhältniß zu entdecken.

Kronenberg ergriff die Hand Cäciliens und sagte: jetzt Theuere, lassen Sie uns nicht die Stunde mit den unnützen Blättern verderben. Ich sehe, wie angegriffen, wie schwach Sie sind. Die Zeit vergeht, Sie haben nichts genossen, es ist schon spät, und immer noch nicht abzusehn, daß Sie vor dem Abend Hülfe bekommen können. Er ging mit ihr im Saale auf und ab, dann lehnten sie sich Hand in Hand an den

enster, und er sah verlegen und nach Gedanken su-
end in das Feld hinaus. Jenseit des Gartens sahen
: Gewehre blinken, welche sich näherten. Schon wie-
r verdrüßliche Einquartierung! rief er aus, das hat
in Ende. Ich bewundre die Geduld Ihrer Eltern,
nd daß sie gegen jeden Fremden, sei er noch so
oh und ungebildet, dieselbe Freundlichkeit behalten
nnen.

Was ist zu thun? antwortete Cäcilie. Doch besser
), als sich durch Groll und Empfindlichkeit die Plage
och schwerer machen. Und am Ende belohnt sich diese
reundlichkeit doch; denn auf unsern Gütern ist noch
ichts vorgefallen, da man auf so vielen andern manche
Unthat beklagt.

Das Kommando rückte näher. Es trat jetzt in den
Garten, und Kronenberg bemerkte zu seiner Verwun-
erung, daß sie jetzt, als sie in das Thor traten, den
Gärtner gebieterisch in ihre Mitte nahmen. Sie schrit-
en durch den Garten, den Fenstern des Saals vor-
ei. Der Anführer fragte den Gärtner: hier wohnt
och ein Baron Feldheim? Ja, antwortete dieser; aber
r ist heut so wenig zu Hause geblieben als die übri-
en; alle sind ausgeflogen. Wir wissen es, antwortete
ener; — besetzt, Leute, alle Zugänge, alle Thüren
es Schlosses, laßt Jeden hinein, aber keinen, bis auf
eitere Ordre, heraus! Ihr, Freund, indem er sich zum
Gärtner wandte, müßt in unserer Mitte bleiben, und
Ihr dürft mit keinem Menschen sprechen. — Warum?
— Bis wir den Vogel haben, antwortete die rauhe
Stimme. Ihr könntet ihn wohl warnen lassen, daß er
umkehrte und seinen Weg durch die Felder suchte. Nach-
her könnt Ihr gehn, wohin Ihr wollt.

Was ist das? sagte Cäcilie zitternd, als sie vorüber waren. Ich selbst, antwortete Kronenberg, habe mir Verderben durch kindische Prahlerei, durch eine Eitelkeit, die mehr als abgeschmackt ist, zubereitet. Ich bin verloren, wenn ich mich nicht retten kann. — Aber wie? — Der Garten ist nicht besetzt, ich steige durch jenes Fenster hinunter; es muß gehn, wie es kann — die tiefen Fugen in den Steinen der Rustika bieten Raum für Fuß und Hand — ich treffe dann das Pfirsichspalier. Habe ich doch wohl ehemals ohne Noth noch gefährlichere Dinge unternommen. Noch ist Haus und Garten leer, noch kann es in dieser Einsamkeit des Sonntags gelingen.

Er öffnete behutsam das Fenster. Vetter! sagte Cäcilie, und sah ihn mit einem durchdringenden Blick an; also so weit hast Du Dich nun geführt? So wird unser neuer Bund auf die grausamste Art zerrissen! Und ich darf nicht einmal fragen, was Dich von mir treibt. Mußt Du entfliehn?

Jetzt muß ich, rief er aus. In kurzer Zeit sehn wir uns wieder; ich selbst werde die Wetterwolken zerstreuen, die mir jetzt drohen. Lebe wohl. Er breitete die Arme aus, sie kam ihm entgegen, und drückte den ersten Kuß mit zitternden Lippen auf seinen Mund. Das Fenster war schon geöffnet, er stieg behutsam hinaus. Vom Rande suchte er mit dem Fußspitzen die Fuge — es gelang; er half sich mit aller Vorsichtigkeit hinunter — schon war er dem Spalier nahe — er stützte sich auf dieses — aber die Stange brach, und er stürzte hinab. Mit einem tiefen Seufzer schloß Cäcilie das Fenster; sie wagte nicht zu fragen, nachzusehn, um ihn nicht zu verrathen.

Als Kronenberg sich wieder besann, fühlte er, daß er eine Fuß ihm seinen Dienst versagte. Er wußte icht, ob das Bein gebrochen, oder nur ausgerenkt sei. So empfindlich die Schmerzen waren, so unterdrückte r doch jede Klage; er kroch über die Beete und durch ie Hecken, um sich dem Gartenthor zu nähern. Er ußte zwar nicht, wie er sich im Felde forthelfen sollte, s schien ihm aber nothwendig, alles zu wagen, denn r sah nun wohl ein, daß Duplessis ihn verrathen abe. Durch ein seitwärts stehendes Gehüsch näherte r sich jetzt dem Thorweg, der in das Feld führte; er beugte um, sah aber zu seinem Erschrecken auch hier einen Soldaten Wache halten. Dieser hatte die kriechende Gestalt bemerkt, ging ihr näher, und nahm sie fest, da er sie für verdächtig halten mußte. Er rief seine Kameraden herbei, und da man auch den Gärtner holte, ward der Fliehende sogleich als der Feldheim, der arretirt werden sollte, erkannt. Man führte ihn, weil er nicht gehen konnte, nach dem Gartensaal. Jetzt hörte man auch schon die Gesellschaft in den verschiedenen Wagen zurück kommen. Die Eltern, die sich um die vermißte Tochter ängstigten, deren sonderbares Ausbleiben sie nicht begreifen konnten, waren schnell, nach kurzer Begrüßung der Freunde, wieder umgekehrt. Noch ehe sich die sonderbare Ursache aufklärte, die ihnen bald nicht mehr so wichtig war, vernahmen sie das unglückliche Schicksal ihres Verwandten. Die Verwirrung war allgemein. Herrschaft und Diener stürmten und liefen durcheinander. Ein Chirurgus ward geholt. Dieser renkte dem Kranken den Fuß, der nicht gebrochen war, bald wieder ein; doch blieben Schmerzen und Geschwulst. Aber es schien alles unwichtig gegen

jenes furchtbare Schicksal, welches den geliebten Verwandten bedrohte. Dieser saß wieder, wie in der ersten Zeit der Genesung, betäubt im großen Saal. Der Vater nahm den finstern Liancourt bei Seite, und fragte nach dem Zusammenhang; Duplessis war nicht mit zurück gekommen, sondern hatte sich zu seinem General verfügt. Der unglückliche junge Mann, sagte der Officier, hat sich gegen meinen Kameraden als Verfasser jenes berüchtigten Buchs bekannt — noch mehr, er hat sich gerühmt, geheime Verbindungen zu leiten, die unsere Armee und den Kaiser bedrohen. Nach dem Verfasser jenes Buchs ist seit lange geforscht — Duplessis zeugt gegen ihn — er selbst kann sein Wort nicht leugnen. So eben erhalte ich die Ordre, ihn sogleich nach der Stadt zu bringen; er muß sich dort vor ein Kriegsgericht stellen, er wird in wenigen Tagen erschossen.

Der alte Baron Mannlich, der sich mit seinem grauen Kopf dicht zwischen die Sprechenden geschoben hatte, brach jetzt in ein lautes Geschrei aus, wodurch er das laut bekannt machte, was für alle Uebrigen noch ein Geheimniß bleiben sollte. Erschossen? rief er heftig, indem er den Kranken in die Arme nahm: was? mein eigner leiblicher Vetter, so aus unsrer Mitte heraus! Das ist uns noch niemals begegnet. Unsere Verwandtschaft ist schon nur so klein, und sie soll auf solche barbarische Weise noch mehr vermindert werden? Ja, lieber, guter Vetter, Sie sind gewiß mein Vetter, wenn Sie auch mein Wappen für einen Affen hielten. Ach! wir sind ja Alle Menschen, und können irren. Ein Tag ist nicht wie der andere. Sie wären gewiß zur Erkenntniß gekommen. Sehen Sie, Freund, das

kommt davon, wenn Edelleute Bücher schreiben wollen — sie verstehn das Ding nicht recht anzufassen; nein, niemals bin ich darauf verfallen. Und geheime Gesellschaften! Pfui! das ist nun vollends ganz unanständig. O, Herr Major, lassen Sie uns doch den lieben trefflichen Vetter.

Er warf sich auf den Unglücklichen, und bedeckte ihn mit seinen Thränen. Es war nun schwer, ihn von Kronenberg zu entfernen, denn er hielt es für Pflicht, seinen Schmerz recht unverkennbar zu zeigen.

Cäcilie war auf ihr Zimmer gegangen, und wollte sich weder von der Mutter, noch von ihren Schwestern Trost einsprechen lassen. Emmerich drängte sich herzu, sagte ihr ein Paar Worte, sprach dann mit dem Vater, und eilte in den Stall, um ein Pferd satteln zu lassen. Noch in der Nacht ritt er mit der größten Eile davon. Der Vater sprach mit Kronenberg; dieser aber antwortete wenig, und erklärte nur, er habe sein Schicksal verdient, und zwar, weil er mit der Wahrheit so freventlich gespielt, nicht, weil die Dinge wirklich geschehn wären, die seine Eitelkeit nur ausgesagt hätte.

Die Verwirrung des Hauses sollte noch vermehrt werden. Denn als man sich zur traurigen Abendmahlzeit niederlassen wollte, ward ein Kapitän mit zwei Gefangenen gemeldet. Er erschien und erklärte, daß er mit einem Kommando im Dorfe Platz nehmen müsse, denn er habe schon fünf Meilen gemacht. Er hatte sich gestern bei einem Städtchen gegen eine Uebermacht von Bauern und deutschen Soldaten schlagen müssen, mit einem jener kleinen Korps, von denen man neulich gesprochen hatte; endlich sei ihm gelungen, ihrer Meister zu werden; nach einigem Verlust sei die Mann-

schaft entflohn, und ihre beiden Anführer gefangen genommen worden. Er beklagte die jungen Leute. Sie waren auf ihr Wort frei gewesen, und hatten in einem kleinen Städtchen jenseit des Flusses ihr Standquartier gehabt. Von der Noth des Vaterlands bedrängt, hatte der Aeltere wie in Verzweiflung eine Anzahl junger Bursche und Soldaten zusammengerafft, den zweiten Officier überredet, und so waren sie, von einem unseligen Geiste getrieben, freiwillig in ihr Unglück gerannt.

Das verstärkt leider Ihre Selbstanklage, sagte Lincourt, sich theilnehmend zu Kronenberg wendend. – Die Thüren öffneten sich wieder, und die beiden Gefangenen wurden herein geführt. Der ältere, braun und wild, hatte den Ausdruck resignirter Verzweiflung; der jüngere war blond, und sein Gesicht war nur eine stille Klage über sein Unglück und seinen frühen Tod, in so frischer unerfahrner Jugend. Diesen jüngern kannten die Mädchen, und die Wehklage ward laut und allgemein, so daß Kronenberg auf einige Zeit vergessen schien. In früheren Jahren war der junge Mensch ein Spielgefährte im Hause gewesen, wenn er zuweilen mit seiner alten Mutter zum Besuch herüber gekommen war. Er war rührend, ihn von seinem Unglück erzählen zu hören. Nach jener unglücklichen Schlacht, sagte er, ward ich, wie so viele, gefangen, ich ward auf mein Wort freigelassen, und jenes Städtchen, nicht weit von hier, ward mir zum Aufenthalt angewiesen. Der schmale Sold, den man uns versprochen hatte, blieb freilich aus; indessen, da der Feind so manches wichtigere Versprechen bricht, hätten wir darüber nicht zu klagen gebraucht, denn die Bürger des Orts und die wohlhabenden Einwohner unterstützten uns. Mein Freund

der war nicht so ruhig, wie ich. Er nannte mein Bosen Feigheit und Engherzigkeit. Bei jeder neuen Nachricht ward er wild. Er ist immer ein tüchtiger Officier gewesen, und ich hatte schon seit Jahren die größte Hochachtung vor ihm. Er brachte mir endlich auch seine Gesinnung bei, daß es ehrlos sei, beim völligen Untergange des Vaterlandes so still zu sitzen, und sich von Allmosen füttern zu lassen. So zog ich mit ihm aus. Wir waren beide und auch die übrigen, wie berauscht; denn es war uns nicht anders, als könnten wir mit unsern geringen Kräften unsern geliebten König retten. Wir wurden geschlagen, mein Freund gefangen. Mir gelang es zu entkommen: mein voriger Wirth im Städtchen verbarg mich unter seinem Dache unter Säcken und Geräthe. Die Franzosen rückten nach, und vermutheten, daß ich dort sei; man drohte, wer mich verborgen hielte, solle erschossen und sein Haus der Erde gleich gemacht werden. Da kam der alte weißhaarige Bäcker weinend zu mir gelaufen. Er hatte allen Muth verloren. Was war zu thun? So ging ich denn als freiwilliger Gefangener in die untere Stube hinab, wo ich meinen Freund schon traf. Ich weiß nicht, was geschehen kann. Man sagt, sie werden uns erschießen.

Er endigte seinen Bericht nicht ohne Thränen, vorzüglich da er die jungen Mädchen so heftig weinen sah. Der Musikus, über den Saal schleichend, sagte jetzt zu Liancourt, laut genug: das ist die Soldaten-Ehre dieser Deutschen! Ihr heiliges Wort zu brechen, um Reuter zu werden.

Schweigen Sie, mein Herr! sagte Liancourt heftig, denn ich nicht vergessen soll, was ich diesem Hause schuldig bin. Achten Sie das Unglück dieser Armen,

wenn Sie kein Mitleid fühlen. Die Form haben sie verletzt, und sich gegen uns schwer vergangen; aber, bei Gott, wenn die Mehrzahl des Heeres und der Anführer dieses Gefühls gewesen wären, so stünde es wohl um Deutschland und Frankreich anders.

Man setzte sich endlich zu Tische. Der hinzugekommene Offizier wollte seine Gefangenen ermuntern, und sagte: froh, meine Herren; es wird so schlimm nicht werden.

Das Schlimmste, rief der ältere Gefangene, kann mich nicht überraschen, und sollte ich freigesprochen werden, so erkläre ich meinen Richtern, daß ich es wieder thue, weshalb ich jetzt vor sie geführt werde.

Der Officier erzählte hierauf noch vom gestrigen Gefecht. Wunderbar, fügte er hinzu, daß ein fremder Herr und eine Dame auch darein verwickelt wurden. Sie waren auf der Landstraße, und da wir plötzlich aus einem Hinterhalte hervorbrachen, und jene Mannschaft uns entgegen eilte, waren sie abgeschnitten, und mußten, da wir sie in die Mitte nahmen, die Kugeln um sich pfeifen hören. Der junge Mann ist auch am Arm verwundet. Er ist auf einem elenden Wagen bis hieher gefahren, und hofft hier im Orte eine bessere Gelegenheit zu finden. Er ist mit seiner schönen Frau an der Schenke abgestiegen.

Da der Graf dies hörte, schickte er sogleich seinen Jäger hin, um ihn einzuladen; ein Mann von Erziehung, mit seiner Gattin, und obenein verwundet, mahnte ihn zu dringend, ihn als Gast aufzunehmen, so übervoll sein Haus auch am heutigen Tage schon war. Nicht lange, so erschien ein junger wohlgebildeter Mann mit einer schönen Frau am Arm, der sich entschuldigte

aß er den Wirthen noch überlästig sei. Kronenberg, er seitwärts in einem Sessel saß, hätte versinken mögen, enn die Dame war Niemand anders, als jene verlas- ne Cäcilie, gegen die er sich so viel vorzuwerfen hatte, nd in ihrem Begleiter erkannte er jenen jungen Mann, er ihn so plötzlich aus der Familie zu Neuhaus ver- ieben hatte. Sie bemerkten ihn beide nicht sogleich. Da Sie mir, fuhr der junge Mann fort, auf meinen ngen Brief, den ich schon vor sechs Wochen absendete, icht geantwortet haben, so schloß ich daraus auf Ihren orn, und wollte Ihnen auch jetzt nicht beschwerlich allen; nun laden Sie uns aber doch so freundlich ein, nd ich muß Sie für versöhnt halten.

Wie? sagte der Graf: versöhnt? Einen Brief? kennen wir uns denn?

Lieber Himmel! rief jener aus! Sie haben wohl urch die Unruhe der Zeiten meine Entschuldigung, viel- icht Rechtfertigung, gar nicht erhalten? Ich sollte ie ja schon im Sommer besuchen, lieber Onkle; ich eiße Feldheim, und das ist meine Gattin, Gräfin urchheim. Alles, alles enthielt mein Brief.

Ich träume wohl, rief der alte Graf: mein Vetter eldheim? Sie? Und jener junge Mann dort? Der t ja mein Neffe!

Kronenberg erhob sich. So ist denn der Augen- lick gekommen, sagte er, wo alles zusammenbricht; nd mag es doch! verdiene ich ja die kleinste Achtung icht mehr. Die Kugel, die mein elendes Herz zerreißt, ll mir willkommen sein.

Alle waren erstaunt. Cäcilie erzählte ihnen mit niger Ueberwindung, wer der Fremde sei, und auch r wahre Feldheim erkannte ihn jetzt wieder. Also

Spitzbuben und Betrüger, rief der alte Baron aus, wollen sich in meine Familie schleichen? Darum wußte der Herr also nichts von den krummen Beinen meines ältesten Bruders? Darum das Zeichen in der Wäsche? O, es bleibt dabei, ich bin der einzige Kluge im Hause, und meine überweise Frau Schwester mit künftig mehr auf mich hören.

Ohne noch ein Wort zu erwiedern, ging Kronenberg aus dem Saal. Der Vater folgte ihm auf sein Zimmer, und sprach lange mit ihm. Dann ging er zur Tochter, die noch wachte. Allen verging die Nacht in Sorge und Kummer.

Ohne Jemand von der Familie des Grafen zu sehen, bestieg Kronenberg am folgenden Morgen den Wagen, Liancourt setzte sich zu ihm; den Rücksitz nahmen die beiden arretirten Officiere ein, und zu Pferde begleiteten die offene Chaise zwölf Dragoner mit ihrem Anführer. Kronenberg hörte kaum auf den freundlichen Zuspruch Liancurts. Als der Wagen sich wandte, entdeckte er am Fenster eine weiße Gestalt, in welcher er Cäcilien zu erkennen glaubte. Sein Leben war mir einen Traum, wie in ein seltsames Mährchen zusammengeronnen. Lieber junger Mann, fing Liancourt wieder an, wie konnten Sie die Unbesonnenheit so weit treiben, einem feindlichen Officier Ihre gefährlichsten Geheimnisse zu vertrauen? Man will jetzt behaupten, es sei alles nicht so, was Sie von sich selber ausgesagt haben; jugendliche Eitelkeit habe Sie nur verleitet, um für etwas Wichtiges zu gelten. Dies ist zu unwahrscheinlich, als daß es einer von uns glauben könn

Sollte es aber dennoch sein, so muß sich eine unbe-
reifliche Seelenkrankheit Ihrer bemeistert haben, von
er mir noch kein ähnliches Beispiel vorgekommen ist.
Aber kein Kriegsgericht wird darauf achten, da Ihr
gnes Wort und das Zeugniß Duplessis's gegen Sie
reitet. Wie kann man überhaupt eine Negation be-
weisen?

Kronenberg stimmte dem ernsten Mann, in dem sich
lle bisher geirrt hatten, vollkommen bei; er sagte
ichts zu seiner Vertheidigung, sondern gab sich in dum-
fer Betäubung vollkommen verloren. Es wandelte ihn
on Zeit zu Zeit an, als wenn er über sich lachen
nüßte, daß um ein Possenspiel, das ihm jetzt abenteuerlich
rschien, er sein Leben dem Schein eines Verbrechens
ingeben müsse. Er konnte sein Gefühl nicht bemei-
tern, mit welchem er jene andern beiden Schlachtopfer
eneidete, die für eine That, für Muth und Verzweif-
ung durch feindliche Kugeln ihr Blut verspritzen sollten.

Man kam in der Stadt an; tausend Neugierige
nusterten die Gefangenen. Kronenberg erhielt ein
Stübchen für sich allein.

Schon am folgenden Morgen sah er seine beiden
Unglücksgefährten mit verschlungenen Armen seinem
leinen Fenster vorübergehen. Es schien ihr Gang vor
as Kriegsgericht zu sein. Mit jeder Minute, sagte er
u sich selbst, rückt nun der Augenblick näher, der auch
nein Dasein lösen, und mich einer fremden, ungekann-
en und ungeahndeten Existenz übergehen wird. Darfst
u es dir gestehen, daß dies Wahrheit, Wirklichkeit,
und kein leeres Nebelgebilde ist? Nein, dieser Leichtsinn,

der uns Schmerz und Leid durch sein schwindelndes Gaukeln verdeckt, der unsere Seele immer und immer von sich selber abzieht, ist mir völlig entschwunden. Diese Betäubung ist entflohn, und ich bin mit meinem Elende allein. Und daß ich mich verachten muß! daß ich mich verspotten möchte! — Das Schicksal gönnte mir Freunde; es verzieh mir meinen Mangel an Edelmuth, es ließ mich von jenem Sturz wieder zum Leben erwachen; die trefflichsten Menschen nahmen mich als Sohn auf; ein himmlisches Wesen erniedrigte sich so tief, mich zu lieben. Der ganze Himmel kam mir entgegen; aber mich gelüstete mehr, mit dem Narrenhut zu klingeln, und den Thoren so zu tragen, daß er andern Thoren in die Augen fiel. Hatte ich doch alle Mahnungen des bessern Geistes von mir gewiesen! und darum ist es recht, daß die letzte, auf welche ich nun endlich merke, zu spät kam.

Er hörte Schüsse. Die Armen! seufzte er, und betete unwillkührlich. Gleich darauf trat der alte Jäger herein. Sie haben es überstanden, die guten Jungen, sagte dieser: es war ein erbärmlicher Anblick. Als sie vom Kriegsgericht zurück kamen, gingen sie in die Kirche, und empfingen mit Andacht das heilige Abendmahl. Das junge Blut mit den gelben Haaren weinte immerfort, und beklagte seine alte Mutter und seine eigne Jugend. Der andere drohte, und sagte, es würde bald die Zeit kommen, wo seine Kameraden ihren Tod rächen würden. Lieber Himmel, das sagt sich bald, aber thut sich schwer; doch hat es ihm einen Trost gegeben. Der jüngste war gleich todt; der braune lebte noch, und winkte, wie er zusammengeführt war, mit der Hand, daß sie schnell noch einmal schießen sollten; denn sonst

)nnte er wohl nicht mehr. Als es wieder geschehen ar, lag er auch ganz ruhig.

Der Alte würde noch länger geschwatzt haben, wenn icht eine Ordonnanz eingetreten wäre, um Kronenberg bzurufen. Dieser erhob sich gleichgültig, in der Ueber-ugung, daß man ihn vor ein Kriegsgericht führen ürde. War er doch beinahe froh, das Possenspiel des ebens abschütteln zu können. Er folgte seinem Führer n ein großes Haus, stieg die Treppe hinan, und be-and sich jetzt im Vorsaal, der von Uniformen wim-nelte. Man ließ ihn stehn. Officiere aller Waffen-attungen gingen in das innere Gemach, und kehrten urück; andere verließen das Haus; Nachrichten und Briefe kamen. Ein hagerer Mann, in reich gestickter Uniform, näherte sich dem betäubten Kronenberg, und betrachtete ihn mit prüfendem Auge; dann sprach er mit einigen Nahestehenden, offenbar über die Person und das Vergehen des Arrestanten. Nach einiger Zeit ging er zum zweitenmal in das Zimmer, und verweilte dort ange. Indessen verminderte sich der Haufe der War-enden, und nun ward Kronenberg hineingerufen. Er erstaunte nicht wenig, als er im großen Saale Nie-mand als den Marschall sah, den er vor einiger Zeit hatte kennen lernen. Dieser betrachtete ihn lange Zeit, und sagte dann: junger Mann, Sie geben ein trauri-ges Beispiel, wie Jugendfehler, die von vielen Men-schen oft als gleichgültig betrachtet werden, bis in die tödtlichste Gefahr locken können. Sie haben Freunde — ich will hoffen, nicht ganz unverdient — die das Aeußerste für Sie thun. In der Nacht ist ein Herr von Emme-rich herüber geeilt, um mich früh zu sprechen und vor-zubereiten; kann ein Freund, die Beredsamkeit eines

Bruders die Unschuld eines Angeklagten darthun, so hat er Alles gethan. Der edle Graf, ein verehrungswürdiger Charakter, ist gleich nach ihm eingetroffen, und hat wie ein Vater für Sie geredet; mit Thränen der Rührung hat er Sie in Schutz genommen. Seine Tochter, die Ihnen bestimmt war, indem man Sie für einen Andern hielt, gehört seit Ihrem Unglücke kaum den Leben mehr an; die Mutter auch ist untröstlich. Ueberlegen Sie alles dies, und ziehen Sie die Summe, ob Sie, der so lange es über sich gewinnen konnte, unter einem fremden Namen diese edle Familie zu hintergehen nur den zehnten Theil dieser überschwenglichen und beispiellosen Liebe verdient haben.

Ihro Excellenz, sagte Kronenberg kalt, können es mir nicht eindringlicher sagen, als ich es selbst schon gethan habe, daß ich ein Nichtswürdiger gewesen bin.

Was haben Sie verdient?

Den Tod, hundertmal; denn wer das Leben und die Wahrheit durch Lügen schändet, verdient nicht Leben, Liebe und das Licht des Himmels.

Und doch wollen Ihre Freunde behaupten, und wollen es aus Ihrem Munde gehört haben, daß jene Intriguen, derentwegen Sie angeklagt stehen, nie existiren, daß Sie von jenem Buche keine Zeile geschrieben haben.

So ist es; aber was ich wirklich gethan, welch' Netz ich zerrissen, welcher jämmerlichen Eitelkeit ich mein und fremdes Glück zum Opfer gebracht habe, ist mehr, ist schwerer Verbrechen, als jenes, weshalb man mir hier den Stab brechen würde.

Der Marschall öffnete einen Schrank. Kennen Sie diese Brieftasche?

Kronenberg nahm sie in die Hand. Es ist die mei- nige, sagte er verwundert, eine seit lange vermißte; ich bin erstaunt, daß sie mir so unvermuthet, und unter diesen Umständen vor das Auge kommt.

Indem trat hinter der niedergelassenen Gardine eines nahen Fensters jener blasse Mann in der reichen Civil- Uniform hervor, der den Jüngling schon draußen mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte. Kennen Sie mich nicht mehr? redete er den Verwirrten an.

Durch die Stimme kam ihm die Erinnerung wieder. Es war jener Fremde, den er am ersten Tage seiner Reise im Gasthofe auf so seltsame Weise hatte kennen lernen.

Als ein großmüthiger, junger Mann, sagte der Fremde, nahmen Sie sich meiner damals an, beschütz- ten und versorgten mich. Ich war in einer üblen Lage; ein Klügerer hatte mir meine Pässe entwendet, in der einsamen Gegend war mein Geld ausgegangen, und das Schlimmste war, man war mir und meiner Ver- kleidung auf der Spur. Es war nahe daran, daß ich entdeckt und festgenommen wurde. Dann war meine Reise, meine mehr als jahrelange Bemühung umsonst. Sie halfen aus der Noth, und es war nicht recht dank- bar von mir, bekenne ich selbst, daß ich mir Ihren Paß aneignete. Sie retteten mich damals, und ich nun Sie jetzt retten; denn ich bin mehr, wie Alle, von Ihrer Unschuld überzeugt.

Wie das? fragte der Marschall.

Ich fand, fuhr der Fremde fort, außer dem Paß noch einige Briefschaften in diesem Portefeuille, und wenn Sie erlauben mir, junger Freund, (es ist einmal nicht zu ändern) dem Herrn Marschall folgendes Blatt zu

übersetzen; es ist von Ihrem Oncle; und wenn es nicht ganz artig ist, so hebt es doch die Anklage völlig auf. Er las in französischer Sprache:

Ungerathener Neffe!

Deine Schulden werde ich nicht bezahlen; Dein Gutes, welches Du in Grund und Boden verdorben hast, werde ich mich nicht annehmen; es heißt das Geld ins Wasser schmeißen, wenn Du mit Deinen neumodischen Theorieen der Wirthschafter bleibst. Die andern Teufeleien, die Du treibst, sind aber noch ärger. Willst Du denn zwei Mädchen heirathen? Der Narr wird sich aber zwischen zwei Stühle niedersetzen, und keine bekommen, und damit geschieht ihm schon Recht. Es wäre Dir zu gönnen, wenn Dir die Söhne oder die Väter noch obenein einen Denkzettel gäben. Aber vielleicht nimmt sich noch jemand anders die Mühe, Dir nach dem Halse zu greifen, der Dich verdammt jucken muß. Das Buch, Hasenfuß, das ich Dir neulich von der Reise mitbrachte, und das Du mir zur patriotischen Ergötzlichkeit vorlesen mußtest, das Werk, Du Alberner, in dem Dir unser Pastor noch Einiges erklären mußte, das willst Du nun geschrieben haben? So hat mir mein Bedienter und auch der Schulmeister erzählt, denen Du es weis gemacht hast. Die Dummheit kann Dich ja ins Gefängniß bringen. Vollends muß ich noch hören, daß Du den rothhaarigen Perückenmacher hast anwerben wollen; Du solltest für Englischen Sold ein Regiment gegen die Franzosen errichten. Der alte einfältige Herr von Matthias war auch ganz voll davon. Dem hattest Du noch vorgelogen, Du seist der Chef eines geheimen Ordens, von dem sich die Wirkungen

ald zeigen würden. Ich bitte Dich, Taugenichts, m Deines Leibes und Deines Seelen Heil, zieh och endlich den Hanswurst aus Deinem verkehr n Gemüthe, und lasse das verfluchte Lügen, wozu Du von früher Jugend inclinirtest. Es ist wahr, ich in Dein Oncle, Dein nächster Verwandter, und on Rechtswegen solltest Du wohl dereinst von mir nein bischen Armuth erben; aber, der Teufel soll mich olen, wenn ich es nicht lieber alten Spitalweibern ver nache, falls Du nicht in Dich schlägst, und ein ganz nderer Kerl aus Dir wird. Uebrigens bleibe ich, B. wenn Du mich künftig mit Quälereien um Geld erschonst,

Dein wohlaffectionirter Oncle

Richard.

Der Marschall hatte dieses väterliche Sendschreiben icht ohne einiges Lächeln anhören können. Sie sehen lso hieraus, fuhr der Fremde fort, daß unser Freund öllig, was seine hiesige Anklage betrifft, gerechtfertiget eht. Sie können ihn frei geben, ihn, der schon genug ür die arme, mißverstandene Eitelkeit gelitten hat. Sollte sich aber noch das kleinste Bedenken finden, so ehme ich alle Verantwortung auf mich. Ich reise noch eute ab; in weniger Zeit spreche ich den Kaiser; ich verde ihm selbst die ganze Sache erzählen, und ich weiß voraus, daß es ihn zum Lachen bringen wird, uf welche Weise die Deutschen zuweilen Spas treiben. Heißt es nicht, muthwillig auf glühendem Stahl ein Ballet mit bloßen Sohlen tanzen wollen?

Sie sind frei, mein Herr, sagte der Marschall. Ich denke, der Vorfall wird Ihnen zur Schule gedient haben.

Kranenberg nahm seine Brieftasche, dankte beiden

Herren, und wußte nicht, wie er aus dem Zimmer und Vorsaal wieder auf die Straße gekommen war. Er sah um sich, und in den blauen Himmel hinein; er fühlte wieder, daß das Leben ein Gut sei, das sich nicht so leicht, wie ein abgetragenes Kleid, wegwerfen läßt. Ein Diener redete ihn an, und führte ihn nach einem Hause, wo er den Grafen traf. Väterlich nahm ihn dieser auf, und nach Glückwünschen über die Errettung aus der augenscheinlichen Lebensgefahr, auf welche Kronenbergs Beschämung nur wenig erwiederte, sagte er endlich: es ist manchen Menschen ohne Zweifel ein gewisser Zauber beigesellt, ein Talisman, der ihnen allenthalben Liebe und Freundschaft erwirbt, und sie glücklich macht, wenn sie diese entgegenkommende Sympathie beachten. So ist es mir, und uns Allen, mit Ihnen ergangen. Erwarten Sie von mir kein Wort mehr über diese Jugendschwächen, die Ihnen nicht schwere Lehre zugezogen haben, welche Sie ganz gewiß zu Herzen nehmen werden, oder Sie müßten mehr als leichtsinnig sein. Unser ganzes Haus hängt mit Liebe an Ihnen; ich habe um Sie, wie um einen leiblichen Sohn getrauert. Die Thränen, die meine gute Frau um Ihr Schicksal vergossen hat, das Wohlwollen, mit dem sie Ihnen verzieh, alles das mag ich Ihnen jetzt nicht als Beweise unsrer Freundschaft aufführen. Auch was Sie mir selbst neulich über sich und Ihre Lage gesagt, habe ich reiflich erwogen; aber mehr, als Sie je thun könnten, hat unser Emmerich gethan. Dieser Mann ist Ihnen mit der reinsten, fast beispiellosen Freundschaft ergeben. Ja, mein junger, theurer Freund, es wohnt ein edler Geist, eine ächte Gesinnung in Ihrer Brust, die sich nun entwickeln wird; wir Alle, so

gute Menschen können nicht gänzlich im Irrthum sein. Ich kenne Ihre Familie; Ihr Oheim Richard ist mein Universitätsfreund; wir wollen uns mit diesem vereinigen, und Sie und wir Alle werden glücklich sein. Ich habe bisher von meiner Tochter, von Cäcilien, geschwiegen. Der Glaube, daß sie den in Ihnen kennen lernte, der ihr gewissermaßen bestimmt war, hat Sie ganz und auf ewig zur Ihrigen gemacht. Sie hat mir ihr ganzes Herz enthüllt; und innig gerührt muß ich diesem Bunde, der sich wie durch ein Wunder geknüpft hat, meinen Segen geben.

Großmüthigster der Menschen, rief Kronenberg bewegt aus, Vater! Sie berauben mich aller Worte und jedes Danks. Auch kann kein Mensch, selbst der beste nicht, so viele Liebe verdienen, viel weniger ich. Mein ganzes Dasein, jeder Pulsschlag wird Dank und Freude sein. Glauben Sie mir, ich bin erwacht, und unter so edlen Menschen werde ich gut und edel fühlen. Jeder Athemzug sei Wahrheit.

Er war so erschüttert, daß er verstummen mußte. Er entfernte sich auf einige Zeit, um durch die Stadt und vor den Thoren herum zu irren, und seinen Gefühlen Luft zu machen. Cäcilie! rief er aus, Dir bin ich wieder gegeben, Du bist mir geschenkt. Welche Unendlichkeit von Glück und Liebe in dem Einen Wort! O, Cäcilie! Aber ich fühle es, ich weiß es: kein Herz hätte Dich so lieben können, wie das meinige, und nur Deine himmlische Liebe konnte das, was in mir gut und rein war, erkennen.

Er fuhr aus seiner Träumerei auf, als ihm eine alte Hand die Schulter berührte. Er sah sich um, und fuhr vor des wohlbekannten Christophs Gesichte zurück.

Du hier? rief er aus; um's Himmelswillen! wie kommst Du hieher?

Mit meinem Herrn, erwiederte der Alte. Ach! es sind noch mehr Leute hier, die Sie kennen. Wir haben Sie schon seit lange gesucht.

Indem begegnete ihnen jener unbekannte Franzose in seiner reichen Uniform. Er stand still, grüßte Kronenberg, und redete dann den Diener an: Nun, wie geht's, mein guter Christoph? Seid Ihr auch wieder da? Christoph war verblüfft, verneigte sich tief, sah ihn wieder an, und rief dann aus: Ei, du aller Welt blaues Wunder! Ist es möglich, daß Sie der artige Mann von damals sind? Nun so habe ich doch schon immer gesagt, daß der jüngste Tag vor der Thür sein muß!

Jetzt näherte sich Karl von Wildhausen, und verwunderte sich sehr, seinen Diener in diesem Gespräch zu finden. Der Fremde verweilte nicht länger, nachdem er Kronenberg noch einige freundliche Worte gesagt hatte. Die beiden Freunde umarmten sich herzlich; alles Sonderbare, rief Karl aus, alles Seltsame wird gewöhnlich. Gestern komme ich in Geschäften hier an, heute morgen vernehme ich Dein Unglück; ich halte Dich für verloren, jetzt finde ich Dich frei; unser Christoph macht die vornehmsten Bekanntschaften; Dein Oncle Richard brennt, Dich in seine Arme zu schließen.

Er ist auch hier? rief Kronenberg aus.

Mit mir hieher gekommen, antwortete der Freund; ich habe ihn dahin vermocht, sich Deiner anzunehmen; Deine Gläubiger sind befriedigt. Aber nun war uns Deine Spur ganz verloren. Wir machten dann eine Geschäftsreise; er kommt mit mir in die hiesige Gegend,

und dringt darauf, einen Abstecher nach dem Gute eines alten Schulfreundes, des Grafen Wertheim zu machen; darum sind wir hier, und wollten nun nach dem Landsitze hinüber fahren. Da erfuhren wir heut früh durch das Gerücht Deine Arrestation und Gefahr, und zugleich die sonderbarsten Dinge von Deinem Leben. Bei diesen Nachrichten kam der alte Mann außer sich; nun zeigte sich erst, wie sehr er Dich immer geliebt hätte, da er Dich verloren geben sollte.

Indem sie sich dem Thore näherten, lief ihnen schon der alte Mann entgegen, stürzte weinend in Kronenbergs Arme, und rief: So habe ich Dich denn wieder, Du mein einziger Freund, mein Neffe, mein Sohn? Du bist mir wieder gegeben? Du bist frei? Wem hätte ich das doch nachlassen sollen, was mein ist, wenn Du verloren warst? Aber jetzt, mein Freund, wollen wir Alle vernünftig werden, und ich will den Reigen anführen; denn erst habe ich Dich in der Jugend verzogen, nachher bin ich zu strenge gegen Dich gewesen.

Sie gingen in Gesellschaft zum alten Grafen, und die Freude der Wiedererkennung war allgemein. Fahren wir wieder auf das Gut hinaus, sagte der Vater; man wird uns dort mit der größten Angst erwarten. So muß ich nur meine Frau abholen, sagte Karl. Deine Frau? fragte Kronenberg. Die Du recht gut kennst, antwortete jener; das Fräulein aus Neuhaus. Ich bin glücklich mit ihr; der junge Wehlen ist Lieutenant geworden, und im Felde; die Tochter ist als Frau recht vernünftig, und noch so liebenswürdig als sonst. Und meine Mutter, mein Theuerster, hat jetzt ganz zu Deiner Fahne geschworen; es ist deutsch-patriotisch; es ist unglaublich, was Einquartirungen vermögen.

Alle fuhren hinaus. Cäcilie und die Mutter waren entzückt, daß die Gefahr so glücklich ihrem Hause vorübergegangen war; der Vetter Feldheim hatte sich mit seiner jungen Frau schon wieder entfernt.

Als die Verbindung Cäciliens und Kronenbergs zur Zufriedenheit aller Uebrigen beschlossen war, sagte der Musikus zu Liancourt: sei ein Mensch nur recht armselig und dumm, fange er nur recht einfältige Streiche an, so wird sich das Glück eines solchen gerade annehmen.

Man vermißte ihn nicht, als er den Cirkel dieser Freunde von jetzt vermied. Emmerich verschmerzte auf edle Weise das Opfer, das sein Herz hatte bringen müssen, und Kronenberg ging seitdem in seinem Eigensinne so weit, daß er es auch nicht einmal dulden konnte, wenn im Scherz die Unwahrheit gesagt wurde.